This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

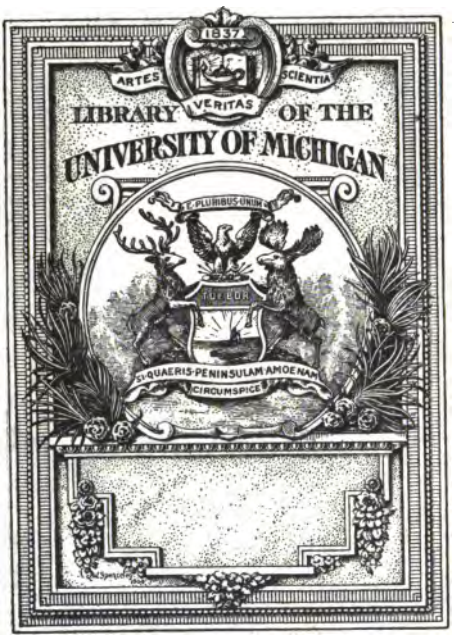
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

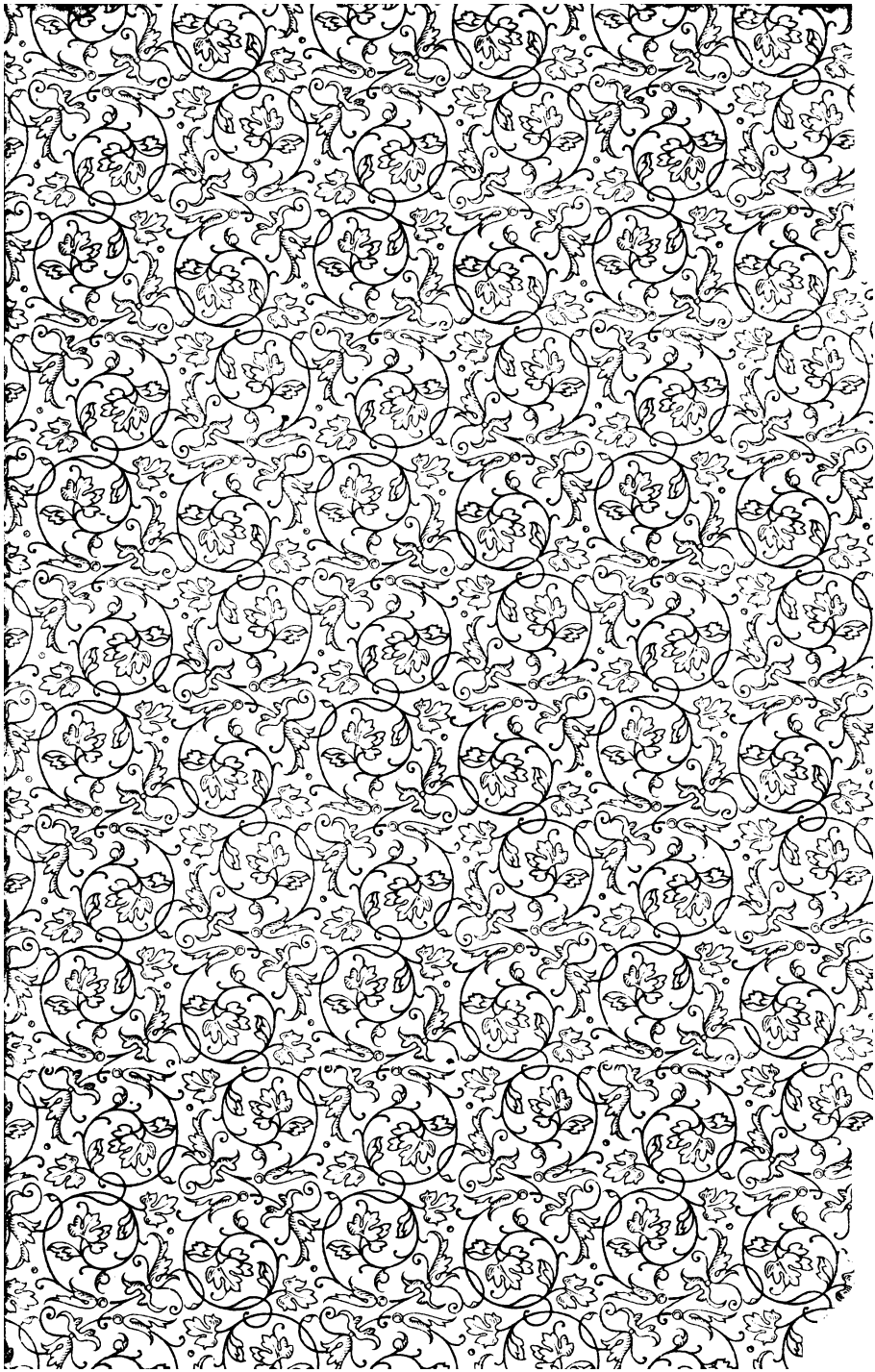
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBUR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



848
D240
D56

Alphonse Daudet

sein Leben und seine Werke

Alphonse Daudet

105553

sein Leben und seine Werke

Von

Dr. Benno Diederich

Berlin
C. A. Schwetschke und Sohn
1900

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von E. Appelhans & Comp. in Braunschweig.

03-3/-37

Frau Julia Allard-Daudet,

der Gattin des Dichters.

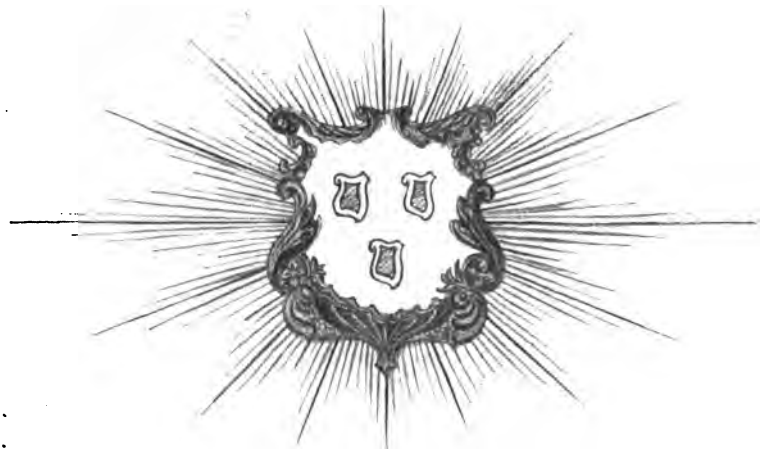
Buchschmuck

von

Theo Hoffmann-Hamburg.

Inhalts-Verzeichnis.

		Seite
I.	Einleitung	1
II.	Alphonse Daudets Jugend	5
III.	In der Verbannung	37
IV.	In Paris bei dem Bruder	56
V.	Auf eigenen Füßen	84
VI.	Daudets Novellen	120
VII.	Daudets Dramen	157
VIII.	Auf der Höhe des Lebens	200
IX.	Die großen Romane	234
	1. Der kleine Dingsda	236
	2. Fromont junior und Risler senior	246
	3. Jack	255
	4. Der Nabob	265
	5. Die Könige im Exil	273
	6. Numa Roumestan	282
	7. Die Evangelistin	290
	8. Sappho	293
	9. Der Unsterbliche	301
X.	Charakteristik von Daudets Kunst	309
XI.	Die komischen Romane	350
	1. Tartarin aus Tarascon	351
	2. Tartarin in den Alpen	364
	3. Port Tarascon	372
XII.	Des Dichters letzte Periode; letzte Romane	382
	1. Rosa und Ninette	400
	2. Die Stütze der Familie	402
	3. Die kleine Pfarre	404
XIII.	Ausklingen	414



I. Einleitung.

Alphonse Daudet nimmt eine eigentümliche Stellung unter den französischen Romandichtern ein. Während sonst der Hang unter ihnen, sich zu Schulen zusammenzugliedern, allgemein ist, sodaß die größeren die Häupter, die kleineren Anhänger dieser oder jener „Richtung" werden, zeigt Daudet weder aktiv noch passiv eine solche Neigung. Bedeutend genug wäre er schon für ein Schulhaupt: den Franzosen sind die Gestalten seiner Romane in Fleisch und Blut übergegangen, überall kennt man bei ihnen den Nabob, den alten Risler und wie sie alle heißen. Auch darin zeigt sich seine Bedeutung, daß er von keinem der Tonangebenden unterschätzt oder angefeindet wird. Während es sonst zu den Eigentümlichkeiten einer Partei gehört, die Eigenen zu loben, zu tadeln aber nicht nur

die Gegner, sondern überhaupt jeden, der sich nicht dazu hält, sind über Daudet Realisten wie Idealisten des Lobes voll. Man nimmt ihn als Künstler ernsthaft, als Menschen wahr, erkennt seine Schöpfungen als die Meisterwerke an, die sie sind, kurz man weist ihm eine Stellung so vollkommen über den Parteien zu, wie man sie kaum den Klassikern ruhig beläßt. Der tiefste Grund davon liegt darin, daß eben seine Kunst etwas Individuelles, thatsächlich Unnachahmliches ist; sofern man darüber schon jetzt urteilen darf, wird man ihn einmal zu den Klassikern, wenn nicht der Akademie, so der französischen Sprache und Litteratur des 19. Jahrhunderts rechnen.

Auch in Deutschland ist der Dichter seit langem bekannt. Hier macht man sogar schon den Anfang damit, ihn unter die Klassiker zu versetzen, indem man sich in gelehrten Spezialuntersuchungen mit seinem Sprachgebrauch, den Gesetzen seiner Poetik u. a. beschäftigt. Wichtiger aber für ihn und uns scheint es, daß er auch in den weiten Kreisen deutschen Publikums nicht bloß gekannt ist, sondern festen Boden gewonnen hat. Einen Grademesser dafür bildet nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage die Häufigkeit seines Vorkommens in Uebersetzungen. Da füllt der französische Dichter z. B. in der roten Romanbibliothek von Engelhorn nicht weniger als 15 Bände. Von der Reclamschen Universalbibliothek ging einmal die Notiz durch die Blätter, daß die Nummern, welche Daudetsche Werke enthalten, für ihren Verleger vortreffliche Zug- und Kassenstücke gewesen seien. Auch in der Händelschen und Meyerschen Bibliothek finden sich Schöpfungen unseres Dichters.

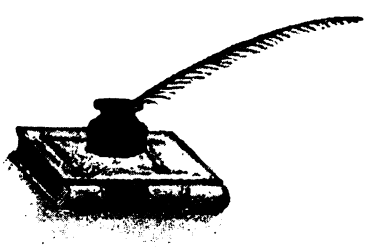
Außerdem sorgen für seine Popularität die Schulen.

Sein „Kleiner Dingsda“ wird besonders häufig gelesen; daneben einzelne seiner Novellen, vielleicht auch, obgleich das schon schwieriger, ausgewählte Stücke aus diesem oder jenem Roman. Auch in den Zeitungen und Journalen fand und findet sich noch jetzt, trotzdem der Dichter über zwei Jahr tot ist, sein Name häufig erwähnt, Aussprüche und liebenswürdige Charakterzüge werden erzählt, neue Ausgaben seiner Werke besprochen, ab und zu ein Brief von ihm veröffentlicht.

So fehlt es also unserem Autor nicht an Popularität und Interesse bei dem deutschen Publikum; eine vollständige Biographie giebt es indessen hier noch nicht von ihm. Einen Ansatz dazu hat A. Gerstmann gemacht, aber das ist nun beinahe 20 Jahre her, sein Buch in der langen Zeit veraltet; dem modernen Leser scheint es auf der einen Seite zu weitschweifig, während es nach der anderen zu wenig bietet. Ein abgerundetes Bild von dem Leben und Schaffen seines Helden konnte es überhaupt nicht geben, da es abschloß, als dieser noch über ein halbes Menschenalter zu leben hatte. — In der französischen Sprache sind die besten Quellen über Daudets Leben seine eigenen beiden Bände „30 Jahre Paris“ und „Erinnerungen eines Schriftstellers“, dazu das Buch seines Bruders Ernest, das unter dem Titel „Mein Bruder und ich“ (Mon frère et moi) über die ersten 20 Jahre reichlichen Aufschluß giebt, das Buch seines Sohnes Léon unter dem Titel „Alphonse Daudet“ und eine Studie von Henry Céard als Einleitung zu der im Erscheinen begriffenen Gesamtausgabe. — —

Es schien dem Verfasser dieses Buches keine undankbare Aufgabe, nachdem er sich lange und nicht bloß als

Amateur mit den Werken Daudets beſchäftigt hatte, einmal über dieſe und das Leben ihres Autors zuſammenzufaſſen, was ihm des Mitteilens und Wiſſens auch für weitere Kreiſe wert ſchien. Denn nicht für Gelehrte wollte er ſchreiben, obwohl er ſelbſt von langer Hand her weitläufige Kollektaneen geſammelt und wiſſenſchaftliche Beobachtungen aufgezeichnet hatte, ſondern er wollte den zahlreichen Freunden ein bequemes Buch in die Hand geben, das ihnen das Leben ihres Dichters lebendig erzählte, eine menſchliche und künſtleriſche Charakteriſtik von ihm gab und von ſeinen Werken das Wiſſenswerte mitteilte.



II. Alphonse Daudets Jugend.

Es war mitten in der Schreckenszeit der großen Revolution. Auch auf der Esplanade der guten Stadt Nimes in Südfrankreich war das Fallbeil aufgerichtet und ließ Tag für Tag seine dumpfen Schläge erschallen. Das Blut der lustigen, königstreuen Provençalen floß in Strömen. An einem einzigen Tage schickte man 30 arme Handwerker, die der Verschwörung mit dem Königshause angeklagt waren, unter das Messer der Guillotine. Als nun der traurige Zug in seinen Armensünderkarren das Miserere singend nach dem Richtplatz zog, da stand unter den Zuschauern ein Mann, Seidenweber seines Zeichens, dem wollte es fast das Herz abdrücken, als er dieses Häuflein menschlichen Elends sah. Er mußte an die rauhen, freien Berge der Cevennen denken, von denen er mit seinem Bruder herabgestiegen war, und daß eben dieser Bruder vor nicht langer Zeit dieselbe jämmerliche Fahrt zum Tode gethan. Seine Augen füllten sich mit mitleidigen Thränen, und in der Bekümmernis seiner Seele rief er aus: „Ach die armen Leute!“ Im Augenblick sah er sich vorwärts gestoßen, zusammengedrängt, umringt von einer Menge zerlumpter Gestalten, die mit wilden Gebärden alte Pieken und rostige Säbel schwangen

und auf den Verräter einschrieen. Und vielleicht wäre jetzt sein letztes Stündlein gekommen, und man hätte ihn ohne Urteil und Recht gleich zu den anderen auf den Armesünderkarren gebracht, wenn nicht einer unter den Wilden, weniger fanatisch, ihn hätte durchschlüpfen und entkommen lassen. Der so mit genauer Not dem Tode entrann, hieß Jacques, mit Nachnamen Daudet, und war nachmals der Großvater des berühmten französischen Dichters.

Als armer Seidenweber war Jacques von den Cevennen in die Stadt hinabgestiegen, schon unter dem Konsulat stand er an der Spitze einer ansehnlichen Werkstatt, deren Erzeugnisse bei den Fabrikanten von Nimes schnellen Absatz fanden. Die Zahl der Webstühle vergrößerte sich mehr und mehr; der Besitzer, müde ein bloßer Arbeiter zu sein, eröffnete einen Laden, in dem er seine Erzeugnisse verkaufte, und erwarb so nach und nach ein kleines Vermögen. Auch verheiratet hatte er sich inzwischen und war Vater von einem Sohne und zwei Töchtern, als ihm der Himmel noch einen Sohn bescherte, der den Namen Vincent erhielt.

Vincent wuchs heran, wurde schon früh ins Geschäft gesteckt, denn von der Gelehrsamkeit hielt der Vater nicht viel, und ward ein reisegewandter, welterfahrener junger Mann, der mit einem Wagen voller Seidenwaren aus des Vaters Werkstätten Frankreich bis nach der Normandie und der Bretagne durchfuhr, den Geschäftsfreunden mit einer sicheren, frühreifen Männlichkeit gegenübertrat, und sich nicht scheute etwaigen Nachtvögeln, die es auf den wertvollen Inhalt seines Wagens abgesehen hatten, mit den beiden Pistolen, die er stets in einer grünen Tasche bei sich führte, furchtlos zu begegnen.

Das weitaus größte Geschäft in der Seidenbranche war damals die Firma Reynaud in Nîmes und Lyon, mit der die Daudets, Vater und Sohn, je mehr das eigene Geschäft prosperierte, in Verbindung traten. Jene waren geschäftlich wie sozial höchst angesehen. Mühelos konnten sie ihr Geschlecht bis in die Zeiten Ludwigs XIII. und Richelieus verfolgen, wo ein Urahne das alte Stammhaus la Vignasse gekauft hatte, das eine Linie noch jetzt bewohnte; weit verzweigt war die Familie, die einzelnen Glieder durch die Revolution durcheinander geschüttelt, z. T. mit romantischen Schicksalen: einer war als Hoflieferant in Petersburg reich geworden und später nach Sibirien verbannt, ein anderer lehrte als berühmter Abbé und Internatsvorsteher in Alais, im Auslande waren sie alle gewesen. Der Inhaber des Geschäfts in Nîmes stand als Großkaufmann auf der Höhe, Mme. Reynaud, eine Frau von seltenen Gaben und Schicksalen, war tonangebend in der Gesellschaft, sie besaß eine Loge im Theater, einen schönen Landsitz einige Meilen von der Stadt, und spielte besonders gelegentlich der Rückkehr der Bourbonen eine große Rolle.

Mit diesem Hause, dem die Daudets wie ein kleiner Fabrikant dem Großkaufmann gegenüberstanden, in Beziehung zu treten, war natürlich von großem Vorteil. Vincent aber hatte sich's in den Kopf gesetzt von den sechs Kindern desselben die älteste Tochter Adeline zu heiraten. Natürlich zuerst energischer Widerstand, besonders von Seiten der Brüder, auch Vater und die einflußreiche Mutter schüttelten mißbilligend den Kopf, als ihnen der schwarzlockige, dunkeläugige Freier in seinem zugeknöpften schwarzen Ueberrock, den er stets zu tragen

pflegte, sich vorstellte. Aber item, Fräulein Adeline und ihr guter oder böser Stern sagten ja, und so mochte denn in Gottes Namen anfangs 1830 die Hochzeit stattfinden.

* * *

„Ich bin geboren den 13. Mai 18 . . in einer Stadt der Languedoc, wo man, wie in allen Städten Südfrankreichs, viel Sonne, viel Staub, zwei oder drei altrömische Bauwerke findet." Mit diesen Worten beginnt Alphonse Daudet seinen Roman „Der kleine Dingsda", dessen Held er selbst ist, und in dessen erster Hälfte er, allerdings mit mancherlei dichterischen Freiheiten, ein großes Stück seines eigenen Lebens erzählt.

Er wurde also am 13. Mai 1840 zu Nimes im Flußgebiet der unteren Rhône, etwa 50 km. nördlich vom Golfe du Lyon geboren. In glücklichen Verhältnissen kam er zur Welt. Das Geschäft seines Vaters Vincent Daudet florierte, die Familie mit dem vielköpfigen Anhang väterlicher- wie mütterlicherseits war hoch angesehen wegen ihres soliden Reichtums sowohl, als weil sie zu den Alteingesessenen des Landes zählten, die sich ja überall in der Provinz zu einer Art bürgerlicher Aristokratie ausbilden. Die Religion des Hauses war natürlich katholisch, die politische Tendenz streng royalistisch, d. h. dem alten Königshause der Bourbonen treu ergeben.

Der Vater war ein strenger, nüchterner Mann, den größten Teil des Tages im Geschäfte thätig, schon in jungem Alter über seine Jahre ernst, ungeduldig und leicht gereizt. Seine Mußestunden füllte er mit praktischer Politik; für die Bourbonen, deren Häupter sich nach Frohs-

dorf bei Wien in das Schloß der Herzogin von Angoulême zurückgezogen hatten, betrieb er eine eifrige Propaganda. Andere Interessen als Geschäft und Politik gab es für ihn kaum, für poetische und künstlerische Ausgestaltung seines Lebens hatte er keinen Sinn. Anders die Mutter, bei der sich im Gegensatz zu der prosaischen Nüchternheit ihres Gatten eine phantastische Vielleserei ausgebildet hatte. Schon als Kind liebte es Adeline Reynaud, sich mit einem Buche in den Hintergrund der väterlichen Magazine zu verkriechen, um dort zwischen den Seidenballen ungestört lesen zu können. Auch später, als sich aus dem etwas kränklichen Kinde eine zarte junge Frau entwickelt hatte, aus deren olivenfarbenem Antlitz ein paar große Augen traurig herausſahen, war die Lektüre ihre einzige Leidenschaft. Eine träumerische, romantische Natur lebte sie mehr mit den Helden ihrer Romane als in der Wirklichkeit. Dabei zeigte sie eine rührende Geduld und Ergebenheit in den Willen des ihr so unähnlichen Mannes.

Von den drei Kindern der Daudets ging der älteste, Henry, mehr seine eigenen Wege und ist nachher früh gestorben. Dagegen waren Alphonse und sein drei Jahre älterer Bruder Ernest unzertrennlich und sind auch so für das Leben geblieben. Ihre Spiele erfüllten das alte große Haus, in dem die Eltern wohnten; freilich in der Nähe des Vaters durften sie nicht zu laut werden, und wenn sich einmal ihre lockigen Gesichtchen in der Thür zeigten, so verschwanden sie schnell wieder vor dem strafenden Blick Vincent Daudets. Dagegen bewaffnete sie ein Vetter, der im selben Hause wohnte, mit hölzernen Säbeln, und im Zimmer der Mutter durften sie ungestört

umhertollen, da diese in irgend ein Buch versenkt, den Lärm der Kinder überhörte.

Wir besitzen ein Porträt von Alphonse aus seiner Kinderzeit: ein hübscher, kleiner Junge von drei bis vier Jahren, große braune Augen, kastanienblondes Haar, einen matten Teint und Züge von einer ausgesuchten Feinheit. Seine hervorstechendste Charaktereigenschaft war ein Hang zu wilden Zornausbrüchen, den er später als Erwachsener nur mit großer Willenskraft überwinden lernte. Sein Bruder erinnert sich noch, wie er eines Tages, wegen einer Unart allein in einem Zimmer eingeschlossen, dort mit einer solchen Raserei zu kehr ging, daß man notgedrungen die Thür wieder öffnen mußte. Man holte ihn heraus, den Kopf voller Beulen und Hautabschürfungen: der Kleine war in seiner Wut immer mit dem Kopfe gegen die Wand gerannt. So erschien er schwer zu erziehen, eigenartig gemischt aus Folgsamkeit und Ungehorsam, Gutmütigkeit und Trotz. Dabei beherrschte ihn eine unüberwindliche Lust, sich in allerhand unbekannte Abenteuer einzulassen, Veranlassung zu um so größerer Sorge, als eine außerordentliche Kurzsichtigkeit die Gefahren vermehrte.

Was sonst dem Kinderleben Glanz verleiht, besaßen die beiden kleinen Daudets als Kinder eines vermögenden Hauses in reichem Maße. Zunächst eine wohlgefüllte Spielzeugkiste, die sich um Bruder Henrys Spielsachen als Grundstock allmählich zu einem ganzen Zimmer auswuchs. Dann genug Leute, die sich mit ihnen beschäftigten, eine große Anzahl gleichaltriger Spielgefährten, die sich aus dem Nachwuchs der weitverzweigten Verwandtschaft rekrutierten, ferner die üblichen Feste, Namenstag und

Weihnachten mit ihrer überraschungsfrohen Herrlichkeit. Als besondere Glanzpunkte leuchteten hervor die berühmte Messe von Beaucaire, der benachbarten Stadt, wo sich schon seit vielen Menschenaltern die gesamte Kaufmannschaft Südfrankreichs einmal des Jahres ein Stelldichein gab. Da zog das ganze Haus Daudet mit seinen Waren und Leuten zu Markte, nur die Kinder wurden unter der Obhut der Mutter und der nötigen Bedienung zurückgelassen und tummelten sich nach Herzenslust in dem vereinsamten Hause. Kam der Vater zurück und die Kisten wurden ausgepackt, fanden sich immer für die Jungen kleine Ueberraschungen, die mit jubelnder Freude hervorgezogen und sofort in Gebrauch genommen wurden.

Herrlich waren auch die Ausflüge an schönen Sommertagen: da wurden sie mit einem halben Dutzend Cousins und Cousinen ihres Alters in die alte Familienkutsche gepackt, ein paar erwachsene Onkel oder Tanten fuhren mit, und hinaus ging's über die sonnigen, weißbestaubten Chausseen in die Weinberge oder Olivenwäldchen. Auf dem Rückwege pflegte man in der Fabrik Vincent Daudets einzukehren. Ein herrlicher Garten hinter den Werkstätten lud mit seinen köstlichen Früchten zu einem kleinen Abendimbiß ein. Schließlich kehrte man beim Schein des Mondes heim, die Kinder halb eingeschlafen, gewiegt von den Klängen der Volkslieder, die die Verwandten im Chore sangen.

So verlebte der kleine Alphonse mit seinem Bruder einige wunderbare Jahre der ersten Kindheit. Aber die Sonne, die strahlend über seinem Lebensmorgen aufgegangen war, sollte sich bald verdunkeln. Wolken zogen sich zusammen, dichter und dichter, zuerst von den Kindern

nicht beachtet; aber als das helle Gestirn ganz verschwand, wurden auch ihre Spiele leiser und schüchterner, und endlich warteten sie mit den Eltern ängstlich auf das Ungewitter, das sich über ihren Häuptern zusammentürmte. Es dauerte eine lange Zeit, bis das Unheil sich in seiner ganzen Schwere über dem Hause Vincent Daudets entladen hatte, ganze zehn Jahre hindurch, und als die Sonne sich wieder siegreich durchkämpfte, um mit strahlender Helle den Lebensweg Alphonses und seines Bruders über die Mittagshöhe hinweg zu begleiten, da erschien sie eben früh genug, um den Eltern der beiden noch einen ruhigen, warmen Lebensabend zu bereiten.

Man schrieb das Jahr 1846, als das Glück Vincent Daudets von den ersten schweren Schlägen betroffen wurde, und diese fielen mit solcher Wucht, daß sie den behaglichen Wohlstand der Familie sofort änderten. Zuerst machten mehrere Hauptschuldner des Vaters Bankerott und rissen einen nicht geringen Teil seines Vermögens in ihren Sturz hinein; dann trat im Zusammenhange mit der politischen Lage Frankreichs eine allgemeine Krisis im Geschäftsleben ein, und schließlich starb noch, um das Maß voll zu machen, der alte Großvater Reynaud, welcher moralisch wie finanziell ein zusammenhaltender Mittelpunkt der Familie gewesen war. Bei der Erbschaftsregulierung ergab sich: die Söhne hatten mit dem väterlichen Vermögen so leichtsinnig gewirtschaftet, daß den Verwandten, welche damit ihre eigenen Schwierigkeiten zu heben hofften, nichts übrig blieb. So folgten dem Tode des Alten zunächst tiefgehende Zerwürfnisse in der Familie; Vincent Daudet wollte einen Prozeß gegen seine Schwäger anstrengen, seine Frau, zwischen Mann

und Brüder gestellt, vergoß bittere Thränen. Dann galt es sich einzuschränken. Man beschloß zunächst die große Stadtwohnung aufzugeben und in die Fabrik überzusiedeln, die schweigend und unbenutzt vor den Thoren lag, da der Betrieb seit einiger Zeit eingestellt war.

Auch Ernest und Alphonse mußten die Einschränkung empfinden. Sie gingen in ihr dreizehntes und achtes Jahr, hatten eine Vorschule besucht, in der sie Rechnen, Schreiben, Lesen gelernt, waren auch schon soweit in den Wissenschaften, daß eine Sammlung Kindergeschichten, vor einiger Zeit mitgebracht, stürmisches Entzücken und lesewütigen Eifer erregt und gestillt hatte. Nun besuchte Ernest ein Gymnasium (um nach deutschen Begriffen zu reden), und Alphonse sollte auch dorthin kommen, um mit den Anfangsgründen des Lateinischen in den Vorhof höherer Bildung hineingelassen zu werden. Aber die höheren Schulen waren teuer, besonders die, welche Ernest mit den Kindern der reichen Bourgeoisie von Nimes besuchte; auf der anderen Seite glaubte der Vater mit Recht, gerade jetzt alles thun zu müssen, um seinen Söhnen eine möglichst gediegene Vorbildung mit auf den Weg zu geben, und — zu seiner Ehre sei es gesagt — er ist, wie schlimm und schlimmer sich die Verhältnisse auch später gestalteten, von diesem Grundsatze weitsichtiger Vaterliebe nie abgewichen. So wurde der Mittelweg eingeschlagen, daß beide Söhne zwar in dem gelehrten Unterricht belassen, aber in eine billigere Schule gebracht wurden.

Der Umzug nach der Fabrik fand statt im Jahre 1848. Die Kinder fanden sich recht gut mit diesem ersten bedeutsamen Ereignis ihres Lebens ab, wie in den ersten

Kapiteln des „Kleinen Dingsda“ behaglich zu lesen. Licht und Luft, große Zimmer und weite Säle gab es genug, in denen die Knaben ihre Nachmittage, wenn sie aus der Schule gekommen waren, verbringen konnten. Sie liefen in den Höfen herum, auf die die weiten, verlassenen Werkstätten sich öffneten, machten sich geheimnisvolle Verstecke in der Dampfmaschine, deren Schwungräder und Kolben wie in unheimlichem Zauberschlaf erstarrt waren, kugelten sich auf den Grasplätzen des Gartens und spielten mit Leidenschaft den eben gelesenen Robinson mit Höhle und Waffen und dem gelehrigen Freitag. Nicht selten kamen auch Cousins und Cousinen, ihre lustige Freiheit zu teilen, und der fröhliche Lärm der Kinder stand in seltsamem Kontrast zu der Beklommenheit der Eltern, die bei dem Stillstand der Fabrik den vollkommenen Ruin ihres Vermögens noch mehr beschleunigt sahen.

Das graue Einerlei wurde etwas unterbrochen durch die Ankunft eines Onkels aus Lyon, eines seltsamen Heiligen, der die Direktion der Fabrik, falls diese einmal wieder in Gang käme, und besonders die Färberei übernehmen sollte. Er ließ sich häuslich nieder und begann mit einem Feuereifer seine künftigen Funktionen zu studieren, und zwar betrieb er dies derart, daß er alle Illustrationen, deren er in eigenen und fremden Büchern habhaft werden konnte, kolorierte. Alphonse wurde sein erklärter Liebling, er machte sich zum Mitschuldigen seiner kindlichen Streiche und half ihm deren Folgen vertuschen. Später, als der Kleine ein berühmter Schriftsteller war, hat er ihm im Nabob nach seiner Art ein Denkmal gesetzt, indem er ihn dort als „Kassierer der Territorialkasse“ in Lebensgröße auftreten und handeln ließ. Der

Onkel selbst verschwand eines Tages aus der Fabrik und ward nicht mehr gesehen.

Einen Lichtstrahl brachte auch die Geburt eines Schwesterchens, in Zukunft bestimmt, Alphonses Schwager zu heiraten. Ferner bot die Zeit der großen Wahlen eine Abwechselung, wo der Vater seine geräumigen Fabriksäle der royalistischen Partei für ihre Zusammenkünfte überließ. Mehrere Abende hindurch hörten die Kinder, die im Garten spielten, den Lärm dieser Versammlungen, wo es sehr leidenschaftlich zuging, hitzige Stimmen durcheinanderschrieen, wilde Rufe der Wut und des Abscheues mit tobenden Aeußerungen des Beifalls wechselten und eine Anzahl Fensterscheiben zerbrochen wurden. (Der Hausherr mußte, als die Wahlen vorbei waren, etwa 100 Stück neue einsetzen lassen.) Einige Wochen später wurde die Fabrik an eine Gesellschaft von Karmelitern verkauft, die noch jetzt darin ihr Wesen treiben. Der Vater ging nach Lyon, um dort zu versuchen, sich eine neue Basis zu schaffen. Die Mutter mit den Kindern zog nach der Stadt zurück, wo sie eine kleine Wohnung gemietet hatten.

Ernest und Alphonse weinten bittere Thränen, als sie die geliebte Fabrik verlassen mußten. Indessen wußten sie sich bald zu trösten. Auch in der neuen Wohnung gab es einen Garten, in dem besonders der Jüngere seine Höhle und seine Robinsonsinsel finden konnte; eine kleine Freundin, die Tochter des Hauswirts, spielte den Freitag. Indessen empfand er nicht mehr die frühere Freude dabei; der kleine Alphonse wurde eben erwachsener und bethätigte den erfreulichen Fortschritt seiner Entwickelung durch einen natürlichen Trieb zu allerhand Streichen, die er mit seinen Kameraden verübte und deren Pointe

meist darin bestand, harmlose Nachbarn durch Reißen an den Klingeln, gelegentliches Einwerfen ihrer Fenster und ähnliche anmutige Scherze zu ärgern. Drohte eine Entdeckung, oder nahm die Sache sonst eine gefährliche Wendung, so beruhigte Ernest den kleinen Bruder, sekundierte ihm mit Ausreden und Verheimlichungen und wurde so der Vertraute aller seiner Schülerstreiche.

Im übrigen dauerte dieser Aufenthalt in Nîmes nicht mehr lange. Der Vater hatte eine aussichtsreiche Stellung in Lyon gefunden, und im Frühling 1849 reiste ihm die Familie nach. Herzzerreißend war der Schmerz, den Madame Daudet bei der Trennung von ihrer Vaterstadt und Familie empfand. Sie fühlte mehr als die anderen, daß sie nach Lyon in die Verbannung ging, und ihre tiefe Trauer warf über die ganze Reise einen Schleier von Melancholie, der auch für die Kinder keine rechte Freude aufkommen ließ, obgleich sie neues genug sahen, von der Postfahrt an, die sie bis nach Valenciennes führte, dann die lange Dampferfahrt, die eintönigen Ufer der Rhône hinauf nach Norden, die Ankunft in Lyon, die Droschkenfahrt über die Kais zwischen finsteren, hohen Häusern hindurch und schließlich die Landung in einer vierten Etage der rue Lafont.

Der Aufenthalt in Lyon dauerte bis 1857. Mit Trauer fing er an, mit verzweifeltem, fruchtlosen Ringen um die tägliche Existenz setzte er sich fort, mit vollständigem Ruin endete er. Es waren neun schlimme Jahre, die folgenschwerste Zeit ihres Lebens für Eltern und Kinder. Für Vincent Daudet von Anfang an eine abschüssige Bahn, ein erst langsam, dann schneller fortschreitendes Hinabgleiten, tiefer und tiefer.

Von vornherein war der Eindruck von Lyon kein angenehmer, und noch im späteren Alter erinnerte sich Alphonse Daudet mit Schaudern desselben: „ein niedriger Himmel, schwarz von Ruß, zu dem aus den beiden Flüssen beständig ein feuchter Nebel emporstieg; es regnete nicht, es näßte, und in dieser faden, naßkalten Atmosphäre liefen die Tropfen an den Wänden der Häuser hinunter, das Pflaster schwitzte, die Treppengeländer fühlten sich klebrig in den Händen. Die ganze Bevölkerung, ihre Art sich zu geben, ihre Sprache, alles atmete dieselbe Feuchtigkeit der Luft". Das war natürlich nur ein subjektives Urteil, welches der großen Handelsstadt am Zusammenfluß der Saône und Rhône durchaus nicht gerecht wurde, aber man darf nicht vergessen, daß die Familie aus dem lebhaft bewegten, farbenfreudigen Süden in den Lyoner Nebel versetzt, sich wie in der Verbannung vorkam, so fremd erschienen ihr Sprache, Sitte, Gewohnheit, Klima, Menschen und Dinge.

Vincent Daudet hatte zuerst eine Stellung angenommen, aber sei es, daß diese zu wenig einträglich war, sei es, daß der eigenwillige Mann nicht dazu paßte, er machte sich bald wieder selbständig, nur mit dem Unterschied, daß er früher seine eigenen Erzeugnisse verhandelte, während er jetzt sich mit dem weniger einträglichen Zwischenhandel begnügen mußte. Die erste Wohnung stellte sich auch bald als zu teuer heraus und wurde mit einer zweiten Etage in einer Straße vertauscht, die auf die Rhônekais mündete und den bezeichnenden Namen „Engpaß" führte. Dieser Wohnungswechsel bedeutete schon wieder einen Schritt nach unten. Zwar war das Logis groß genug, die Geschäftsräume aufzunehmen, aber wenn man

aus den Vorderfenstern sah, erhoben sich auf der anderen Seite der schlecht gepflasterten Gasse die finsteren Wände des Lyceums und nahmen dem Beschauer Licht und Luft. Dazu drang, wenn die Rhône über ihre Ufer trat, was sich in den Jahren, wo die Daudets dort wohnten, zweimal ereignete, das Wasser die ganze Straße hinauf und stand ca. ein Meter hoch im Flur des Hauses, sodaß es die Bewohner einmal drei Tage hindurch nur per Kahn verlassen konnten. Natürlich trug das Gebäude die Spuren der häufigen Ueberschwemmungen. Die Eingangsthür mit mosigem Schimmel bewachsen, der Korridor grün angelaufen, der Gipsbewurf überall bröcklich, die Treppen dunkel und feucht, feucht auch die Wohnungen vom Keller bis unter das Dach.

Die innere Hoffnung, welche dem Vater sein mühevolles Tagewerk leicht und die augenblickliche Existenz erträglich erscheinen ließ, beruhte auf der Ueberzeugung, daß alles nur ein Uebergang, dem durch die baldige Rückkehr des legitimen Königshauses ein schnelles Ende bestimmt sei. Bei seiner letzten geschäftlichen Anwesenheit in Paris war er den Häuptern der royalistischen Partei vorgestellt worden; einer von ihnen, den die anderen Monseigneur nannten, hatte sich seinen und seiner Söhne Namen notiert, mit dem Versprechen, als Lohn für ihre Treue, sobald der rechtmäßige König wieder auf dem Throne säße, ihnen allen Stellungen zu verschaffen. Gewissermaßen als Bestätigung empfing er, wieder nach Lyon in seine feuchte Wohnung zurückgekehrt, ein Erinnerungszeichen aus Frohsdorf: auf einem Blatt weißen Papiers ein rotes Siegel mit drei Lilien und den Worten „fides, spes“ und darunter stand ge-

schrieben: „Herrn Daudet gewidmet. Henri". Große Freude darüber in dem Hause des sonst so freudenarmen Mannes; der Zeitpunkt der endlichen Wiedereinsetzung der Bourbonen erschien in greifbarer Nähe, wie das Aufgehen eines herrlichen Morgenrots. — Da bedeckten sich plötzlich die Mauern der Häuser mit weißen Zetteln, vor denen die Menschen sich zusammendrängten, zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen, die Stadt in Belagerungszustand versetzt, Truppen kampierten auf den Straßen, wo die Wachtfeuer loderten, und an den Brückenköpfen waren Kanonen aufgefahren. Der Staatsstreich war über Nacht geschehen, Napoleon Kaiser der Franzosen, und vor seinem großen, glutrot aufgehenden Gestirn erbleichten die bescheidenen Hoffnungen des armen Vincent Daudet. Es mag wohl trostlos und finster in der Seele des geprüften Mannes ausgesehen haben, und Madame Daudets Augen nicht nur vom Lesen ihrer Romane gerötet gewesen sein.

Es war dafür gesorgt, daß Vincent Daudet durch die plötzliche Vereitelung seiner besten Hoffnungen nicht ganz zu Boden gedrückt wurde. Neue Peitschenschläge des Schicksals jagten ihn wieder auf. Er fiel in eine langwierige Krankheit, die das ohnehin nicht blühende Geschäft schwer schädigte. Ein altes Dienstmädchen, Annette, das auch im „Kleinen Dingsda" eine freundliche Rolle spielt, das um all die Misere der Familie wußte und aus Anhänglichkeit mitgegangen war, mußte entlassen werden. Der Vater hatte während seiner Krankheit ungerechterweise einen Widerwillen gegen sie gefaßt. Als er genesen, hätte er sie gern wieder bei sich gesehen, aber sie kam nicht mehr, die Heimat hielt sie zurück.

Inzwiſchen war Erneſt erwachſen genug, um die traurige Lage der Seinen zu empfinden. Ihm ſchien es beſſer, irgend etwas gewinnbringendes zu thun, als nutzlos die Schulbank zu drücken. Er bat, ihn aus der Lateinſchule herauszunehmen. Der Vater — wir kennen ſeine Grundſätze — willfahrte nach langem Sträuben. Er nahm den Sohn, welcher Kaufmann werden wollte, als Lehrling in ſein eigenes Geſchäft. Da arbeiteten nun die beiden lange Stunden nebeneinander, falteten die Stoffe, ſchrieben Briefe, machten Rechnungen auf, packten Seidenzeuge ein; abgeſehen davon, daß ihnen ein Arbeiter die Packen von und nach dem Geſchäfte trug, thaten ſie alles allein und dachten nicht daran, ſich zu beklagen: ſie waren reichlich belohnt, wenn nur ein Kunde kam.

An Kundſchaft hätte es auch nicht gemangelt, denn die Waren des Geſchäfts ſtanden in dem Rufe, geſchmackvoll zu ſein, „gut und nicht teuer“, aber es fehlte das Geld. Alle Augenblicke mußte man die Neueinführungen einſchränken, wenn man ſie um Gottes willen hätte ausdehnen ſollen, und dann wieder, wenn man mit aller Anſtrengung die Fächer des Magazins angefüllt, trat irgend eine zufällige Stockung im Verkauf ein, und man hatte kein Geld mehr, nachdem vorher alle Hilfsquellen erſchöpft. So ging es ſeinen ſtoßweiſen, aufreibenden Gang weiter, immer zwiſchen Bankerott und Prolongationen ſchwankend, bergab. Dabei die Angſt vor den Verfalltagen der Wechſel: mit hungriger Hoffnung lauerten die beiden auf einen Kunden, bis ſie ſchließlich 100 bis 200 Seidentücher in eine Kiſte packten, einem Dienſtmann auf die Schulter luden, und ſie irgendwo,

Schamröte im Gesicht und Wut im Herzen, für einen Spottpreis losschlugen.

Nach und nach kamen auch die Wechselproteste mit all ihren Qualen und Erniedrigungen. Eines Morgens um 7 Uhr, die Mutter schlief noch, trat ein Gerichtsvollzieher mit zwei Gehilfen in das Magazin, um eine Pfändung wegen unbezahlter Wechsel vorzunehmen. Durch die schnelle Energie Ernests wird dies Schlimmste noch einmal abgewendet, aber Chef und Lehrling der Firma wissen wohl, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Trotzdem aber weiter kämpfen, denn weil man lebt, will und muß man leben; darum einschränken, Vincent Daudet, noch mehr einschränken, nur in dem einen nicht, du gebeugter, bei aller Schroffheit edler Mann, daß du deinen Sohn Alphonse nicht aus dem Gymnasium nimmst, nicht ihn Klempner oder Schreiner werden läßt, wie ein reicher, kaltherziger Berater will; ihn laß auf der Schule noch die ein oder zwei Jahre, bis du ganz und vollständig ruiniert bist, laß ihn um deines und seines guten Sternes willen; aber euer Dienstmädchen, siehst du, die robuste Auvergnatin, welche die alte Annette ersetzt hat, die kannst du abschaffen, obgleich sie weiß Gott nicht viel kostet. Nun mag Madame Daudet, auch jetzt noch durch die Fürsorge ihrer Angehörigen wenig mehr gewohnt, als die Seiten ihrer Romane umzublättern, nun mag sie ihre zarten Hände in der Küche regen und Ernest kann die Lebensmittel einholen. Nur für die gröbsten Arbeiten, die ihr Körper nicht verträgt, muß die zarte Frau eine Aufwärterin haben. O ihr reichen Reynauds, Großkaufleute aus Nîmes, wenn ihr das sehen könntet.

Allmählich wanderte jetzt das alte Silberzeug und

die Schmuckstücke der Mutter, was man so aus den früheren Schiffbrüchen gerettet, ins Leihhaus. Das Geschäft schrumpfte mehr und mehr zusammen, für zwei wurde es zu eng und so trat Ernest aus und in eine selbständige Stellung, zuerst — o Ironie des Schicksals — bei einem Pfandleiher, dann, da ihm der Anblick all des Unglücks, durch die Erinnerung an das eigene verschärft, unerträglich schien, bei einem Spediteur, wo er bis in die Nacht hinein Frachtbriefe ausfüllen mußte, aber gut verdiente.

Auch für Vincent Daudet kam schließlich nach sieben Jahre langer Qual das Ende. Mit rastloser Arbeit hatte er weiter nichts erreicht als eine Schuldenlast, unter der er zusammenbrach. Einen Augenblick hatte er noch gehofft einen Geldmann zu finden, um mit dessen Hilfe sein Geschäft noch einmal flott zu machen; seine Bemühungen waren vergeblich, und er gab es jetzt auf. Eines Morgens verkaufte er en bloc die Waren, die er noch auf Lager hatte, und machte die Schlußbilanz, aus der der Bankerott deutlich hervorging. Nachdem er von seinen Gläubigern Aufschub erbeten und erhalten, trat er in ein Weingeschäft, in eine abhängige Stellung, aber doch froh, den ewig drohenden Verfalltagen und Wechselpräsentationen fürs erste entronnen zu sein.

Zugleich mit dem Geschäft wurde auch die feuchte Wohnung in dem schlechtgepflasterten „Engpaß" aufgegeben und die Familie siedelte in die rue de Castres über in ein bescheidenes Zwischenstockwerk allerdings, aber es lag in einem luftigen, freundlichen Stadtviertel mit Sonnenschein in den breiten Straßen und von den grünen Baumreihen belebter Alleen durchzogen. Alles atmete auf, das Schicksal schien endlich von dem unglücklichen Hause abzu-

lassen; gewiß, aber nur, um zu einem neuen Schlage auszuholen.

Der älteste Bruder Henry, welcher am meisten von der krankhaften Phantastik der Mutter mitbekommen, wollte Priester werden, und hatte schon die niederen Weihen empfangen. Plötzlich stiegen ihm Zweifel über seine Berufung auf, in halb ekstatischer Frömmigkeit hielt er sich nicht für würdig und kehrte nach Hause zurück, zum großen Aerger des Vaters, dem diese Zweifel absolut unverständlich waren. Hier lebte er einige Zeit von Musikstunden und gelegentlichem Orgelspiel in den Kirchen. Die dichterische Begabung Ernests, die sich in dem jüngeren Alphonse zum poetischen, sprachschöpferischen Talent ersten Ranges verfeinerte, schien sich bei dem älteren nach der musikalischen Seite entwickelt zu haben; eine musikalische Ausdrucksfähigkeit von seltener Vielseitigkeit und wunderbarer Feinheit zeichnete ihn aus. Nach drei, vier Monaten dieses zwecklosen Lebens müde, trat er in den Lehrkörper des „Collège de l'Assomption" in Nimes. Da traf plötzlich ein Brief ein mit der Mitteilung, er liege an einer schweren Gehirnentzündung krank. Die Mutter reiste sofort zu ihm, sie fand ihn nicht mehr am Leben. Nur den Trost hatte sie, daß sie ihren Aeltesten wenigstens noch einmal sehen konnte und ihm einen letzten Kuß auf die bleiche Stirn drücken. Im übrigen schlug ihr sein Tod keine neue Wunde. Das Menschenherz hat sein Maß an Freude und Schmerz, über das hinaus es nichts mehr aufnehmen kann: sie hatte zu viel gelitten, die arme Frau; ihre Thränen konnten noch fließen, die alten Wunden noch aufbrechen, aber für neue gab es keinen Platz mehr. Der Vater und Alphonse empfingen die Depesche mit der

Todesanzeige noch am Abend; Erneſt, der etwas ſpäter von einem Geſchäftsweg kam, hörte die Nachricht aus ihrem Munde. Weinend ſaßen die drei beiſammen bis in die ſpäte Nacht.

Nicht lange mehr werden ſie weder in Lyon noch zuſammen ſitzen. So ſcheint es an der Zeit, nachdem wir das gemeinſame Schickſal der Familie verfolgt, einen Blick auf die Entwickelung der Söhne und beſonders unſeres Helden Alphonſe zu werfen, den wir als neunjährigen Knaben an der Hand ſeines Beſchützer Erneſt zum erſten Mal die Lyoner Wohnung im vierten Stock betreten ſehen. Aus kecken braunen Augen blicken die beiden, krauſe Haare und krauſer Sinn. Noch verſteht beſonders Alphonſe wenig von der ſchlimmen Lage der Seinen. So mögen ſie auch für uns einen friſchen Hauch in die trübe Atmoſphäre des Hauſes bringen.

Einige Monate nach der Ankunft in Lyon gab Vincent Daudet ſeine beiden jüngeren Söhne auf Anraten des älteſten in eine Art Kloſterſchule, wo ſie als Chorknaben dienen mußten, dafür aber griechiſchen und lateiniſchen Unterricht genoſſen. Es war verlorene Zeit. Die geiſtlichen Väter nutzten die Knaben nach Kräften aus, ſodaß für das Lernen noch weniger Zeit als Neigung blieb. Außerdem ſtellten ſich die Jungen möglichſt ungeſchickt an. Entweder läutete Erneſt beim Evangelium mit allen Kräften das Sanktus und brachte die fromme Gemeinde in heilloſe Verwirrung, oder Alphonſe fiel am Pfingſtſonntag mit dem großen Evangelienbuch die Altarſtufen hinunter, zerbrach ein Leſepult uud ſtörte das ganze hohe Feſt. Reſpekt fühlten ſie natürlich weder vor den Vätern noch ihrem heiligen Dienſt, und Alphonſe, zu

schlechten Streichen immer aufgelegt, trieb es so weit, daß er einmal den Schrank mit den Soutanen anbohrte, das Loch mit Pulver füllte und die Miene anzündete. Es gab einen furchtbaren Krach, der Schrank flog in die Luft, und es war ein Wunder, daß niemand verletzt wurde. Einige Zeit später verließen Max und Moritz diesen Schauplatz ihrer Thätigkeit; der Vater sah sich genötigt, trotz des erheblich teureren Schulgeldes die beiden auf das Gymnasium zu bringen, wo sie denn nach einem kurzen Examen in die Quinta und Sexta aufgenommen wurden.

Das Leben auf dem Gymnasium zeigte sich ihnen von vornherein nicht von der angenehmsten Seite. Ein äußerliches gab den Grund: Sie trugen einen Kittel; mein Gott, in Nîmes hatten sie alle einen getragen, und ihre gehörten nicht einmal zu den schlechtesten, sie waren karriert und stammten noch aus der eigenen Fabrik. Allerdings stand man dort unten in Nîmes immer etwas zurück und so kam es, daß hier nur die Kinder der armen Leute Kittel anzogen; die Bemittelten hatten längst sich einer anderen Mode zugewandt. Durch diesen unglücklichen Zufall gerieten die beiden Ankömmlinge sofort in den Geruch der Armut, und die reicheren unter den Kameraden verkehrten entweder gar nicht oder nur gönnerhaft mit ihnen. Doch hielt sich der erste Eindruck nicht zu lange. Als Alphonse sich nach einigen Wochen auf den ersten Plätzen festsetzte, verwischte er sich ziemlich und wie er später als einer der glänzendsten Schüler der Anstalt immer an der Spitze seiner Klasse ging, fragte niemand mehr, ob reich oder arm.

Er war ein seltsamer Schüler: spielend löste er die

Fragen, die ihm seine Lehrer stellten, bei den schwierigsten Aufgaben zeigte er mit seinem Finger zuerst auf, nie wußte ein Schüler sich so lange auf den ersten Plätzen zu halten wie er, und nie — hat ein Schüler mehr die Schule geschwänzt als Alphonse Daudet. Nachdem er einmal in Geschmack gekommen, nahm er von allen Wochenstunden bald nur an der Hälfte teil, und je höher er aufrückte, desto mehr gewöhnte er sich hinter die Schule zu gehen, sodaß er schließlich nur an den Tagen erschien, wo schriftliche Klassenarbeiten angefertigt wurden. Und dabei immer voran!

Am meisten Mühe machte sein unregelmäßiger Schulbesuch dem unglücklichen Ernest, welcher mit rührender Fürsorge alles that, um die jeden Augenblick drohende Entdeckung abzuwenden. Wie häufig lag beim Portier ein Brief, in dem Herr Vincent Daudet seitens der Schule benachrichtigt wurde, daß sein Sohn Alphonse an dem und dem Tage ohne Entschuldigung gefehlt habe; welche Listen brauchte Ernest, um diese Schreiben abzufangen und dem Bruder eine Züchtigung zu ersparen. Oft schrieb er ihm von vornherein Entschuldigungszettel, die er kühn mit dem Namen des Vaters unterzeichnete. Ab und zu wagte er auch einige schüchterne Vorstellungen, die der hübsche Junge treuherzig anhörte, während ihm der Schalk aus den Augen lachte, und versprach, es gewiß nicht wieder zu thun. Die verbotene Ungebundenheit seines Lebens ließ sich am schwersten deshalb verheimlichen, weil der leichtsinnige Alphonse sich nicht damit begnügte, nur während der Schulstunden umherzuschweifen, sondern nicht einmal die Zeit inne hielt, wo er nach der Schule im Hause erwartet wurde. Da konnte häufig

Erneſt nicht helfen, der Thäter mußte ſich ſelbſt herauswinden, und da gab es denn Entſchuldigungen und Ausreden, von den einfachſten bis zu den abenteuerlichſten, aber alle mit ſolch überzeugendem Ernſt vorgebracht, daß die oft getäuſchten Eltern immer wieder glaubten; ſie hatten auch bei dem ſtetig zurückgehenden Geſchäft andere Sorgen, als dieſe Entſchuldigungen auf ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen. So war denn bald in ſeiner Klaſſe Examen, und er deshalb früher oder ſpäter, je nachdem, entlaſſen, oder ein Lehrer mochte ihn ſo gern leiden, daß er ihm Extraſtunden gab, eine Ausrede, die ſich über manche Tage hinausſpinnen ließ, oder — doch das iſt eine Epiſode, die der Dichter ſelbſt ſpäter in den Montagsgeſchichten erzählt hat, und aus der die kecke Drolligkeit des nichtsnutzigen Jungen ſo niedlich herausſchaut, daß wir einen Augenblick dabei verweilen.

Einmal kam Alphonſe abends ſehr ſpät heim. Die Mutter lauerte oben an der Treppe. Woher kommſt du? — Er hatte nichts erfunden, nichts vorbereitet; er war zu ſchnell gelaufen. Plötzlich fiel ihm etwas ein. Er wußte, daß die gute Frau ſehr fromm war, ſo katholiſch wie eine geborene Römerin, und ſo antwortete er atemlos vor innerer Erregung: O Mama, wenn du wüßteſt! — Was denn? Was giebt es wieder? — Der Papſt iſt geſtorben! — Der Papſt iſt geſtorben, wiederholte die Mutter und lehnte ſich totbleich an die Wand. Alphonſe glitt hurtig vorüber in ſein Zimmer, ein wenig erſchreckt über den Erfolg und die Ungeheuerlichkeit ſeiner Lüge, aber bei alledem gezwungen, ſie bis zum Schluß durchzuführen. Es herrſchte eine wahre Begräbnisſtimmung an jenem Abend; der Vater war ſehr ernſt, die Mutter wie ver-

nichtet. Am Tisch wurde nur ganz leise gesprochen. Der Missethäter selbst schlug die Augen zu Boden, sein Ausbleiben war so bedeutungslos bei der tiefen Betrübnis, welche die Familie erfüllte, daß niemand mehr danach fragte.

Bald wußte jeder irgend einen schönen Charakterzug vom armen Pius IX. zu erzählen und Alphonse hörte all die rührenden Anekdoten mit heuchlerischen Seufzern an, mit Fragen und einem Anschein warmer Teilnahme. Währenddessen aber dachte er: Morgen früh, wenn sie erfahren, daß der Papst nicht gestorben ist, werden sie so zufrieden darüber sein, daß sie nicht mehr Lust haben werden, mich zu schelten. Und darüber kämpfte er mit dem Schlafe, die Augen fielen ihm zu und er hatte Visionen von kleinen blauangestrichenen Kähnen, von sonnendurchglühten stillen Buchten in der Saône, und große Wasserspinnen liefen die Kreuz und die Quer darüber hin und streiften die Flut wie Diamantspitzen. — — —

Woher kam nur dem Jungen die Lust und die Stirn zu diesen kecken Aufschneidereien, der gefährliche Hang zu so frühem, fesselosen Umhertreiben? Angeboren war es ihm nicht, weder vom korrekten Vater, noch von der schüchternen Mutter. Auch war er als Knabe von zehn bis zwölf Jahren ganz anders gewesen: zu der Zeit quälte auch ihn der verzehrende Trieb, der den ältesten Bruder der Möncherei in die Arme warf. Da erschütterten ihn religiöse Zweifel, und der zwölfjährige focht aufreibende Kämpfe mit sich selbst aus. Den Zeiten absichtlichen Unglaubens und offener Empörung gegen Gott folgten Perioden verzweifelter Gewissensbisse, wo der Knabe in den Winkeln verlassener Kirchen in heißem Gebete kniete.

— So hatte es ihn zwei Jahre hindurch gequält, dann aber ungefähr im dreizehnten, veränderte sich sein Charakter mit einem Schlage. Ein wildes Bedürfnis zu leben ergriff ihn, sich auszugeben, sich der dumpfen Trauer zu entreißen, die bei ihm zu Hause unter dem nahenden Ruin jede Lebenslust und unbefangene Freude mehr und mehr erstickte. Ein heißglühendes südliches Temperament und eine zu lange niedergehaltene Einbildungskraft brachen sich mit Macht Bahn. Klein von Gestalt zwar blieb er auch jetzt noch, aber sonst, von gelegentlichen Kinderstreichen abgesehen, zart und furchtsam, verwandelte er sich jetzt in einen gewaltthätigen, dreisten Knaben, zu allen Thorheiten bereit. Damals begann die wilde Zeit, wo er hinter die Schule ging.

Und was that er während der langen Stunden? Er ruderte mit einem kleinen Kahne auf der Saône, saß in irgend einem Lokal der Vorstadt oder streifte weit durch die grünen Felder der Umgebung von Lyon. Dann kam er nach Hause zurück, wo die Eltern ihn erwarteten und Ernest, der verständigere, dem Temperament und gereiftere Einsicht die Teilnahme an diesen Streifereien wehrten — er kam zurück wie gerädert, bleich, die Züge abgespannt, in den Augen den feuchten Wiederschein der Morgennebel, trunken von Müdigkeit und frischer Luft, trunken vielleicht auch in Wirklichkeit, wenn ihn schlechte Gesellschaft frühreifer Taugenichtse zu einer Morgenkneiperei verführt hatte, wo es dann galt mit Ernests Hilfe den wahren Zustand vor den forschenden Blicken der Eltern zu verbergen.

Dabei besaß er eine verwegene Dreistigkeit, die ihn zumal bei seiner enormen Kurzsichtigkeit in tausend Ge-

fahren brachte. Einmal geriet er beinahe unter die Schaufelräder eines Dampfers, wurde mit seinem Boot zwischen ein landendes Kohlenschiff und die Kaimauer gequetscht, die Strömung trieb ihn gegen einen Brückenpfeiler oder gegen eine Schlepptrosse, wo sein kleines Fahrzeug kenterte; einmal war er schon gesunken, wurde wieder aufgefischt, eine klaffende Wunde vor der Stirn, und von den Matrosen verhauen, die sich über den frechen Dreikäsehoch erboßten, der zu schwach war, um seine Ruder zu halten. Auf der Straße, wie oft geriet er in Gefahr, unter einen Wagen zu kommen, in eine Schlägerei verwickelt zu werden .... und bei all diesen Gefahren und aufregenden Abenteuern fühlte er eine wilde Freude, er hätte jauchzen mögen vor innerer Lust; das war doch Leben und Licht und Luft, in der ihm Herz und Brust sich dehnten, das war doch nicht die dumpfe Trübsal der väterlichen Wohnung.

Zudem beherrschte den zügellosen Knaben eine seltsame Neigung, gewissermaßen aus sich selbst herauszugehen und sich in andere Wesen zu versetzen. Schon mit zehn Jahren vergnügte er sich damit, irgend einem Passanten durch die Straßen von Lyon zu folgen, wohin jenen sein Spaziergang oder seine Geschäfte führten. Dabei versuchte er aus des Unbekannten Gang, Anzug usw. auf ihn selbst zu schließen, sich aus den Läden, die er besuchte, den Schaufenstern, die er ansah, aus den tausend unbeabsichtigten Kleinigkeiten, die ein Mensch mit sich herumträgt, aus den unwillkürlichen Regungen des Interesses, die er zeigt, ein möglichst vollkommenes Bild seiner Persönlichkeit zu kombinieren. Einmal folgte Alphonse einer schönen Dame in etwas augenfälliger Toilette, bis sie in

einem niedrigen Hause mit geschlossenen Fensterläden verschwand, während aus einem Café im Parterre rauhe Stimmen zu einer Art Harfenbegleitung ertönten. Der Beobachter wußte nicht recht, wie er die Situation verstehen sollte, und fragte seine Eltern, womit dann seine Forschungsreisen zunächst eine Ende fanden. Der erwachsenere Knabe kehrte sich nicht mehr an das Verbot und gewann so mit seiner Methode, die Menschen mit einem aus ihren eigenen Merkmalen konstruierten Idealbilde zusammenzupassen wie die Dreiecke im Kongruenzsatz, mit seiner Neigung zu den Realitäten des Lebens, ein Feld der Beobachtung und eine Ausbeute charakteristischer Wahrnehmungen, die ihm später trefflich zu statten kommen mußte. Ein Wunder aber war es, daß der Heranwachsende im Verkehr mit Knaben und jungen Leuten herumgetrieben, die nur einen schlimmen Einfluß ausüben konnten, in diesem Strudel die besten Fähigkeiten Leibes und der Seele nicht verlor. So oft auch der jugendliche Sittenforscher persönlich in Not geriet, die Gefahren, die seiner Seele ständig drohten, seiner frischen Jugendlichkeit, seiner unberührten Reinheit, seiner naiven Ursprünglichkeit, diese Gefahren waren zehnmal schlimmer.

Zusammen fanden sich beide Brüder wieder in einer Lesewut, die der der Mutter wenig nachgab und für den jüngeren zugleich die notwendige Ergänzung seiner anderweitigen Erfahrungen bot. In der Zeit vor Lyon hatte alles unter dem Einflusse Robinson Crusoes gestanden: der Rasenplatz wurde zur einsamen Insel, die soliden Pfirsich- und Pflaumenbäume galten als Bananen und Guayaven, der treue Hund des Hauses wurde zum reißenden, hungrigen Löwen. Indianergeschichten anderer

Art lösten den Robinson ab, und dann mit zunehmender Reife gingen die Knaben zu Romanen über, zu Victor Hugos „Han von Island", den „Geheimnissen von Paris", den schaurigen „Burggrafen".

Der kleine Vorrat der väterlichen Bibliothek war bald aufgezehrt. Hungrig sahen sie sich nach mehr um. Da hielt in den Gebäuden des Gymnasiums ein Antiquar seinen engen, dunkeln Buchladen. Bei ihm verbrachten die beiden manche Stunden, um so mehr, je älter sie wurden. In langen Reihen standen da alle möglichen Schriftsteller, alte und neue, Dichter und Prosaiker, heilige und profane, meist in abgenutzten, verstäubten Exemplaren. Machte nichts; die Brüder griffen heraus, was ihnen in die Augen stach, stehend durchblätterten sie die alten Bände, überflogen in Hast die Seiten, stöberten auf, was ihnen interessant erschien. Auch einige Einkäufe machten sie, wenige allerdings, aber immerhin gelangten sie nach und nach in den Besitz von Buffon, Ariost, Shakespeare, Boccaccio u. a. Mit schnellen Schritten trugen sie die neuerworbenen Schätze in die feuchte Wohnung im „Engpaß". Hier wurden sie mehr verschlungen als gelesen mit der lüsternen Neugier der heranreifenden Jugend an dem, was ihnen Schule und Haus vorenthält, und mit der Fähigkeit ihres Alters, ungeheure Stoffe heißhungrig zu bewältigen. — Am Abend, wenn alles ruhte, teilten sie sich brüderlich in den Schein einer Lampe, die sie zwischen ihre beiden Betten stellten. Im Schlafzimmer der Eltern glaubte man sie längst in tiefem Schlummer. Die Mutter rief hinüber, ob sie das Licht schon ausgelöscht hätten. Sie hüteten sich zu antworten; mit angehaltenem Atem hielten sie sich mäuschen-

still, geräuschlos wandten sie die Blätter um, und so lasen sie die halben Nächte hindurch, bis der Morgen graute, auch damit, ohne es zu wissen, künftigem schriftstellerischem Berufe vorarbeitend.

So verflossen die Jahre, Ernest trat in das Geschäft des Vaters, das schlechter und schlechter ging, Alphonse rückte von Klasse zu Klasse empor, immer der Beste, auch an eigenen schriftstellerischen Versuchen junge Kraft erprobend. Man zog in das freundlichere Stadtviertel, Ernest schon fast ein Mann, Alphonse ein Jüngling, beschäftigt seine Gymnasiallaufbahn abzuschließen; auch er, bei weitem gesetzter geworden, wenn er mit seinem Bruder das Promenadenkonzert auf dem Square de Bellecour besuchte und mit ihm bei den Klängen der Musik auf und abgehend litterarische Zukunftspläne erörterte (mit welchem Recht beiderseits, werden wir im folgenden Kapitel sehen).

Im Monat August 1856 verließ Alphonse das Gymnasium; er brauchte sich jetzt nur zur Baccalaureatsprüfung zu melden. Aber das Examen kostete Geld, und Vincent Daudet besaß eben keins; auch in die freundliche Wohnung der rue de Castries, trotzdem man zuerst aufgeatmet hatte, war der Mangel mit eingezogen und die Sorge um das tägliche Brot hockte in den Winkeln. Da kam zur rechten Stunde ein Vorschlag aus dem Süden, der, mochte er aussehen, wie er wollte, immerhin zu denken gab. Ein Verwandter riet dem Vater sich für Alphonse um die erledigte Stelle eines Studienmeisters in Alais zu bewerben; die Pforten des dortigen Gymnasiums würden sich vor dem Großneffen des berühmten Abbé Reynaud weit öffnen.

Eines Studienmeisters, maître d'étude, das klang

recht vornehm, war aber in Wahrheit recht beſcheiden. Ein Studienmeiſter war nämlich ein Mittelding zwiſchen Lehrern und Schülern, natürlich von keiner Partei für voll angeſehen, eine Art Repetitor, der in den großen Alumnaten die Schüler beaufſichtigen und ihnen bei den Arbeiten helfen ſollte. Pion war der allgemeine Name für einen ſolchen Menſchen, das klang faſt wie Spion und hatte auch für die Schüler einen großen Teil des ſchlimmen Beigeſchmacks dieſes Wortes. Ihm gegenüber galten alle ſchlechten Streiche der Jungen für erlaubt und den Lehrern lag wenig daran, durch die ausſichtsloſe Verteidigung eines ſolchen Paria die eigene Autorität zu ſchädigen.

Die Stellung eines Pion alſo ſollte Alphonſe übernehmen. Weiß Gott, es ſprach genug dagegen: einmal die allgemeine Mißachtung des Amtes und im ſpeziellen Fall die große Jugend des Bewerbers, ſein etwas ſchwächlicher Körper, ſeine kleine Geſtalt, eine augenfällige Ungeſchicklichkeit bei all den kleinen Schwierigkeiten des Tages, eine verzweifelte Kurzſichtigkeit, alles Umſtände von vornherein geeignet, jede Autorität illuſoriſch zu machen. Andererſeits ſprach manches dafür. Die Hauptgründe hatte der ratſame Verwandte ſchon angeführt: das Kind — es war wirklich noch ein Kind — konnte ſich dort auf ſein Examen vorbereiten, dabei ein Jahr leben, ohne ſeinem Vater nur einen Pfennig zu koſten, vielleicht ſogar trotz des mäßigen Gehalts einige Erſparniſſe machen. Hierzu kam, daß die angenehmſten Kindeserinnerungen der Mutter ſich an die Schule des „Onkel Abbé“ knüpften, die ſich unter ſeinem väterlichen und geiſtvollen Regiment zu prächtiger Blüte entfaltet hatte, und daß auch dies ſchließ-

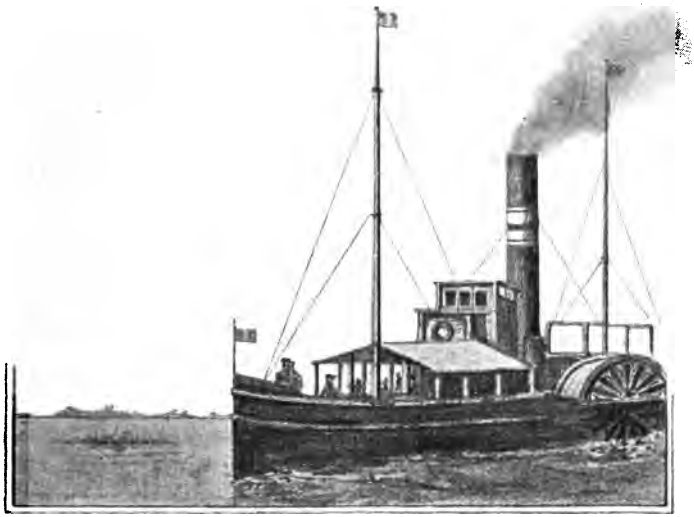
lich ein Eintritt in die Lehrerkarriere war, für die Alphonse offenbar Bestimmung hatte. Ausschlag gab endlich, wie immer, die dringende Not. Vincent Daudet wußte kaum, wie lange er noch für sich und die Seinen das tägliche Brot haben würde, der Zwang des Tages überwand die Sorge für die Zukunft, Alphonses Abreise wurde beschlossen. Ein paar Tage darauf wurde er von der ganzen Familie an das Schiff gebracht und steuerte stromabwärts, einer ungewissen Zukunft entgegen.

Wir aber verweilen noch einen Augenblick bei den Zurückbleibenden, die ein jeder mit seinen eigenen trüben Gedanken beschäftigt, ihrer Wohnung zustreben. Ihrer Wohnung? Ach ja, wie man das sein nennt, was man gekauft hat, ohne zu bezahlen. Ueber ein Jahr wohnten sie schon in der rue de Castries und der Hauswirt kannte, wie man in Frankreich sagt, die Farbe ihres Geldes noch nicht. Er zeigte sich coulant genug, er wußte, daß er einer ehrlichen Familie Asyl bot, die durch unverschuldetes Unglück in Schwierigkeiten geraten war, und so hatte er sich begnügt, wenn seine Rechnungen unbezahlt blieben, dem Vater eine kurze, höfliche Notiz zu übersenden. Aber diese Geduld konnte nicht ewig dauern. Die Daudets schuldeten ihm drei Mieten, die vierte war fällig; so schickte er seinen Geschäftsführer mit der Mitteilung, er könne weder länger auf die Bezahlung der schon überfälligen Mieten warten, noch sähe er sich im Stande, sie weiter in der Wohnung zu belassen.

Das war das Ende. Der Vater befand sich gerade auf Reisen, als die Unglücksbotschaft eintraf. Die Mutter und Ernest berieten zusammen, wie sie dem Unglück begegnen könnten. Die Schulden ließen sich nur durch

den Verkauf der Möbel tilgen. Dann würde Mme. Daudet mit ihrer Tochter nach dem Süden gehen, wo eine der Schwestern ihr eine Zuflucht angeboten, Erneſt würde in Paris ſein Glück verſuchen. — Erneſt teilte dem Geſchäftsführer ſeinen Plan mit und bat ihn nur, ihnen die Demütigung eines gerichtlichen Verkaufs zu erſparen. Bereitwillig ging dieſer darauf ein und geſtattete ſogar bei der gemeinſam aufgenommenen Inventur verſchiedene Stücke zurückzuſtellen, von denen die Mutter ſich nicht trennen konnte. Dann fand die Auktion ſtatt, die einen ganzen Tag dauerte und ſoviel Geld einbrachte, daß die laufenden Schulden gedeckt wurden, für die Mama noch ein kleines Sümmchen übrig blieb und einige Frank für Erneſt als Wegzehrung nach Paris.

Das war alſo wirklich das Ende, die Möbel verkauft, ohne Haus noch Herd, die Familie zerſtreut nach Nord und Süd; alles war ihnen zuſammengebrochen und nichts geblieben als die Hoffnung und das Ziel, irgendwo einen neuen Herd zu gründen, um bei deſſen häuslicher Flamme die zerſprengten Glieder neu zu verſammeln. Zunächſt aber war jeder auf ſich allein geſtellt und mußte verſuchen, für ſich allein Wurzel zu faſſen.



III. In der Verbannung.

Wer geht dort auf dem Verdeck des großen Rhônedampfers mit langen Schritten auf und nieder? Die Hände in den Taſchen, den Kopf hoch, um ſeiner kleinen Geſtalt ein größeres Air zu geben, pfeift er ſich ein Liedchen, betrachtet mit kundigen Augen die wenigen Manöver der Matroſen und kommt ſich im ganzen ſehr erhaben vor. Schon vor der zweiten Station hat er dem Schiffskoch und ſeinen beiden Lehrjungen erzählt, — er iſt eben Südfranzoſe —, daß er zur Univerſität gehört und ein ſehr gutes Gehalt bezieht. Die drei Herren haben ihn beglückwünſcht und das hat ihn ſehr ſtolz gemacht.

Es ist der „Kleine Dingsda", alias Alphonse Daudet, der hier auf Reisen geht. Es war gewiß recht herzlos von ihm, so vergnügt zu sein, während Eltern und Geschwister die Thränen in den Augen ihm nachwinkten, bis ihre wehenden Tücher in undeutlicher Ferne zurücksanken. Aber die Freude, Lyon zu verlassen, die Bewegung des Schiffes, die Aufregung der Reise, das stolze Bewußtsein, sich Mann zu fühlen, ein freier Mann, der allein reist und sein Brot verdient, — all das berauschte den jungen Auswanderer und so schwamm er erhobenen Gemütes stromabwärts.

Zuerst besuchte er einige Zeit die Verwandten in Nimes, wo er herzlich aufgenommen wurde, dann ein paar reizende Cousinen in der Umgegend von Vigan, mitten in den Cevennen des Gard, und reiste schließlich nach Allais, seinem Bestimmungsorte.

Das Gymnasium war ein mächtiges altes Gebäude, endlose Korridore, große Vorhallen, breite, ausgetretene Treppen mit schmiedeeisernen Geländern, alles alt, schwarz, verräuchert. Vor der großen Revolution hatte es als Marineakademie gedient und zeitweilig über 800 Schüler beherbergt, alle aus dem Adel der Umgegend. Als der kleine Alphonse mit dem Ringe an das große Eingangsportal pochte, schien er so klein, so schüchtern und schwächlich, daß der Hausmeister ihn zuerst für einen Schüler hielt. Trotzdem er erst am späten Abend anlangte, wurde er sofort zum Direktor geführt.

„Aber das ist ja ein Kind!" rief dieser entsetzt aus, als er den schmächtigen, blassen Ankömmling vor sich stehen sah. Wortlos vor Schreck überreichte dieser seinen Empfehlungsbrief. Er sah sich schon abgewiesen, auf

der Straße, ohne Mittel, zurück noch vorwärts zu gelangen. Aber der Brief that seine Schuldigkeit, die Erinnerung an den Onkel Abbé schützte den Schwachen. Man stieß den Großneffen des verehrten Mannes nicht von der Schwelle.

Glücklich über seine Aufnahme verließ der jüngste Lehrer des Gymnasiums das alte Gebäude, um sich in einem bescheidenen Gasthause ein Nachtquartier zu suchen. Aber als er sich allein in dem kalten Zimmer befand, vor dem fremden, unfreundlichen Hôtelbett, da wurde es ihm ganz eigen ums Herz; er fühlte sich so fern von allen, die er liebte, recht schwach und waffenlos dem Leben gegenüber, das ihn jetzt erschreckte. Die Gestalten der Seinigen zogen an seinem inneren Auge vorbei, da erfaßte ihn das Heimweh und der arme Junge weinte heiße, heiße Thränen . . . .

Am anderen Morgen begann seine Thätigkeit, der Umschwung war vollzogen, der kleine Alphonse gezwungen, mit 16 Jahren sein kümmerliches, bitteres Brot als Pion zu verdienen, in einer weltfernen Provinz, die ihm grobe kleine Bergbauern in die Schule schickte mit einem Platt, dessen Klang allein ein empfindliches Ohr beleidigen konnte.

Der arme „Kleine Dingsda" war kein Schulmeister, und es ist rührend zu sehen, wie er, dem man zu Anfang glücklicherweise die Klasse der Kleinen zur Beaufsichtigung übergeben hatte, sich den Kindern gegenüberstellte. Er liebte sie, weil sie noch nicht nach der Schule schmeckten, weil er noch ihre ganze kleine Seele in den Augen las. Auch strafte er niemals. Wozu auch? — Straft man die Vögel? — Wenn sie einmal zu laut

zwitscherten, brauchte er nur mit starker Stimme zu rufen: still! und der ganze Käfig war ruhig, wenigstens für fünf Minuten. Und wenn sie einmal recht artig waren, erzählte er eine Geschichte. Eine Geschichte, welch ein Glück! Schnell, schnell, die Hefte zusammen, die Bücher zu, Tintenfässer, Lineale, Federhalter ins Pult geschlossen, dann die Arme auf dem Tisch gekreuzt, und das kleine Volk sperrte Augen und Ohren auf und hörte zu. — Später wurde es ihm verboten, Geschichten zu erzählen: so etwas gehöre nicht in die Schule.

Diese ersten Monate waren die glücklichsten in der Schullaufbahn des jungen Studienmeisters, und doch machte er auch hier schon Erfahrungen, die ihm Duft und Blüte von seinem Leben auf einmal abzustreifen schienen. Da saß einer unter den Kleinen, eine feine, zarte Natur, für den er sich besonders interessierte, den er unter seiner speziellen Obhut arbeiten ließ, nur weil es ihn freute, sein kleines Geistesleben wie eine Knospe im Frühlinge sich entwickeln zu sehen. Gerührt von dieser Güte hatte der Knabe seinem Lehrer das Versprechen abgenommen, die nächsten Ferien bei ihm auf dem Lande zu verbringen. Seine Eltern würden sich glücklich schätzen, ihn kennen zu lernen, um ihm persönlich zu danken. In der That, am Tage der öffentlichen Prüfungen, mit denen das Semester schloß, kam der Kleine nach großen Erfolgen, die er zum nicht geringsten Teil seinem Lehrer verdankte, faßte ihn bei der Hand und führte ihn niedlich zu den Seinigen, Vater, Mutter, sehr elegante Schwestern, alle beschäftigt, die Preise in einem großen Break zu verstauen. Der Fremde mußte wohl eine etwas traurige Figur spielen in seinem ab-

geſchabten Rock, etwas an ſich haben, was mißfiel, denn die Familie beachtete ihn kaum, und der arme Kleine ſchlich ſich bei Seite mit Thränen in den Augen, voller Scham über die beiderſeitige Enttäuſchung. Der Wagen rollte davon und entführte das Kind mit ſeinen Preiſen und den aufgeblaſenen Kleinſtädtern. Der arme Lehrer aber, den ſie ſo feige verwundet hatten, ſah ihnen von ſeiner Dachkammer nach und zitterte vor Aufregung.

Als ein Kollege abging, rückte Alphonſe in eine höhere Klaſſe auf und hier begann ein wahres Martyrium für ihn. Seine Schüler, zumeiſt Söhne von Bauern aus der Umgegend oder ſchlecht und prätentiös erzogene Kleinſtädter, faßten bald einen Haß gegen den ſchwächlichen Pion, der in ſeinem ganzen Weſen etwas beſaß, was dem ihrigen ſo entgegengeſetzt war und ſie mit einer Art unfreiwilligen Neides erfüllte. Alle ſeine Bewegungen zeigten trotz der zerſchliſſenen Kleidungsſtücke eine angeborene Eleganz, aus ſeinen Augen blickte Intelligenz, es war etwas feines, diſtinguiertes, ſtolzes an ihm. Seine Zartheit ärgerte die ungehobelten Jungen, ſeine Schwäche forderte ihre Brutalität heraus. Er ſelbſt hätte ſo gern an ihren Spielen teilgenommen, er verlangte ja nichts weiter, als ſie als Kameraden zu behandeln. Sie aber machten ihm durch ihre Bosheit das Leben zur Hölle.

Einmal ſchleppten ſie einen alten Koffer, den ſie mit Nägeln, die Spitzen nach außen, geſpickt hatten, quer über die Treppe. Sie rechneten auf die große Kurzſichtigkeit des Pions, und richtig, dieſer ſchlug über das Hindernis hinweg die Treppe hinunter, wo er ohnmächtig liegen blieb. Ein anderes Mal kam es während eines Spazierganges auf offener Straße faſt zu einem Hand-

gemenge zwiſchen ihm und einem ſeiner Zöglinge, einem lang aufgeſchoſſenen Schlingel, der ſich gegen ſeine Autorität aufgelehnt hatte. Das Schlimmſte aber: ſein Direktor gab ihm nach ſolchen Vorfällen immer unrecht; ihm lag daran, ſeine Schüler zu halten. Einen Pion bekam er jeden Augenblick wieder.

Wenn dieſer nur nicht gelegentlich zu Schaden kommt, oder wenn er nur bei Zeiten in der Turnhalle von dem Ringe losgeſchnitten wird, an dem er ſich vor Verzweiflung erhängt hat! Daudet erzählt zwar in ſeinen autobiographiſchen Notizen nichts über dieſen Selbſtmordverſuch, auch Erneſt nicht in ſeiner Lebensbeſchreibung des Bruders, aber im „Petit Chose“ ſteht gar genau beſchrieben, wie der „Kleine Dingsda“ ſich verzweifelt die Schlinge um den Hals legt und nur durch die Dazwiſchenkunft des alten Abbé, den er Germane nennt, vor dem letzten, entſcheidenden Sprung bewahrt wird. Es iſt ſchon möglich, daß das Original auch hierin ſeinem Konterfei gleicht, man überlege nur — er ſelbſt hat es gewiß oft genug mit bitterem Weh gethan — wie er ſich vom ſchlimmſten Schickſal umſtellt ſah, die brutale Hetze der großen Flegel, die ihn verfolgten, die niedrige Grauſamkeit des Direktors, der ihn preisgab, die hochmütige Gleichgiltigkeit der Profeſſoren; vor ſich keine Möglichkeit, aus dieſem Keſſel herauszukommen, denn wie ſollte der Schwache, Kleine ſein Brot verdienen, hinter ſich kein Elternhaus, unter deſſen ſchützendes Dach er zurückfliehen konnte. Es war wohl zum Verzweifeln. Der einzige, der Sympathie für ihn hegte, war der Abbé Germane oder wie er ſonſt hieß, ein grundgelehrtes Haus und ein halber Sonderling, aber ein Herz voller Mit-

gefühl für den eingeschüchterten Flüchtling. Schade, daß wir seinen Namen nicht wissen.

Den besten Trost indessen fand der Verfolgte bei sich selbst, und zwar erstlich in der Arbeit: er hatte sich vorgenommen, der Familie wieder einen Herd zu gründen, und dazu bildete den ersten Baustein ein glücklich bestandenes Examen. So saß er denn manchen Abend in seinem einsamen Stübchen, dessen kahles Aussehen der Schirm der Lampe freundlich milderte, übersetzte den Cicero und lernte Weltgeschichte und Mathematik. Den zweiten und besten Trost aber, und nicht nur das, sondern ein wirkliches Glück in all den Demütigungen seiner Pionexistenz gewährte ihm — die Dichtkunst. Dabei übte er kein sentimentales Schwelgen in weltschmerzlichen Reimen, kein dilettantisches Versschmieden in den wenigen Stunden seiner Muße, sondern in ihm wallte echtes Dichterblut, kleine Kunstwerke formten sich unter den schmalen Fingern des Sechzehnjährigen, und, was für ihn nicht wenig bedeutete, er genoß sogar schon, wenn auch in engem Kreise, ein gewisses Maß von Anerkennung, er hatte, wenn auch begrenzte, Erfolge zu verzeichnen. — Wie das alles kam und wuchs und ward, das haben wir, mit der Schilderung seines äußeren Lebens und seiner geistigen Gesamtentwickelung beschäftigt, bislang noch nicht beachtet. Jetzt aber, wo ihm seine litterarischen Bestrebungen Trost und Halt geben, wenden wir gern unseren Blick von dem düsteren Gymnasium hinweg, um das Aufgehen seiner dichterischen Neigungen zu verfolgen.

Daß Alphonse und Ernest Daudet Neigung zur Litteratur hegten, widersprach eigentlich allen Regeln der vielberufenen Erblichkeitstheorie. Weder in der väterlichen

noch mütterlichen Familie hatte sich ein Hang dazu bemerkbar gemacht, noch auch bei den Eltern selbst, trotz der phantastischen Vielleserei der Mutter. Im Hause unterhielt man sich über Politik und Geschäfte, aber nicht über Kunst und Litteratur; selbst die Mutter behielt die Eindrücke ihrer krausen Lektüre für sich. Auch in den frühen Kinderspielen der Knaben fand sich nichts, was auf ein besonderes Talent schließen ließ. Daß sie gern Puppentheater spielten, daß Alphonse mit seinen Genossen in einem Chorknabenkostüm herumzog und die Prozessionen des katholischen Kirchengebrauchs parodierte, wollte ebensowenig beweisen, wie die aus den Büchern in ihre Spiele hinübergenommenen Robinsonaden. Dergleichen übten viele Kinder, damals wie heute.

Eine eigentümliche poetische Begabung machte sich zuerst bemerkbar, als er in der Tertia des Lyoner Gymnasiums saß und Vergnügen daran fand, die Themen seiner Aufsätze in Versen zu behandeln. So hatten die Schüler einmal ein Lob Homers als Klassenarbeit zu schreiben, und Daudet überreichte nach Verlauf von knappen zwei Stunden seinem Lehrer eine Ode, die ihren Verfasser in Aufsehen erregender Weise über das Niveau seiner Kameraden hob. Der Schlußpassus, von Ernest dem Gedächtnis überliefert, lautete:

. . . viertausend Jahre lang. —
Dann über Gräbern, in der Völker Untergang
Mächtig gelagert, wie im Trümmerfeld von Theben
Die Sphinx, magst langsam du die schwere Wimper heben,
Das Chaos überschaun und sprechen stolz und stark:
„Der ewige Homer braucht eine Welt zum Sarg!“

Jedenfalls verstand der unregelmäßige Schulbesucher die Worte gewandt zu setzen und erhabene Gedanken nach französischem Geschmack in pomphafte Verse zu kleiden. Als ein gutes Omen für die Echtheit seiner ersten Versuche mag es ferner gelten, daß er nicht in dem erprobten Stil stehen blieb; sondern mit fortschreitender Lebenserfahrung (wir entsinnen uns der aufgeputzten Dame, der er bis zu den geschlossenen Fensterladen folgte) änderten sich auch Art und Stoffe seiner Verse. Der Wandel von französischer Feierlichkeit zu einer nicht ungraziösen Liederlichkeit ging dem zwanglosen jungen Versemacher bequem und schnell von statten. So schrieb er ungefähr ein Jahr nach dem Homeraufsatz in einer langweiligen Stunde folgenden Gedichtanfang nieder:

Der schöne Rito war Hauptmann im Dienst des Dogen.
Es war ein kecker Fant, blauäugig, blond von Haar,
Betrachtete mit Schick die Schönen in den Logen
Und trug hirschlederne Glacés das ganze Jahr.
Oft zog den Degen er; selbst in den Fastenzeiten
Ließ er, so ging die Mär, zum Fleische sich verleiten.
Die Männer wußten's nicht, hilf Gott! und doch, Rito
Besuchte ihre Fraun recht oft inkognito.

Diese und die folgenden Strophen wurden verstohlen auf ein Löschblatt stenographiert (also auch diese Kunst hatte Alphonse sich angeeignet), um sie vor dem Professor zu verstecken. Das Gedicht ist wohl nie vollendet worden; uns interessiert dabei die Fülle des Détails und der Anschauung: beides lehrt, daß der talentvolle Knabe nicht umsonst in den Straßen von Lyon seine gefährlichen Studien machte.

Solche gelegentlichen poetiſchen Verſuche wurden von beiden Brüdern, ſchon ſeit ſie in der feuchten Etage des Engpaſſes wohnten, mit ziemlichem Eifer betrieben. Auf demſelben Stockwerk mit ihnen wohnte ein Altersgenoſſe und Schulkamerad. Nachdem ſie ſich aneinander geſchloſſen, geſtand dieſer ihnen, daß er dichte. Einige hundert Verſe hatte er ſchon verfaßt, die er ſorgfältig in ein ſchönes Tagebuch mit Maroquinband und Goldſchnitt hineinſchrieb. Sie beſtanden aus mehr oder minder geglückten Nachahmungen von Victor Hugos pomphafter Odenpoeſie und wurden von den Brüdern mit Bewunderung geleſen und begeiſtert aufgeſagt. Das edle Beiſpiel weckte Nacheiferung, und die Knaben, allmählich reifer geworden, machten ſich ans Werk, größere Dichtungen zu ſchaffen. Erneſt unter den Einflüſſen des religiös geſtimmten älteren Bruders, denen ein eigene ſtarke Neigung entgegenkam, begann ein großes Gedicht über die Religion zu entwerfen. Die Ausführung gedieh allerdings nicht über die erſte Strophe hinaus, und wen dieſe intereſſiert, der kann ſie im „Kleinen Dingsda“ in ihrer ganzen Schönheit auf das liebenswürdigſte verſpottet finden. Später wandte er ſich, durch Oſſian und die freien Shakeſpeareübertragungen von Ducis angeregt, der dramatiſchen Muſe zu und ſkizzierte den Plan einer Tragödie. Die Szene ſpielte in einem dichten Walde am Abend nach der Schlacht. Der erſte Vers ſtammte von Alphonſe:

Blut überall und Blut, von jedem Baum und Blatt....

Der zweite wurde nie geſchrieben und der Dichter ging bald darauf zur Proſa über.

Auch Alphonſe übte ſich in der ungebundenen Rede, ohne indeſſen die Reimdichtung aufzugeben. So entſtanden in dieſer Zeit des Heranwachſens einige Gedichte, die er ſpäter in ſeine Sammlung hinübergenommen hat, z. B. Die heilige Jungfrau an der Krippe:

In den weichen Kiſſen, friſch und lind,
Die Jungfrau wiegte ihr Jeſuskind,
Es zwitſcherte leis, wie ein Neſt voll Meiſen,
Sie wiegte ihn und ſang dazu
Was wir ſo ſingen, ſchlichte Weiſen.
Es lacht in der Krippe und lallt ſich fort,
Lauſcht glücklich der Mutter ſingendem Wort.
Wie im Chor der Englein ein kleiner Levite
Schlägt er den Takt mit den Aermchen klein
Und Mutter Gottes iſt traurig und müde:
Ihr Jeſuskindlein ſchläft nicht ein!

Aus derſelben Zeit ſtammt das reizende Lied: Die Neugeborenen.

O, die ihr einen Tag erſt lebt!
Wie ſüß euch Nas' und Mündchen bebt,
Geöffnet halb, ſo hold und koſig.
Die Glieder klein,
So friſch, ſo rein,
So roſig.

O, die ihr einen Tag erſt lebt,
Für all das Glück, das ihr uns gebt,
Seh'n wir euch ſchlafen in den Kiſſen,

Des Neſtes Freud,
Geſegnet ſeid,
Ihr Süßen.

Ein Zwitſchern eure Lippen regt,
Geſegnet ſeid, geküßt, gehegt,
Ihr Vögelchen im Neſt von Leinen;
Wie Glück und Gut,
Alles was ihr thut,
Ihr Kleinen!

Neugeborene Kinder zu beſingen iſt ein eigentümlicher Stoff für einen vierzehnjährigen Knaben, aber der friſche Realismus und eine glückliche Bildlichkeit unterſcheiden dieſe Gedichte vorteilhaft von der ſonſt üblichen Jugendpoeſie. Konzipiert wurden ſie auf der Rückkehr von einer Kahnfahrt, auf dem Heimwege von der Schule, vielleicht auch in einem heimlich gemieteten Zimmer, wo die frühreifen Jungen ſich für ein ſpäteres Zigeunerleben im Quartier latin vorbildeten. Von den Eltern wurden dieſe dichteriſchen Beſtrebungen in keiner Weiſe ermuntert; die Brüder aber pflegten ſie immer ernſthafter, wie wenn eine innere Macht ſie zu dem hindrängte, was dereinſt ihr Beruf werden ſollte, ſoweit es auch zumal von Erneſts augenblicklichem Lebensplan abwich. Sogar gedruckt ſollten ſie ſich in nicht zu ferner Zeit ſehen, und damit den erſten Schritt in den Kreis der Zünftigen thun.

In Lyon nahm die „Lyoner Zeitung“ eine bedeutende Stellung ein. Um ſie ſcharte ſich die legitimiſtiſche Partei der Umgegend, und ſo zählte ſie auch Herrn Vincent

Daudet zu ihren Freunden. Da dieser sich trotz seiner mißlichen pekuniären Lage wegen der alten Familientraditon und erprobten Rechtlichkeit seines Charakters noch immer eines großen Einflusses erfreute, stand er mit der Redaktion des Blattes in regem Verkehr, zudem sich damit auch für seine Söhne eine Möglichkeit öffnete. Als Chefredakteur leitete ein Theodor Mayery die Zeitung, ein Journalist ohne besonders gründliche Durchbildung, aber von starkem, fortreißenden Temperament, der in einem rauhen Stil gedankenreiche und originelle Leitartikel schrieb. Unter ihm arbeitete Paul Beurtheret, ein liebenswürdiger, lärmender Sohn der Franche-Comté, der aus einem ehrlichen Herzen eine stolze Unabhängigkeit und energische Ueberzeugungstreue bethätigte. Er wurde später von dem berühmten Villemessant, der uns hier zuerst begegnet, nach Paris berufen, verließ die Hauptstadt aber wieder, von Heimweh nach der Provinz ergriffen, um in Tours die „Liberale Union" zu gründen, die uns ebenfalls noch einmal vor Augen kommen wird. Er fand dort während des deutsch-französischen Krieges seinen Tod, indem ihm am Tage des Einzuges der Deutschen der Kopf durch eine explodierte Granate abgerissen wurde. Für die Daudets erwies er sich als ein treuer Freund; er war stolz darauf, als einer der ersten das aufkeimende Talent Alphonses erkannt zu haben.

Ferner gehörten noch zum Stabe der „Gazette de Lyon" alle Notabilitäten der royalistischen Partei, z. B. Léopold de Gaillard, den die Nationalversammlung zum Staatsrat machte, Charles de St. Prist, der Freund und Agent des Grafen von Chambord, der Bildhauer Fabisch. Für die Brüder Daudet erlangte noch einen besonderen

Wert die Bekanntschaft mit Claude Hébrard, einem geborenen Lyoner, der nach Paris gegangen war, wo er der berufene Poet der katholischen Arbeitervereine wurde. Eine merkwürdige Art Apologet besuchte er die religiösen Versammlungen, um dort improvisierte Verse zu recitieren, die ihm mit großer Leichtigkeit zuflossen. Außerdem redigierte er eine Monatsschrift, journal des bons exemples (d. h. Zeitung der guten Beispiele) genannt, die in Lyon erschien und deshalb seine Anwesenheit daselbst häufiger nötig machte. Er stand damals in allem Glanze seines ephemeren Ruhmes und schien den unerfahrenen Alphonse und Ernest als der Urtypus eines Schriftstellers, der es zu etwas gebracht hat. Er trug ihnen einen Duft von Paris zu, den sie mit Entzücken atmeten, und sie wußten ihm Dank dafür, daß er sie mit weltmännischer Liebenswürdigkeit als junge Kameraden behandelte.

Ueberhaupt fanden sie eine freundliche Aufnahme bei den Gewaltigen der Lyoner Zeitung, da man in ihnen eine Hoffnung der Partei erblickte. So schrieb Ernest in seinem Geschäfte zwischen zwei Frachtbriefen ab und zu einen litterarisch-kritischen Artikel, den die Gazette annahm und druckte. Auf den Rat des Claude Hébrard dichtete er sogar einen Roman für das journal des bons exemples, das ihn indessen weder druckte noch dem Dichter zurückgab. Uebrigens glaubten sie im Hause trotz dieser Versuche nicht an seinen Beruf zur Schriftstellerei, und oft mußte er hören, wie Vater und Mutter, wenn er in seinen Mußestunden schriftstellerte, ihm mißmutig zuriefen: Schreib lieber Zahlen!

Für Alphonse lag es insofern glücklicher, als er über mehr freie Zeit verfügte, und wenn man ihn beim

Schreiben antraf, stets sagen konnte, daß er Schularbeiten mache. Er benutzte die Gelegenheit, um auch seinerseits einen Roman zu schreiben. Das Werk hieß „Léo und Chrétienne Fleury" und behandelte die Geschichte eines jungen Soldaten, der aus Pietät gegen seine Familie in eine Affaire verwickelt wird, deren Durchführung von seinen Vorgesetzten als eine verbrecherische Insubordination angesehen wird. Der Held wird nach dem Urteil des Kriegsgerichts erschossen, fast unter den Augen von Mutter und Schwester, die zu spät zu seiner Rettung gekommen sind. Der Roman begann mit ungefähr einem Dutzend Briefen, die zwischen Bruder und Schwester gewechselt wurden, um dann in direkter Erzählung fortzufahren. Der Dichter las ihn eines Abends der versammelten Familie vor. Allen Zuhörern stiegen die Thränen in die Augen. Ernest trug das Manuskript begeistert zu Mayery, der vor Verwunderung wie aus den Wolken gefallen war. Was! Ein Gymnasiast von 15 Jahren hatte so wunderbare Seiten geschrieben! Er versprach denn auch, die Geschichte sofort in der Lyoner Zeitung abzudrucken, sobald der Autor eine kleine Aenderung vorgenommen hätte.

Das war ein wirklicher, echter Erfolg und nicht unverdient, wie denn Ernest, als er nach 25 Jahren darauf zu sprechen kommt, mit aller Ueberzeugung behauptet, daß diese Geschichte von Léo und Chrétienne Fleury unter A. Daudets gesammelte Werke aufgenommen, diese durchaus nicht verunzieren würde. Der Fehler ist aber nicht wieder gut zu machen, denn leider blieb der Roman, nachdem ihn Mayery angenommen, spurlos verschwunden. Der Chefredakteur hatte ihn wohl zur späteren Benutzung

aufbewahrt, Alphonse selbst ward vielleicht durch eine natürliche Scheu gehindert, sich nach seinem Schicksal zu erkundigen, und als die Gazette de Lyon unterdrückt wurde, ist er wahrscheinlich irgendwo verzettelt worden.

Natürlich vermehrte die Aufnahme von Alphonses Roman bei den Brüdern das litterarische Interesse, und das war ein Glück, denn es mußte ihnen alle anderen Freuden ersetzen. Es war die Zeit, wo der Vater sein Geschäft liquidiert hatte und nach dem freundlichen Stadtteil übergesiedelt war; da bestand ihr bestes Vergnügen in dem Besuch der Promenadenkonzerte auf dem Square de Bellecour. Hier trafen sie mit Mayery, Beurtheret und anderen Lyoner Größen zusammen, promenierten mit ihnen, ernst und gesetzt, wie erwachsene Männer, durchdrungen von einem gewissen Stolz, in dieser Gesellschaft sich zu zeigen, bestrahlt von dem Glanze einer frühreifen Zugehörigkeit zur litterarischen Welt, auf die sie sich nicht wenig zu Gute thaten. Besonders Alphonse wurde als diesen Kreisen zugehörig betrachtet. Wenn er die Herren verließ, um Altersgenossen anzureden, sprach man von seinem Talent und seinen Versen; man prophezeite ihm glänzende Aussichten für die Zukunft, und die Eltern fühlten sich einige Augenblicke von dem Drucke ihrer Lage befreit, wenn der neidlose Ernest abends erzählte, wie die gemeinsamen Freunde über ihren Jüngsten urteilten. — — —

Das lag nun alles zurück vom Glanze der Erinnerung vergoldet. O, wenn er euch jetzt hätte, die Mayery und Claude Hébrard, der arme kleine Pion, der sich in so unerträglichen Bitternissen durch die Reihe der freudlosen Tage schlägt. Und wenn er euch nicht hätte, euer

Gedächtnis und ab und zu eine ſtille Rückkehr zu dem, was ihn damals ſtolz und euch wert gemacht hat, ihm wäre beſſer, er hätte ſich über den nägelausgeſchlagenen Koffer zu Tode gefallen. So aber iſt es begreiflich, daß ſeine Beſchäftigung mit litterariſchen Dingen die Kraft hat, ihn über die augenblickliche Miſère hinauszutragen, ſind ſie doch kein leerer Zeitvertreib, ſondern eine Stütze für jetzt und vielleicht auch eine Hoffnung für die Zukunft.

Inzwiſchen geſtalteten ſich die Verhältniſſe immer unerträglicher. Tägliche ſchlimme Renkontres mit den älteren Schülern brachten den Unerfahrenen um den Reſt ſeiner Autorität. Der Direktor verhehlte nur ſchlecht ſeine Wut gegen den unglücklichen Studienmeiſter, den er lieber heut als morgen vor die Thür ſetzte, wenn nicht die Onkelſchaft des berühmten Abbé Reynaud ihn gehindert hätte. Den anderen Pions machte ihn ſein Verhältnis zu dem gefürchteten Abbé Germane verdächtig, ſie hielten ihn für einen Zwiſchenträger und verkehrten nicht mit ihm. So ſtand der ſchmächtige Jüngling mit ſeinen 16 Jahren ganz iſoliert. In ſchweigender Mißachtung ſah man über ihn weg. Die Schüler drohten ihm bei jeder Gelegenheit, ſie würden ſich beim Direktor beſchweren. Schließlich kümmerten ſie ſich gar nicht mehr um ihn, und er ließ ſie thun und treiben was ſie mochten. Wohin ſollte das führen?

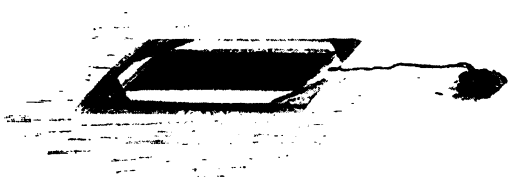
Wieder einmal war es Erneſt, der hilfreiche Hand bot, um den anderen aus ſeiner troſtloſen Sorge zu befreien. Lange ſchon hatte er mit brüderlicher Liebe nach den ſpärlichen Briefen, die der Kleine ſchrieb, deſſen ſchlimmes Leben verfolgt. Ach, er konnte nicht helfen, konnte nicht einmal mit den Eltern ſprechen, denn wozu dieſen,

denen auch Alphonse nichts schrieb, das Leben nutzlos noch mehr verbittern, da sie doch nichts ändern konnten? Endlich war er nach Paris gegangen, und hatte glücklicherweise eine kleine Stellung gefunden. Während er hier ausschaute, auch für seinen Bruder etwas zu erspähen, kam ein Brief aus Allais, noch herzzerreißender als die andern. Da setzte er sich kurz entschlossen hin und schrieb seinem alten Spielgefährten, er solle nur zu ihm kommen, so schnell wie möglich, er würde schon für ihn etwas ausfindig machen.

Das ließ sich Alphonse nicht zweimal sagen. Schnell Urlaub erbeten und Abschied genommen. Beides wurde gern gewährt nach der alten Maxime, daß man dem fliehenden Feind goldene Brücken bauen müsse, und dann fahr wohl, du mächtiger Steinhaufen, du altes, verräuchertes Gymnasium mit den schmiedeeisernen Geländern und den ausgetretenen Treppen, fahr wohl du lieber Direktor und ihr Professoren, die Gott segnen möge, fahrt wohl, ihr bäuerlichen Schüler und entwickelt euch herrlich weiter, lebt alle wohl, der kleine Dingsda geht nach Paris und kehrt nimmer zurück!

Noch lange nachdem er die Schule in Allais, ein wahres Bagno für ihn, verlassen hatte, ereignete es sich öfters, daß er mitten in der Nacht von Thränen überströmt erwachte: er hatte geträumt, daß er noch Märtyrer und Studienmeister war. Alphonse Daudet gestand später selbst, in wie großer Gefahr der Seele er sich damals befunden, und pries es als ein Glück, daß dieser Eintritt in das Leben ihn nicht bösartig gemacht habe. Auch diese Zeit hat, wie alles in der Welt, ihr Gutes gehabt. Sie hat ihn die Prüfungen seiner beginnenden

litterariſchen Karriere und die Entbehrungen ſeines erſten Pariſer Aufenthalts leichter ertragen laſſen. Aber es war doch eine bitterböſe Zeit, und wer den Bericht darüber in Petit Chose lieſt, hat nur eine mangelhafte Vorſtellung davon; auch der franzöſiſche Dichter hat, wie unſer Fritz Reuter, als er die ſchlimmſte Zeit ſeines Lebens beſchrieb, von den Dieſteln Feigen gepflückt.



IV. In Paris bei dem Bruder.

Wie war Erneſt nach Paris gekommen? — Nachdem die Möbel verkauft und die Miete bezahlt war, (der Vater bekleidete ſchon eine Stellung in irgend einer Provinzialſtadt, Alphonſe war in Allais, die Mutter mit der Tochter im Süden bei Verwandten) — nachdem alſo alles erledigt, betrieb Erneſt, dem Paul Beurtheret von der Gazette die Hälfte ſeines Zimmers angeboten, mit Energie ſeine Abreiſe nach Paris. Beurtheret gab ihm einen goldenen Rat: Suche immer Neid, nie Mitleid zu erregen, wenn du in der Hauptſtadt vorwärts kommen willſt. Ein faſhionabler Schneider in Lyon eröffnete ihm auch für Alphonſe, wie gleich mit ausgemacht wurde, einen Kredit, dergeſtalt, daß er zuſagte, ſo lange für die Garderobe der Brüder zu ſorgen, als dieſe es nötig haben würden, ohne jede andere Sicherheit, als das Vertrauen auf Erneſts ehrliches Geſicht und ſein Verſprechen,

sie würden, sobald sie in der Lage wären, die ganze Schuld auf Heller und Pfennig bezahlen.

Nach einer ermüdenden Fahrt gelangte Ernest am 1. September 1857 um 5 Uhr morgens in Paris an, stieg in einem kleinen Hotel ab (fest entschlossen, sich nicht bemitleiden, sondern beneiden zu lassen), spazierte in Frack und weißer Binde schon um 8 Uhr Morgens auf den Boulevards und nahm schließlich bei dem berühmten Tortoni ein Frühstück. Dabei bereicherte er seine etwas provinzielle Wissenschaft vom Leben um zwei neue Erfahrungen: einmal, daß ein Déjeuner bei Tortoni etwas zu teuer sei, und dann, daß man zu so früher Morgenstunde noch nicht im Frack einhergehe.

Nachdem die erste Neugierde, die fremde Stadt zu sehen, gestillt, machte er sich am zweiten Tage auf, um Claude Hébrard (von den Arbeitervereinen) zu besuchen. Dieser wollte denselben Abend für einen Monat nach Lyon reisen, und bot dem jungen Freunde für diese Zeit seine geschmackvoll und komfortabel eingerichtete Junggesellenwohnung an. Das war Glück genug für den Anfang und es sollte noch besser kommen.

Der Neuling brachte zwei Empfehlungsbriefe mit: einen von Paul Beurtheret an seinen Landsmann Armand Barthet, einen damals nicht unbekannten Journalisten, den andern an Armand de Pontmartin, ebenfalls einen Schriftsteller, dessen Bücher er schon früher der Lyoner Zeitung vorgeführt hatte. Barthet empfing ihn wie einen alten Freund, lud ihn ein, ihn recht oft zu besuchen, und gab ihm sein Freibillet für das Odeontheater, da er es doch nicht benutzte. Gehörte auch ein Theaterbillet nicht zu dem Nötigsten, was ein armer Anfänger brauchte,

bot es doch die Möglichkeit, Bühnenkenntnis zu erwerben, und Erneſt beſuchte einen ganzen Winter die Vorſtellungen als Armand Barthet, ohne daß die Kontrolleure ſich wunderten, einen wildfremden und ſo jungen Menſchen als Träger des berühmten Namens eintreten zu ſehen. Die Herren an der Kontrolle ſchienen überhaupt merkwürdig kaltblütig zu ſein, denn als zwei Jahre ſpäter der frühere Barthet als Erneſt Daudet ſeine Karte vorhielt, verloren ſie ebenſowenig ein Wort.

Nun zum zweiten, dem Grafen Armand de Pontmartin. Dieſer las den Brief, ſchob ſeinen Arm in den des fremden jungen Mannes und führte ihn nach der rue Bergère in die Redaktion des Zuſchauer (le spectateur), eines neugegründeten orléaniſtiſchen Blattes. Erneſt Daudet wurde, nachdem er einige Zeit im Vorzimmer gewartet, dem Direktor Mallac vorgeſtellt, und glaubte aus den Wolken zu fallen, als dieſer ihm eröffnete, daß er ihn als Unterredakteur mit einem Fixum von 200 Frank monatlich engagierte. Das hieß wirklich Glück! — Nach einigen Wochen trat der neue Redakteur ſeinen Poſten an. Er hatte das Vermiſchte zu bearbeiten; wie wir ſagen: Was unter dem Strich ſteht. Die Aufgabe war nicht ſchwer und ließ ihm Zeit genug, ſeine Ausbildung zu vervollkommnen, denn es gab beſonders für ihn, der ſolange in dem Lyoner Speditionsgeſchäft gearbeitet, noch viel zu lernen.

Nach einem Monat zwang ihn die Rückkehr des Claude Hébrard eine eigene Wohnung zu ſuchen. Rue de Tournon lag ein großes, faſt nur von Studenten bevölkertes Hotel garni, das den ſtolzen Namen Grand Hotel du Sénat führte, im übrigen eine fünfſtöckige, echte

Pariſer Mietskaſerne. Dort mietete er ein geräumiges Zimmer unter dem Dach. Preis: 15 Frank den Monat. Ein eiſernes Bett, eine alte Kommode als Waſchtiſch, ein Schreibtiſch, zwei Stühle und ein abgeſtoßener Kachelofen; das Ganze umfangen von einer ſchlechten Tapete, durch deren Fetzen die Felder des Mauerwerkes rot hindurchſchimmerten. Aus dem einzigen Fenſter blickte man auf ein Meer von Dächern, Schornſteinen und Manſarden. Als ſich Erneſt an einem traurigen Oktoberabend das erſte Mal allein in ſeinem neuen Zimmer befand, fühlte er ſich recht unglücklich. Der Abſtand war zu groß. Schon damals tauchte der Gedanke in ihm auf, ſeinen alten Freund und Spielgefährten Alphonſe, an deſſen Talent er mehr als an ſein eigenes glaubte, zu ſich zu nehmen. . . . .

Nun ſaß auch Alphonſe Daudet im Eiſenbahnzug und wollte nach Norden. Sein Vermögen beſtand aus einem Fünffrankenſtück, das er in der Taſche ſorglich mit der geballten Hand umſchloß. Aber er war reich an Hoffnung und fühlte ſich froh und glücklich; es war das aufatmende Glück des befreiten Gefangenen, der ſich einem neuen Leben gegenüber ſieht. Durſt und Hunger allerdings quälten ihn, und er gab nichts aus, trotz der verlockenden Butterbröte auf den Bahnhöfen; dabei dauerte die Fahrt recht lange, über einen ganzen Tag und eine Nacht ſchon, und der junge Reiſende fühlte ſich mehr als einmal einer Ohnmacht nahe. Zum Glück merkten ſeine Reiſegefährten, wackere Matroſen, die ſich die Zeit mit Liederſingen vertrieben, den bedenklichen Zuſtand des ſchmächtigen Jünglings und reichten ihm mitleidig ihre Flaſche. O, wie das ſchmeckte, nachdem er

solange nichts genossen hatte. Außerdem machte ihn das ungewohnte Getränk schläfrig und ließ ihn schneller den letzten Teil der Reise überwinden. Endlich das Geräusch der Räder über gußeiserne Schwellen, ein ungeheures, von Lichtern durchstrahltes Glasgewölbe, das Klappen von Thüren, das Rollen der kleinen Gepäckwagen, eine unruhige, durcheinander wogende Menge, Zollbeamte, kurz — es war am 1. November 1857 — Paris!

Himmel, wie mitleiderregend erschien der jüngere Bruder dem wartenden Ernest. Uebernächtig, erschöpft von Hunger und Durst, eingehüllt in einen verschossenen Sommerüberzieher — dabei herrschte eine Kälte, daß einem die Zähne klapperten — und an den Füßen keine andere Bekleidung als über einem Paar baumwollener Strümpfe von blauer Farbe ein Paar Gummischuhe. Die künftigen Eroberer von Paris erwählen sich mitunter seltsame Trachten, um ihren Einzug zu halten! Ernest hatte als praktischer Mann schon einen Träger mitgebracht, der Alphonses Gepäck, einen alten, mit Nägeln beschlagenen Koffer voll schadhafter Stellen, auf seinen Handwagen lud, und so ging es durch die verschlafenen, menschenleeren Kais dem Quartier latin zu. Sie begegneten nur Arbeitern mit vor Kälte blaugefrorenen Händen und Zeitungsträgern, die die Morgenblätter unter den Hausthüren durchsteckten. Allmählich erloschen die Laternen, die Straßen, die Seine mit ihren Brücken, alles tauchte in schattenhaften Umrissen aus dem Morgennebel heraus.

Wenn du nicht zu begierig bist, unsere Wohnung zu sehen, könnten wir vielleicht erst etwas essen, meinte Ernest.

„O ja, eſſen!“ Der Kleine ſtarb faſt vor Hunger. Vor einem kleinen Frühſtückslokal der rue Corneille machten ſie Halt. Es war noch nicht geöffnet. Um warm zu werden, gingen ſie in den benachbarten Straßen ſpazieren und ganz um das Odeon herum, das mit ſeiner Säulenhalle und dem tempelartigen Ausſehen dem Neuling ſehr imponierte. Endlich wurden die Läden des Lokals aufgeworfen, ein verſchlafener Kellner erſchien in der geöffneten Thür. „Zwei Taſſen Kaffee!“ beſtellte Erneſt, einen köſtlichen, balſamiſchen, belebenden Trank, der ebenſo wie die zwei Brötchen im ſtrohgeflochtenen Korbe ſchnell verſchwand. „Noch eine Omelette für zwei Perſonen!“ befahl Erneſt, während der Jüngere ſein weltmänniſches Gebaren bewunderte, und dann ging es, einen Teller mit Krachmandeln und Roſinen zwiſchen ſich auf dem Tiſche an ein Erzählen und Erzählen . . . .

Bald hatte man ſich eingerichtet. Die Koſten ihres gemeinſamen Lebens beſtritt zunächſt Erneſt und für Alphonſes Kleidung mußte der hilfreiche Schneider aus Lyon einſpringen. Für Alphonſe geſtaltete ſich die erſte Zeit recht einſam. Der Bruder ging morgens auf die Redaktion um erſt abends wieder heimzukehren und inzwiſchen blieb der andere ganz ſich ſelbſt überlaſſen. Nicht ohne Gefahr! Ihm ſelbſt ſchien indeſſen dieſer Zuſtand eher läſtig als gefährlich. Spaziergänge machte er zuerſt wenig. Er war zu ſchüchtern in der fremden Stadt. Verließ er einmal ſeine Manſarde, machte er unfehlbar zuerſt eine Runde um das Odéon, unter deſſen Galerie er bekannten Künſtlern zu begegnen hoffte, beſonders bei dem Bücherſtand der Mme. Gaut, vor dem man ſich viel traf, weil ſie geſtattete, die ausgelegten Neuheiten zu

durchblättern. Dort sah er von fern den großen Romancier Barbey d'Aurevilly; die Hand auf die Hüfte gestemmt, den Mantel künstlerisch zurückgeschlagen, damit man das seidene Futter sehen konnte, unterhielt er sich mit der alten Besitzerin, die dabei ruhig an ihrem Strumpfe weiter strickte. Dort sah er Vallès, das zukünftige Mitglied der Kommune und hörte seine rauhe, metallische Stimme, er sah den berühmten Gustave Planche, Kritiker an der Revue des deux mondes, dem er die Kühnheit hatte, einmal nachzugehen, und nachdem er in ein Café getreten war, ihn von außen zu betrachten, nachdem er die Scheiben mit dem Rockärmel abgewischt; ferner den gutmütigen, excentrischen Cressot, der sich in seinem kurzen Mantel lang und trübsinnig an der Mauer hinschob. Solchen berühmten Männern zu begegnen, zufällig mit ihnen ein paar gleichgiltige Worte zu wechseln, mehr brauchte es nicht, um seinen Ehrgeiz hoch aufflammen zu lassen; auch ich werde einmal soweit kommen, war sein höchster Wunsch und Wille.

Fortgerissen von den Träumen einer schimmernden Zukunft stürmte er dann seine fünf Etagen wieder hinauf, besonders wenn er ein Licht hatte kaufen können, das ihm die Nacht durchzuarbeiten erlaubte. Da entstanden bei dessen schmaler Flamme Verse, Novellen, dramatische Entwürfe, ein Bogen nach dem andern bedeckte sich mit großen Schriftzügen. Die Thätigkeit gab ihm Flügel, er sah die Zukunft sich weit aufthun und vergaß die augenblickliche Dürftigkeit, wie in jener Weihnachtsnacht, wo er Vers an Verse reihte, während unten die Studenten mit großem Lärm Heiligabend feierten, und die Stimme Gambettas, der damals als Student in demselben Hotel

wohnte, die gefrorenen Fenſterſcheiben klirren ließ. — Das Ziel ſeiner geheimſten Wünſche war das Odéon. Sehnſüchtig ſchaute er auf die kleine Thür, welche den Künſtlern als Eingang diente. In neidvoller Bewunderung klopfte ihm das Herz, wenn er den berühmten Tiſſerant heraustreten ſah, oder gar den Patriarchen Flaubert mit ſeinem Intimus Bouilhet. O, wenn er doch zu ihnen gehörte!

Das einſame Leben Alphonſe Daudets dauerte natürlich nicht lange; dafür war er zu jung und zu ſehr aufgeſchloſſener Provençale. Bald fand er Verkehr und Kameraden genug, von denen einige ſpäter ſeine Freunde wurden. So Gambetta, der damals Jura ſtudierte; auch Emanuel des Eſſarts gehörte dazu und ſpäter der oben genannte Louis Bouilhet. Auch Originale gab es darunter, wie den Studierenden der Philoſophie Thérion, den man zu jeder Zeit mit einem Buch unter dem Arme traf, der alles las, alles wußte, über alles disputierte, ein ſeltener Vielwiſſer, aber ein Wirrkopf, nachmals das Urbild des Méraud in dem „Königen im Exil.“ Mit dieſen und andern geriet nun der Dichter in das Leben und Treiben des litterariſchen und künſtleriſchen Zigeunertums, abermals wie in Lyon eine Zeit ungebundener Wildheit und Zügelloſigkeit und nicht minder gefährlich wie jene.

Die meiſten ſeiner Kameraden waren Studenten oder angehende Künſtler, und Daudet gehörte mit ihnen zu der ſeltſamen Welt, die man Bohème oder Zigeunertum nennt. Man verſteht darunter die litterariſche und künſtleriſche Jugend Frankreichs, die ſich im großen Ganzen mit der Studenten- und jungen Künſtlerſchaft anderer Länder in ihrer Sorgloſigkeit und Ungeniertheit vergleichen läßt.

Ein spezifisches Gepräge gewährt ihr in Paris einmal der große Prozentsatz von Verkommenen (ratés), die bis an ihr Lebensende in der Bohème stecken bleiben, und dann ihre eigentümliche Geschichte: Als nach dem Sturze des ersten Napoléon die Reaktion ans Ruder kam, und der durch die Revolution glücklich vertriebene Adel und Klerus zurückflutend das Land überschwemmte, da erhob sich, während alles stagnierte und die Reaktion sich bemühte, die Zeiger der Weltenuhr rückwärts zu schieben, da erhob sich jene Jugend, die „von ihren Müttern zwischen zwei Schlachten empfangen und unter dem Donner der Kanonen geboren" war, und sie brachte auflodernd in thatendurstigem Zorn eine Revolution der Geister zunächst in der Litteratur, dann auf anderen Gebieten zu Wege. Das war die berühmte französische Romantik mit Victor Hugo an der Spitze. Die Jungen wurden älter, Männer begannen planvoll und verständig da zu bauen, wo die Jugend im Feuer siegreichen Angriffs Schädliches in die Luft gesprengt hatte. Aber die Bohème blieb mit ihrer Tradition, in welche nun eine neue Menschensaat hineinwuchs. Diese neue Generation, im wesentlichen diejenige, welche Henri Mürger in seinem berühmten Roman „Zigeunerleben" schildert, stand weit hinter der ersten zurück. Sie konnte nicht vergessen, daß sie vor ca. einem Menschenalter eine führende Rolle gespielt, und da sie das Bedürfnis fühlte, diese weiter zu spielen, da aber weder eine Notwendigkeit noch eine Berechtigung dazu vorlag, so ging sie in Aeußerlichkeiten auf, die Genialität ward zur Manier, die Begeisterung zur Phrase. Das dritte Geschlecht aber, in dessen Leben und Treiben Alphonse jetzt hineingezogen wurde, die Bohème des materiellen

zweiten Kaiſerreichs, hatte jede Poeſie und jeden Reiz des hiſtoriſchen Zigeunertums verloren.

Es verbarg ſich viel Engherzigkeit, Ohnmacht und Eiferſucht, unendlich viel Verkehrtes in der Welt jener armen Teufel, die meiſt an ihrer Trägheit zu Grunde gingen und der Dichter hat das ſpäter gar lehrreich in ſeinem Jack geſchildert. Gebummelt hat Alphonſe genug mit dieſer Geſellſchaft, aber er verbummelte nicht. Er nahm teil an ihren Deklamationen gegen die undankbare Welt, aber er blieb ſich klar, woran bei jenen die Urſache ihres Verkanntſeins lag. Er tauchte tief hinein in das Labyrinth ihrer verworrenen Exiſtenz, aber er verlor niemals den leitenden Faden, und brachte ſogar, entgegen den Befürchtungen des ſorgſamen Bruders, neue Kräfte und noch unbekannte Fähigkeiten von dort zurück.

Daudet führt in ſeinen Lebenserinnerungen ein Exemplar dieſes Zigeunertums vor: Auf einem Ball des Quartier Latin hatte er es in einer Sommernacht kennen gelernt. Nachdem er ſehr ſpät heimgekehrt war in ſein und ſeines Bruders gemeinſames Zimmer, ſchlief er — Erneſt ſaß ſchon in der Redaktion — bis in den Vormittag hinein. Da erhob ſich plötzlich am Fußende ſeines Bettes ein Herr in ſchwarzem, etwas abgenutztem Anzug. — Ich komme von Herrn Desroches! ſagte der Schwarze. — Von Herrn Desroches? Welcher Herr Desroches? entgegnete Alphonſe und richtete ſich im Bett auf; ſeine Erinnerungen ſchliefen noch viel tiefer als er ſelbſt. — Herr Desroches vom Figaro; Sie haben geſtern mit ihm zuſammen den Abend verbracht; er befindet ſich auf der Wache und beruft ſich auf Sie. — Herr Desroches — —, a — in der That — er beruft

sich auf mich — die Sache ist richtig, ich kenne den Herrn, lassen Sie ihn nur frei. — Entschuldigen Sie, das kostet dreißig Sous. — Dreißig Sous? Wofür? — Das ist so üblich.

Er gab das Geld und der schwarze Rock empfahl sich; der andere aber blieb aufgerichtet im Bett in tiefen Gedanken wie er dazu käme, einen Redakteur des Figaro für einen Frank fünfzig aus den Krallen der Polizei zu befreien. Fünf Minuten später trat Herr Desroches lachend in sein Zimmer. Bitte tausendfach um Entschuldigung, wertgeschätzter Herr Kollege, daran sind nur die Muskateller-Trauben schuld. Die Muskateller-Trauben, mein erster Artikel, gestern im Figaro erschienen. Verdammte Muskateller! Sie begreifen, ich hatte mein erstes Honorar erhoben und das war mir zu Kopf gestiegen. Nachdem Sie weg waren, haben wir noch das ganze Quartier durchtobt — was nachher passiert ist, weiß ich nicht, meine Erinnerungen verwirren sich, ich habe nur noch die dunkle Empfindung, irgendwie einen Fußtritt erhalten zu haben. Schließlich habe ich mich auf der Wache wiedergefunden. Eine herrliche Nacht! Zuerst hatte man mich ins Loch gesteckt, Sie wissen wohl, hinten! Da herrschte eine Luft zum Umfallen. Aber ich habe die Polizisten so ins Lachen gebracht, daß sie mich nach vorn in die Wachtstube holten. Da haben wir geredet, Karten gespielt — ich mußte ihnen meine Muskateller-Trauben vorlesen — ein Erfolg sage ich Ihnen! Wunderbar, was die Schutzleute für einen Geschmack haben! Schließlich lud der Redakteur des Figaro und Verfasser der Muskateller-Trauben seinen Befreier für den Sonntag Nachmittag zu sich ein.

Das war so ein Ereignis, wie es überall besonders in den Kreisen der Studenten und jungen Künstler vorkommen kann, das man im späteren Leben je nach Temperament und Lebensanschauung belacht oder verschweigt und das im übrigen für den Wert eines Menschen wenig besagt. Auch der Tüchtige kann der Held eines solchen Abenteuers sein. Ein merkwürdiges Stück Dékadenze und Bohème aber zeigte sich, als Alphonse am festgesetzten Tage seinen neuen Freund besuchte. Dieser führte ihn in die Laube seines Gärtchens und stellte ihm dort ein mannweibliches Ungeheuer im Kostüm eines Fuhrmanns als seine Frau vor. Blaue Bluse, grobes Halstuch, eine rotgestreifte Wollenmütze auf dem Kopf, die Peitsche über den Schultern, so präsentierte sich das Monstrum, das in Wahrheit seine Frau war. Der Gast lernte sie nachher näher kennen: rauchend, spuckend, fluchend, mit allen schlechten Angewohnheiten der Männer ausgestattet, regierte sie ihr kleines Hauswesen mit den Schlägen ihrer großen Peitsche, zunächst ihren Mann, der sehr zahm war, und dann zwei magere Töchter .... So das Milieu des Verfassers der Muskateller-Trauben, und es stand sicherlich nicht vereinzelt da. Die meisten Freunde Daudets führten in ihren Stuben oder Wohnungen etwas weibliches, legitim oder nicht, das sie kraftlos machte und hinabzog. Eben die Gewohnheit dieses markloſen Lebens war das Gefährliche für den Neuling; es war ein Sumpf, der den Unvorsichtigen leicht hinabzog, und nachher nicht leben und nicht sterben ließ.

Indessen bildeten die Mitglieder der Bohème nicht den einzigen Verkehr der Daudets. Claude Hébrard,

der sich schon häufiger hilfreich gezeigt hatte, führte sie im zweiten Winter, den sie in Paris verbrachten, in verschiedene Salons ein. Zuerst bei einem der Konservatoren der Arsenalbibliothek, Eugène Loudun, einem katholischen Schriftsteller, der wöchentlich einmal eine Anzahl Freunde bei sich vereinigte. Alle Künste und Meinungen waren dort vertreten; von 9 Uhr abends an füllte sich sein großes Bibliothekzimmer mit dem Rauche der Zigarren, der sich an den langen Bücherreihen hinzog, und hallte wieder von einer lärmenden Konversation, die sich nur auf geistige Dinge erstreckte. Dort machten die Brüder manche wertvolle und interessante Bekanntschaft. Sie lernten z. B. Amédée Pommier kennen, einen Veteranen aus den Kämpfen von 1830, den talentvollen Bildhauer Vital Dubray, den Schlachtenmaler Duvaux, die beiden Sirony, von denen der eine die Fresken im Palais der Ehrenlegion gemalt hat, den Dramatiker Develey, der sich rühmte, noch niemals einen Direktor gefunden zu haben, der mutig genug gewesen wäre, seine Dramen aufzuführen. Für die Zukunft behalten wir noch die Namen von Jules Tardieu, dessen reizende kleine Geschichte „um eine Stecknadel" (pour une épingle) vor einigen Jahrzehnten in deutschen Schulen viel gelesen wurde, und den nicht unberühmten Eduard Thierry, beide bestimmt, in dem Leben des Dichters für einen Augenblick eine nicht unwesentliche Rolle zu spielen. — Zwischen all diesen Männern erschienen die Brüder Daudet fast noch als Kinder; besonders der jüngere.

Der Salon Eugène Louduns eröffnete ihnen andere, alle eigentlich von dem gleichen Schlage. In irgend einem Zentrum versammelten sich einmal wöchentlich

Litteraten oder ſolche, die es zu ſein glaubten, um ſich gegenſeitig kleine Verſe aufzuſagen u. a., und dabei Cakes in einen etwas dünnen Thee zu tauchen.

So fanden ſie Zutritt in den Salon der Madame Ancelot, die damals in der rue Guillaume wohnte, einer kurzen Straße, die mit ihrem grasdurchwachſenen Pflaſter, über welches nie ein Wagen rollte, von Hausmann, dem Erbauer des modernen Paris, mitten im Herzen der Weltſtadt vergeſſen zu ſein ſchien. Dort wohnte die gute Madame Ancelot in einem hohen Mietshauſe und ging noch immer ausgeſchnitten wie zur Zeit ihrer Blüte im Jahre 1823, obgleich ihre Schultern lange nicht mehr ſo weiß und rund waren, wie damals, als der Baron Gérard ſie malte. Jeden Dienstag traf man ſich dort in den altmodiſch eingerichteten Zimmern, deren Wände über und über mit Bildern behangen waren; ſie ſtammten meiſt von der Herrin des Hauſes ſelbſt, die es liebte, zeitweilig Pinſel und Palette zu handhaben, um irgend einen wichtigen Vorgang ihrer kleinen Welt auf der Leinwand feſtzuhalten. Bemerkenswert war noch die Menge von Vogelkäfigen, die in allen Formen über die Zimmer verteilt waren, und deren Inſaſſen flatternd und auf den Stäben hüpfend ihr Gezwitſcher in die Unterhaltung der Menſchen miſchten.

Der Salon zehrte von zwei Erinnerungen: Alfred de Vigny, der berühmte Dichter, hatte ihm angehört. Ein dauerndes Andenken blieb der Papagei, den er der Muſe des Hauſes hinterließ, und zweitens hatte die große Rachel hier einige Stanzen hergeſagt, ein Vorgang, deſſen Authenticität durch ein großes Gemälde am Kamin bezeugt wurde. Beide Fakta gehörten einer

anderen Epoche an, und auch die Gäste, die auf dieser Art papiernem Parnaß ohne Blumen und Quellen lustwandelten, gingen schon etwas gebückt und das porzellanene Lächeln altmodischer Galanterie umspielte ihre Lippen. Zuweilen jedoch verjüngte sich der Salon, Leute wie Oktave Lacroix, Emanuel des Essarts erschienen, oder von Damen etwa Anais Segalas, eine Dichterin, oder Jenny Sabatier. Ausgefüllt wurden die Abende durch kleine Deklamationen, zu denen auch Alphonse Daudet von den Erstlingen seiner nächtlichen Thätigkeit in der Dichtermansarde beitrug. Er war aber noch zu schüchtern. „Lauter, lauter!" rief ihm Frau Ancelot immer zu, „Herr de la Rochejaquelein versteht nicht." Bei manchen hatte leider mit dem höheren Alter die Schärfe des Gehörs abgenommen, und den größten Erfolg trug der Musiker Gustave Madaud davon, der mit donnernder Stimme ein Lied sang und dabei auf die Tasten schlug, daß das alte Klavier bebte . . .

Ein anderer Salon, ein Rivale, bestand zwei Schritte davon, in der rue du Cherche-Midi und gehörte der Frau Mélanie Waldor. Beide Musen waren einstmals zusammengegangen — lang, lang ists her — dann hatten sie sich gänzlich getrennt und Altar gegen Altar aufgerichtet. Alfred de Müsset hat in einer boshaften Stunde ein paar brillante und satanische Verse auf die Herrin dieses Salons gedichtet, nichts für Kinder! Was hat sie ihm gethan? Sie wird es nicht verraten, wenn sie ganz in Sammet die Haare schwarz wie bei einem hundertjährigen Raben, der nicht altern will, auf ihrem Divan liegt, hingegossen, mit der interessanten Resignation des gebrochenen Herzens. Aber ihr Auge flammte auf, zwischen den zu-

sammengepreßten Lippen schien eine Schlange hervorzuzischen, wenn man von „ihr" sprach. „Sie", du lieber Gott, „Sie", die Feindin, war die alte gute Madame Ancelot. Zwischen beiden herrschte ein Krieg bis aufs Messer. Madame Waldor hatte expreß denselben Tag ausgesucht, und wenn man entschlüpfen wollte, fühlte man sich durch einen kalten Blick an die Thür festgespießt. Man mußte bleiben, und so blieben Ernest und Alphonse auch und haben manche Stunde in diesem seltsamen Winkel der Pariser Litteratur herumgeplätschert.

Auch der Salon der Gräfin Chodsko mag nicht unerwähnt bleiben. Das war eine Polin, die einmal sehr schön gewesen sein mußte, jetzt eine große Erscheinung, steif und trocken, mit herrschsüchtigen, fast boshaften Zügen. Mürger, auf den sie einen tiefen Eindruck gemacht, sollte sie als Madame Olympe gezeichnet haben; jetzt versammelte sie eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen, meist Polinnen mit dicken schwarzen Haaren, die ihren dunkeln Teint noch dunkler erscheinen ließen. Schlag zwölf Uhr erschien der gute Vater Chodsko, ihr Mann, ein gelehrter, alter Herr, im übrigen gezwungen sich im Hause mit nur beratender Stimme zu bescheiden. Ein Licht in der Hand wünschte er der Gesellschaft einen guten Abend, sprach mit seinem fremdländischen Accente ein paar Worte zu dem und jenem und verschwand dann geräuschlos hinter den schweren Falten einer Portiere.

So verfloß die Zeit ohne große Ereignisse, aber in der inneren Entwickelung brachte sie Alphonse bedeutend weiter. Der fortgesetzte Verkehr mit der Bohème schärfte seine Sinne für Echtes und Schlechtes, der ständige Aufenthalt in der Hauptstadt bot dem künftigen Realisten

eine Fülle von Menſchen und Dingen zu ſpäterer Geſtaltung, häufige Anweſenheit in den Salons wandelte auch im Aeußern den jungen Provinzialen mit dem provençaliſchen Hütchen auf den lang herabfallenden Locken. Er entwickelte ſich ſogar ziemlich ſchnell zu einer Schönheit, die ſelbſt herb urteilende Männer entzückte. So pries etwas ſpäter Théodor de Banville in ſeinen Pariſer Cameen den entzückenden Kopf Daudets, ſeinen ambrafarbenen Teint, die großen Augen, die in feuchtem Glanze zugleich flammten und erwärmten, darüber die lichten, ſchwarzen Locken und um den roten, zierlich geſchwungenen Mund ein feiner ſeidiger Bart. Im ganzen ein echter Künſtlerkopf von der zarten, nervöſen Schönheit, wie man ſie wohl bei arabiſchen Pferden findet, und von der ganzen Perſönlichkeit ſtrahlte ein Hauch faſt weiblichen Stolzes und weiblicher Anmut aus.

Ein Ereignis aber trat dennoch in dieſer Zeit ein — das Erſcheinen des erſten Buches. Nach und nach hatten ſich im Schreibtiſch Alphonſes ſoviel Gedichte angeſammelt, daß er daraus ein Bändchen zuſammenſtellen konnte. Er ſchrieb ein ſauberes Manuſkript und machte ſich auf die Suche nach einem Verleger. Zuerſt natürlich die großen, berühmten: er klopfte bei Michel Lévy an, bei Hachette, überall. Er verlor ſich in ihren Bücherhallen, weit wie die Kathedralen, wo ſeine Stiefel auf den dicken Teppichen knarrten und Kommis mit bureaukratiſcher Miene ihn geſchäftlich und kalt nach ſeinem Begehr fragten. — Ich möchte gern Herrn Michel Lévy ſprechen wegen eines Manuſkriptes. — Sehr wohl, mein Herr, darf ich um ihren Namen bitten? — Der Kommis ſprach in ein Sprachrohr und legte ſein Ohr an das Mund-

ſtück. — Bedaure ſehr, Herr Lévy iſt nicht zu Hauſe. — Herr Lévy war niemals zu Hauſe, ebenſowenig wie Herr Hachette oder ſonſt jemand. Ganz entmutigt kam Alphonſe immer abends heim, und der Bruder hatte genug zu thun, ihn zu tröſten.

Endlich erbarmte ſich der Himmel ſeines Elends. Der Verleger, den er ſo lange vergeblich ſuchte, fand ſich unvermutet in nächſter Nähe. Es war der Buchhändler Cardieu (wir entſinnen uns: Cardieu aus dem Salon Eugène Loudun) in der rue de Tournon, wo ſie ſelbſt wohnten. Alphonſe traf ihn eines Abends vor ſeinem Laden, als er trübſinnig von neuen vergeblichen Verſuchen zurückkehrte. Cardieu ließ ſich das Manuſkript zeigen, die Gedichte gefielen ihm, und er nahm ſie zum Verlag an. Es wurde ein zierliches Bändchen, weißer Umſchlag mit rotem Aufdruck, betitelt „Die Verliebten“ (les amoureuses). Daudet ſelbſt ſchreibt ſpäter über das Buch: „Der Titel und das elegante Aeußere zogen an“. Einige Zeitungen ſprachen von dem Dichter und ſeinem Werkchen. Er ſelbſt ging in den Galerien des Odéon umher, um zu ſehen, ob und wie es gekauft wurde, und nach einigen Tagen wagte er ſogar, den berühmten Jules Vallès anzureden. Er war jetzt „erſchienen“.

Es intereſſiert, einen kurzen Blick in das erſte Buch unſeres Dichters zu werfen. Als Motto ſteht auf dem Titelblatte der letzten Ausgabe ein Citat des Renaiſſance-Dichters Clément Marot: tu as pour te rendre amusée ma jeunesse en papier icy (Du haſt, um dich zu vergnügen, meine Jugend hier auf dem Papier). Der Spruch paßt gut: es ſind Jugendgedichte, friſch, graziös,

natürlich, mit etwas Manier, natürlich an Bedeutung mit den Romanen nicht zu vergleichen. Das hübſcheſte Gedicht iſt nach allgemeinem Urteil: Die Stiefelchen (les bottines), die luſtigen, aber durchaus nicht leichtſinnigen Stiefelchen, die klipp, klapp mit ſilbernen Schnallen dahineilen. Die Idee dazu geht auf den Wilhelm Meiſter zurück.

Die einzelnen Gedichte aufzuzählen oder kurz zu charakteriſieren würde wenig Intereſſe bieten. Beſſer ſcheint es, ein paar Stücke zur Probe hierherzuſetzen. Die deutſche Ueberſetzung verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Fritz Meyer in Lübeck.

Prahlerei.

Ich glaub an nichts auf dieſer Erde,
Verbot'ne Früchte giebt es kaum
An der Erkenntnis hohem Baum,
Die nicht mein Zahn ſchon längſt verſehrte.
Ich glaub an nichts auf dieſer Erde.

Mein Herz, es wird gereift und alt;
Ehrwürdger Sitten alter Brauch,
Die ſind ihm Luft und Hauch.
Die Wiſſenſchaft giebt ihm den Halt, —
Mein Herz, es wird gereift und alt.

Wenn um den Hals ein Freund mir fällt,
Schnell auf der Taſche liegt die Hand;
Und iſt er mir noch gar verwandt
Fürcht ich ſo mehr noch für mein Geld,
Wenn er einſt um den Hals mir fällt.

Und wollt ihr wiſſen, was ich denke
Von keuſcher Lieb und treuer Pflicht,
So fragt mich nach der erſten nicht,
Und von der zweiten ich mir's ſchenke
Euch zu verraten, was ich denke. (Gekürzt.)

In anderer Art ſind die

Drei Weinleſen.

Ich traf ſie einſt zur frohſten Zeit im Jahre,
Der kurze Rock ließ frei ein Füßchen zart,
Mit der Bachantin Wuchs der Taube Blick gepaart,
Kein bunter Tand und keine falſchen Haare.
An des Geliebten Arm — ein holdes Bild —
Schritt ſie dahin auf Avignons Gefild,
Als man die Trauben las.

* * *

Und wieder traf ich ſie zur frohſten Zeit im Jahre;
Auf heißer Flur, im glühnden Sonnenſchein
Schritt ſchwankend ſie dahin — allein —
Ein irrer Glanz im trüben Augenpaare.
Ich zittre noch, gedenk ich der Geſtalt,
Die ich erblickt, gebeugt, ſo bleich und alt,
Als man die Trauben las.

* * *

Und wieder traf ich ſie zur frohſten Zeit im Jahre;
Und daran denken muß ich Tag für Tag
Verſtummt des müden Herzens banger Schlag
Lag ſie auf ſammetüberdeckter Bahre.

Die frommen Schweſtern weinten rund umher,
Die Hügel glänzten rings, von Segen ſchwer,
Wo man die Trauben las.

An dieſen beiden Proben mag es genügen. Man darf ſie und die Gedichte, will man gerecht ſein, nicht nach der deutſchen Ueberſetzung beurteilen. Im Deutſchen verliert ſich das Graziöſe und Feine, welches für den Romanen z. B. dem erſten Gedicht anhaftet, und wenn im zweiten der Dichter nach unſerm Geſchmack einer echten, wenn auch ſtiliſierten Empfindung etwas nahe kommt, ſo erſcheint er hier dem Franzoſen ſchon von einer rührenden Gemütstiefe. Das ſind Sachen des Gefühls und des Raſſenunterſchiedes, die keine Ueberſetzung überbrücken kann. Im ganzen muten uns die Amoureuſes an wie lateiniſche Gedichte, vielleicht des Vergil, und wer ſie ganz im Original (eine deutſche Ueberſetzung iſt nicht erſchienen) geleſen hat, wird dem Worte Karl Buſſes beipflichten, der in einem Nekrolog ſchrieb: Ein hübſches Buch im ganzen, nur allerdings nicht unſer germaniſches Ideal von Lyrik.

Der Erfolg der Amoureuſes war nicht gering. Zunächſt bedeutete es ſchon etwas, daß Alphonſe Daudet überhaupt ein Buch aufweiſen konnte, und ferner ſprach ſich (für uns etwas unbegreiflich) die maßgebende Kritik ſehr anerkennend über das Bändchen aus. Der einflußreiche Eduard Thierry ſagte im Moniteur offiziell, Alfred de Müſſet hinterließ bei ſeinem Tode zwei Federn für diejenigen, welche die Kraft und die Beſtimmung in ſich fühlten, ſie aufzunehmen: eine für Proſa und eine für Verſe. Oktave Feuillet hat die erſtere geerbt, Alphonſe

Daudet hat mit ſeinen „Verliebten“ gezeigt, daß er ſich in Beſitz der letzteren geſetzt hat. Dies Urteil war mehr geiſtreich als wahr. Weder der akademiſche Feuillet noch der lyriſche Daudet haben viel mit dem geſchliffenen Stahl von Müſſets Wort gemein noch mit der ätzenden Schärfe ſeiner Gedanken. Aber immerhin erregte dies Verdikt die Neugier des Publikums und ſteigerte das Selbſtgefühl des jungen Dichters, der auf ſeiner Stirn jetzt ſo etwas wie den leiſen Druck eines Lorbeerkranzes fühlte, und machte ihn auch in ſeinen Salons auffälliger. Man lud ihn ſogar ſchon als Dichter ein, wie z. B. die berühmte Schauſpielerin Auguſtine Brohan es that.

Glückspilz! ſagte Erneſt, während er ihm half, den Frack überziehen, jetzt iſt dein Glück gemacht. Damit entließ er ihn und Alphonſe machte ſich auf den Weg nach dem koketten Landhäuschen der berühmten Pariſerin, nicht ohne ein leiſes Herzklopfen, denn es war die erſte wirkliche Geſellſchaft, die er mitmachte. Ein Livreediener öffnete die Thür und rief in den hell erleuchteten Saal ſeinen Namen, ohne daß dieſer einen beſonderen Eindruck auf die bunte Verſammlung ausübte. Er hörte eine Frauenſtimme: „Umſo beſſer, ein Tänzer mehr!“ Das war alles und nicht gerade ſchmeichelhaft für einen lyriſchen Dichter. Indeſſen erregten ſeine langen Haare und der dunkle Blick Aufſehen. Man ziſchelte in ſeiner Nähe: Wer iſt denn das? — Sehen Sie doch! — Und man lachte. Endlich ſagte einer: Das iſt der walachiſche Prinz. — Der walachiſche Prinz? — Ach ſo, das iſt er! — Man erwartete nämlich einen ſolchen. Im ganzen amüſierte ſich der junge Lyriker nur mäßig. Die Unterhaltung drehte ſich um Perſönlichkeiten der

Bühne, wovon er nur wenig verſtand, und als es zum Tanzen ging, walzte er für einen Prinzen ſchlecht genug, zumal er ſich wegen ſeiner Kurzſichtigkeit nicht recht zu bewegen wagte. Noch weniger aber getraute er ſich dem Büffet zu nähern, trotzdem ihn Hunger und Durſt immer mehr peinigten, und aus dem Nebenzimmer, wo es aufgeſtellt war, der Duft heißen Thees und ſpaniſcher Weine mit Gläſerklirren und Gelächter herüberdrang. Er wartete, bis das kleine Zimmer leer ſein würde und ſchlüpfte endlich, als ein neuer Tanz angeſagt war, verloren hinein.

Das Büffet war ein Kunſtwerk. Unter den Flammen ſeiner Lichter ſchimmerten all die Gläſer und Flaſchen wie eine Pyramide von Kriſtall, ſo friſch und klar wie Schnee in der Sonne. Er nahm ein Glas, zart wie eine Blume, indem er ſich wohl hütete, es zu drücken, aus Furcht, ihm den Fuß abzubrechen. Dann griff er mutig, ohne lange zu wählen, nach einer Flaſche — es ſchien Kirſch zu ſein, ſah aus wie flüſſiger Diamant — und goß langſam als Feinſchmecker das köſtliche Naß Tropfen für Tropfen in ſein Glas. Er führte es an die geſpitzten Lippen. Weh, es war Waſſer! Ein doppeltes Gelächter erſcholl zu gleicher Zeit. Ein Pärchen, das ſich zum Flirten in dieſen verborgenen Winkel zurückgezogen hatte, war Zeuge ſeines Mißgeſchicks geweſen. Schnell wollte der Ertappte das Glas niederſetzen, aber ſeine Hand zitterte, er ſtieß mit dem Aermel an etwas; klirr, zwei, drei Gläſer fielen und zerbrachen; entſetzt drehte er ſich um, ſeine Frackſchöße miſchten ſich darein; die glitzernde Pyramide rollte lärmend und klirrend zur Erde, als wenn ein Eisberg in tauſend

Stücken niederprasselt. Die Frau vom Hause eilte herbei, um nach der Ursache des Lärms zu fragen; glücklicherweise war sie ebenso kurzsichtig, wie der Missethäter selbst und so konnte dieser unbemerkt entfliehen.

Das war ein verlorener Abend, bemerkte Ernest am andern Morgen weise. Du hast für einen walachischen Prinzen gegolten und dein Buch nicht in die Erinnerung der Leute gebracht. Den Fehler mußt du bei der Verdauungsvisite wieder gut machen. „Verdauungsvisite" wenn man nichts als ein Gläschen Wasser genossen hat, welche Ironie!

Ungeschickt genug benahm sich unser Dichter und er hatte auch in dieser Hinsicht noch mancherlei zu lernen, bis er auf der Höhe des Pariser Lebens sich bewegen konnte, aber immerhin wurde ihm durch die Amoureuses und seine neue Geltung als lyrischer Dichter Gelegenheit gegeben, in der Gesellschaft zu verkehren. Der größte Erfolg aber ruhte noch im Schoße der Zukunft verborgen. Der Dichter selbst hatte keine Ahnung, daß er seinem kleinen eleganten Büchlein sein ganzes, glückliches Lebensschicksal verdanken würde, und daß sich von den Höhen der Menschheit schon jetzt ein leiser Faden zu ihm herüberspann. — — — —

Die Brüder hatten noch nicht lange eine andere Wohnung bezogen, zwar auch eine Mansarde, rue de Bonaparte, aber Dank der Koulanz eines gutmütigen Tapeziers mit eigenen Möbeln ausgestattet — da trat ein politisches Ereignis ein, das die Wogen der öffentlichen Erregung im ganzen Lande hochgehen ließ. Eine dieser Wellen schlug auch in das Privatleben der Brüder hinein und spülte sie auseinander: sie mußten von da an

ein jeder für sich kämpfen und weiterstreiten. Das Ereignis, von dem wir sprechen, war das Bombenattentat Orsinis gegen Napoleon III. am 14. Januar 1858.

Ernest war, wie wir wissen, als Redakteur des „Vermischten" beim Spektateur angestellt. Am Abend jenes Tages nun sandte der politische Redakteur Mallac einen Artikel in die Druckerei, der die folgenschwere That besprach und dabei den Grundsatz entwickelte, daß nur unter einer despotischen Regierung derartige Verbrechen sich ereignen könnten; der Despotismus provociere die Revolution. Die legitimen Herrscher, die konstitutionell regierten, brauchten, durch ihr angestammtes Recht und die Liebe ihrer Unterthanen gestützt, keine Mörder zu fürchten. Die Inkonvenienz dieses Artikels sprang in die Augen. Einmal widersprach er der historischen Wahrheit und dann setzte er die Zeitung im besten Falle einer harten Maßregelung aus. Seine Mitarbeiter suchten Mallac vergeblich von der Drucklegung des Aufsatzes abzubringen. Der Verleger hatte ebenso wenig Glück; zwischen ihm und Mallac kam es zu einer sehr erregten Szene, infolgederen letzterer die halbe Nacht in der Druckerei blieb, um sicher zu gehen, daß sein Artikel gedruckt würde. Der Erfolg blieb nicht aus: durch kaiserliches Edikt, gegengezeichnet von dem Minister Billault, wurde am folgenden Morgen der Spektateur verboten. Als Ernest früh in die Redaktion kam, fand er deren Mitglieder vollzählig beisammen, dazu noch den Ausschuß und die Aktionäre, die alle mit verstörten Mienen das Ereignis besprachen.

Der Schlag war hart für die Zeitung wie für die Partei, der sie diente; er schien geradezu vernichtend für

die beiden Brüder. Gerade in den letzten Tagen war es Ernest gelungen, seinen Bruder als ständigen Mitarbeiter in die Zeitung hineinzubringen, dessen erster Artikel sollte gerade gedruckt werden, jetzt schien er selbst brotlos zu werden, denn mit der Zeitung hörte natürlich auch sein Redaktionsposten und -gehalt auf. Indessen dieses Schlimmste trat nicht ein. Abonnenten und Redakteure des unterdrückten Journals gingen an eine andere Zeitung, die Union, über, letztere allerdings mit wesentlich reduziertem Gehalt. „Wir sind arm", hatte man zu ihm und den anderen Flüchtlingen des Spektateur gesagt, „wir sind arm, aber wir haben immer noch genug, um euch das tägliche Brot zu geben".

In der Redaktion der Union blieb Ernest verschiedene Monate, während welcher der Bruder seine Gedichte herausgab, Salons und Bälle besuchte, mit der Bohème nicht mehr so viel verkehrte wie früher, ernsthafteren litterarischen Plänen nachhing und es endlich angezeigt fand, sich nach einem etwas festen Einkommen bei irgend einer Zeitung umzusehen. Dann kam eine Zeit der Trennung: Ernest wurde aufgefordert, vertretungsweise die Chefredaktion der „France Centrale" in Blois zu übernehmen, bei seiner Jugend ein doppelt ehrenvoller Ruf. — Als er zurückkehrte, fand er seinen Platz bei der Union besetzt! So nahm er zunächst einen langweiligen Posten als Sekretär bei einem alten Edelmann an, dessen langatmige Memoiren er redigieren mußte, und als so der ersten Not gewehrt, griff in seiner Seele eine starke Verstimmung gegen die Partei Platz, die es so schlecht verstand, ihre jungen Kräfte an sich zu fesseln. Je mehr er so die Handlungsweise der „Union" überlegte, um so

stärker wuchs sein Unwille, und schließlich entschied er sich, zur bonapartistischen Partei überzugehen. Er wandte sich an den Vicomte de la Guéronnière, der damals an der Spitze der Preßabteilung im Ministerium des Innern stand, erzählte ihm seinen Fall und wurde einige Tage später nach Privas gewiesen, um dort die Chefredaktion des „Echo de l'Ardèche" zu übernehmen.

Privas, Hauptstadt des Départements Ardèche liegt in Südfrankreich an einem unbedeutenden rechten Nebenflüßchen der Rhône, und es ist bezeichnend für die politische Geschicklichkeit der bonapartistischen Regierung, daß sie den Neubekehrten sofort in seine heimatliche Provinz zurückschickte als auf das Feld, wo seine Thätigkeit den größten Nutzen stiften könnte. Ihm selbst war mit dieser Mission wenig gedient. In den kurzen Jahren seines Aufenthalts in der Hauptstadt schon ganz Pariser geworden, fühlte er den Uebergang von einem großen Pariser Organ zu dem Provinz-Blättchen wie einen tiefen Sturz. Erschwerend kam noch der Umstand hinzu, daß er sich nun von seinem Bruder ganz trennen mußte.

Hier ist die Stelle, wo der Lebensweg der beiden Brüder sich scheidet; natürlich haben sie auch späterhin in engstem und regstem Verkehr miteinander gestanden, Ernest hat in dem Buche „Mein Bruder und ich" (mon frère et moi) die erste ausführliche Nachricht von dem Leben Alphonses gegeben, aber sie stehen doch jetzt selbständig, ein jeder für sich. Darum tritt Ernest von nun an für uns zurück, und wir wollen nur vorgreifend seinen Lebensgang in aller Kürze skizzieren.

Ernest mußte ziemlich lange in der Provinz schmachten. Erst nach geraumer Zeit erhielt er auf Verwendung seines

Bruders den Posten als Redakteur der Kammerverhandlungen, eine Stellung, die ihm den später als Possendichter berühmt gewordenen Ludovic Halévy zum Kollegen gab und die ihm auch genügend freie Zeit zu anderweitiger litterarischer und journalistischer Thätigkeit ließ. Als François Bravay, das Urbild zu Alphonses Romanfigur „Der Nabob", sich auf Grund seiner Millionen in die Kammer hatte wählen lassen, aus der er immer wieder exkludiert wurde, nahm Ernest auch bei diesem einen Posten als politischer Sekretär an. Auch nach dem Sturze des Kaiserreiches behielt er seine offiziöse Stellung inne: er war Mitredakteur des Regierungsblattes „Bulletin Français". Dann schrieb er für den „Moniteur universel" und unter dem merkwürdigen Pseudonym „Dora" für den Figaro. — Ernest Daudet besitzt nicht die künstlerische Bedeutung seines Bruders, aber er ist ein geschätzter Romanschriftsteller (z. B. „die Venus von Gordes", „Martha", „Sündenblume" (fleur de péché) u. a.) und auch als Historiker hat er sich einen Namen gemacht (z. B. Geschichte der Restauration, Geschichte der Emigration u. a.).

V. In Paris auf eigenen Füßen.

Nach der Abreiſe Erneſts ſah ſich alſo Alphonſe gezwungen, allein für ſeinen Unterhalt zu ſorgen. Der gegebene Weg war, kleinere Sachen zu ſchreiben und den verſchiedenen Zeitungen zu bieten, bis irgend jemand auf ihn aufmerkſam würde und ihn feſt engagierte. So verfaßte er denn allerhand Feuilletons, die teils mit, teils ohne den Namen ihres Urhebers erſchienen und ihm ein kärgliches, unregelmäßiges Einkommen gewährten. Endlich that er im Jahre 1870 einen bedeutenden Schritt vorwärts: er wurde ſtändiger Mitarbeiter am Figaro und dadurch in aller Form zünftig.

Noch in ſpäter Zeit erinnerte ſich Daudet aller Einzelheiten ſeines erſten Beſuches. Die Bureaux des Figaro lagen damals in dem Zwiſchenſtockwerk eines großen Hauſes nahe beim Boulevard Montmartre. Da war der lange Korridor, die Expedition, die Kaſſe und hinter einem Drahtgitter das runde Auge und die Habichtsnaſe des Kaſſierers; da lag das Redaktionszimmer (Zutritt verboten! ſtand mit ſchwarzen Buchſtaben auf den matten Scheiben der Thür), mitten darin ein mächtiger Tiſch mit einer großen grünen Decke darauf, einige Stühle an den Seiten, er ſelbſt auf einem derſelben, ſchüchtern, ſeinen erſten Artikel ſauber gerollt und

geschnürt unter dem Arm, wartend auf die Ankunft Villemessants.

Ungefähr ein halbes Dutzend Herren saßen um den grünen Tisch, beschäftigt, Zeitungsabschnitte auszuschneiden oder zu schreiben. Man lachte, man plauderte, drehte Zigaretten und war guter Dinge. Einer unter ihnen fiel dem Neuling besonders auf, klein von Statur, mit einem roten Gesicht über dem die kurzgeschorenen weißen Haare in die Höhe gebürstet standen. Es war Herr Paul d'Ivoy, der berühmte Plauderer, der dem Courier de Paris für einen Berg Goldes abgewonnen war, Paul Ivoy, dessen fabelhaftes Gehalt den Gegenstand des Neides in allen litterarischen Konventikeln bildete. Er schrieb mit einem selbstzufriedenen Lächeln, ein Blatt nach dem andern füllte sich mit seinen langen Schriftzügen und Alphonse sah von seinem Stuhle bewundernd zu, wie Herr Ivoy lächelte und schrieb.

Plötzlich das Geräusch schwerer Schritte, eine laute Stimme voll jovialer Heiterkeit: Villemessant! Im Nu hört das Lachen auf, die Zigaretten verschwinden, jeder beugt sich emsig schreibend über sein Blatt. Paul Ivoy allein wagt es, den Kopf zu erheben und den eintretenden Herrscher mit einem vertrauten Nicken zu begrüßen. „So ist's recht, Kinder, ich sehe, schon fleißig bei der Arbeit!" und dann zu Paul Ivoy: „Sind Sie zufrieden mit ihrer Arbeit?" — Ich glaube, der Artikel wird gut. — „Sieh, das paßt vortrefflich, da es Ihr letzter sein wird." — Mein letzter? fragte Paul Ivoy und wurde bleich. — „Gewiß, ich scherze nicht; Ihre Feuilletons sind entsetzlich, auf den ganzen Boulevards ertönt ein Schrei der Entrüstung. Sie haben uns lange

genug mit Ihren Schreibereien geödet." — Paul d'Ivoy hatte sich erhoben: Aber wir haben einen Vertrag geschlossen! — „Einen Vertrag? Gewiß haben wir den! Verklagen Sie mich doch, das wird ein netter Spaß werden. Ich werde Ihre Artikel vor Gericht vorlesen und will doch einmal sehen, ob irgend eine Macht der Welt mich zwingen kann, mein Blatt mit solchen Albernheiten vollzustopfen!"

Paul d'Ivoy hütete sich wohl zu klagen, denn Villemessant war im stande, seine Drohung wahr zu machen. Dem Alphonse Daudet aber wurde heiß und kalt bei dieser Art, seine Redaktion wie einen alten Teppich aus dem Fenster herauszuschütteln. Er ist seitdem oft mit Villemessant zusammengetroffen, und jener hat sich stets sehr liebenswürdig gegen ihn gezeigt, aber trotzdem hat er nie den ersten Eindruck jener Szene überwunden und sich ihm gegenüber immer wie der kleine Däumling gegen den Menschenfresser gefühlt, wobei indessen nicht vergessen werden darf, daß Villemessant, als Paul d'Ivoy später starb, sich sofort bereit fand, dessen Kinder mit einer jährlichen Pension zu unterstützen.

Wer war nun eigentlich dieser Villemessant? — Sicherlich einer der merkwürdigsten Menschen, wunderlich aus gut und böse zusammengemischt, in der modernen französischen Journalistik von so epochemachender Bedeutung, daß man ihn mit Recht deren Vater nennt, und gewiß wert, sich einen Augenblick mit ihm zu beschäftigen.

Geboren 1812 zu Rouen, mit Vornamen Jean Hippolyte Cartier, aus eigener Machtvollkommenheit mit dem adeligen de ausgestattet, besitzt er in der französischen Litteratur dauernde Geltung als Gründer des nach Beau-

marchais' verschlagenem Barbier genannten Weltblatts „Figaro". Er hat das Blatt aus bescheidenen Anfängen zu seiner Höhe gebracht, ihm von Anfang an die Bahn vorgezeichnet, auf der es so ungeheure Erfolge errungen hat. So identifizierte er sich auch ungefähr mit seiner Zeitung, sie war sein zweites Ich, wer sie verletzte, trat ihm persönlich nahe, und so erklärten sich die vielen Sonderbarkeiten und Rauheiten seines Wesens, über die noch lange nach seinem Tode ungezählte Anekdoten umliefen. In der That, er und seine Zeitung glichen sich wie Vater und Sohn; selten ist ein Mensch mehr auf sein Werk zugeschnitten gewesen. Von einer erstaunlichen Thätigkeit, lebendig, rührig, trotz seiner Korpulenz nüchtern und enthaltsam im Essen und Trinken, kein Raucher, aber ohne Furcht Aufsehen zu erregen, irgendwo Schläge zu bekommen, sich in alle möglichen Abenteuer einzulassen, wenig skrupulös, immer bereit, Vorurteile über Bord zu werfen, ohne tiefere Ueberzeugung, nur mit einer platonischen Neigung zum Legitimismus: So war er der richtige Kapitän für das kecke Korsarenschiff, das unter der Schutzflagge von Frankreichs königlichen Lilien auf eigene Rechnung in der französischen Welt herumkreuzte.

Er war launenhaft und tyrannisch, aber im Grunde gab immer seine Zeitung die Veranlassung. Wir befinden uns z. B. im Jahre des Heils 1858 im Café des Variétés oder im Café Véron, um 11 Uhr Vormittags ca., an einem Donnerstag. Der Figaro ist soeben erschienen, Villemessant frühstückt. Er plaudert und probiert neue Anekdoten, die er in die nächste Nummer setzt, wenn sie Lachen erregen; wenn sie unter den Tisch fallen, vergißt er sie. Er horcht und fragt: Was meinen

Sie zu dem Artikel von X.? — Ausgezeichnet! — Talent, was? — Außerordentliches Talent! Freudestrahlend kommt Villemessant in die Redaktion: Wo ist X.? Lassen Sie mir X. kommen! Außerordentliches Talent! Das ist der wahre! Ganz Paris spricht nur von seinem Artikel. X. wird gelobt, bewundert, sein Salair erhöht. Vier Tage später erklärt derselbe Bekannte einen Artikel desselben X. für langweilig, und Villemessant erhebt sich, aber nicht strahlend, sondern wütend, und rennt in die Redaktion, um dem armen X. sein Monatsgehalt auszuzahlen und ihn zu entlassen. Die Szene zwischen Paul d'Ivoy und ihm kam wahrscheinlich von einem solchen Tischgespräche her.

Was lag auch Villemessant an einem Redakteur! Ging einer fort, kam ein anderer wieder, und der neue war immer der beste. Nach seiner Theorie hatte jeder Mensch seinen Artikel im Leibe, es galt nur, denselben ans Licht zu bringen. Man erzählte sogar, er habe einen Schornsteinfeger von der Straße geholt, ihn abgeseift, an den Schreibtisch gesetzt und ihn lakonisch aufgefordert zu schreiben. Der Schwarzkünstler schrieb, was ihm gerade in den Sinn kam, und der Artikel wurde vortrefflich. So war in Paris alles, was eine Feder führte, berühmt oder nicht, durch die Spalten des Figaro gegangen. Wie mancher brave Junge, der einen guten Einfall hatte, war dadurch für eine Viertelstunde (= fünfzehn Zeilen) berühmt geworden; wenn sich nachher das Wunder nicht erneuerte, hieß es, Villemessant habe sie ausgepreßt.

Mit der Litteratur stand er auf einem eigentümlichen Fuße. Nicht daß er sie verachtete; im Gegenteil, da er selbst wenig durchgebildet war, fühlte er vor den Leuten,

welche einen guten Stil ſchrieben und die Sprache beherrſchten, den Reſpekt eines Bauern vor dem Latein ſeines Pfarrers. Aber er urteilte inſtinktiv und nicht ohne Berechtigung, daß ſo etwas für die Akademie und dicke Bücher gut ſei; für den Bedarf ſeines Blattes zog er leichtere Ware in leichterer Aufmachung vor. So ſagte er eines Tages zu dem bekannten Jouvin mit cyniſcher Offenheit, die durch ſeine Behäbigkeit eben gemildert wurde: Sie arbeiten Ihre Artikel ſorgfältig aus, jeder ſagt, ſie ſtammten von einem feinen Stiliſten, findet ſie gedankenreich, wunderbar geſchrieben, alles. Dabei lieſt ſie kein Menſch. — „Keiner lieſt ſie? da ſchlage doch . . . .“ Wollen wir wetten? Daudet ſitzt da und iſt Zeuge. Ich werde mitten in eins Ihrer beſt geſchriebenen Stücke das Wort des Grafen Cambronne einſchieben: „Die Garde ſtirbt, doch ſie ergiebt ſich nicht“. Wenn ein einziger die Geſchichte merkt, will ich verloren haben. Der gewaltthätige Chef war der Mann, ſeine Ankündigungen wahr zu machen, und Jouvin hütete ſich wohl, auf eine Wette einzugehen.

Villemeſſant hatte es zu ſeinem Prinzip gemacht, ſich mit jedem vertraulich zu ſtellen; er behandelte Vornehm und Gering mit einer etwas lärmenden Kordialität, obgleich er ſeinerſeits wohl darauf achtete, daß man ihm gegenüber nicht den Reſpekt vergaß. So hatte er einmal noch im letzten Augenblick einen ſeiner boshaften Artikel in das Blatt gerückt, da verbreitete ſich das Gerücht, der Präſident des geſetzgebenden Körpers, der Herzog von Morny, der einflußreichſte Mann des dritten Kaiſerreichs, ſtehe hinter der angegriffenen Sache; und richtig, kaum war die Nummer erſchienen, wurde der Chef zum Herzog

Morny befohlen. Offenbar handelte es sich nicht um eine Kleinigkeit, aber der gewandte Redakteur ließ sich nicht verblüffen. „Wie Durchlaucht!“ redete er den Herzog an, ohne sich um dessen gemessene Miene zu kümmern, „Sie haben mich doch nicht rufen lassen, um mir einen Orden zu verleihen? Ihr Bote mit seinem versiegelten Munde und der Uniformmütze hat uns nett aufgejagt. Meine Redakteure illuminieren schon, das wird eine nette Geschichte!“ Dann noch eine kleine Anekdote, ein feines Pariser Bonmot, mit einem satten Lachen vorgebracht, und aller Aerger war vergessen. Morny verzieh ihm alles, er war wie vernarrt in Villemessant, und der Figaro konnte dank diesem mächtigen Schutze sich tausend Quersprünge erlauben. Dafür wurde der Herzog auch mit einer ungeheuren Verehrung angesehen, und es fehlte nicht viel, daß man ihm einen kleinen Altar mit brennender Lampe in einer Ecke der Redaktion eingerichtet hätte. Indessen hinderte das nicht, daß der geschäftskluge Redakteur gelegentlich gegen seinen mächtigen Beschützer einen giftigen Artikel erscheinen ließ und selbst das Gefährlichste nicht scheute, gelegentlich dessen kleine Schwächen mit ätzendem Spott zu übergießen.

Bei alledem besaß dieser korpulente Odysseus auf dem Redaktionsstuhl eine Gemütlichkeit, die mit seiner tyrannischen Laune etwas versöhnen konnte. Auch darüber liefen eine Menge Geschichten im litterarischen Paris: So gab es zur Zeit der Kommune einen Beamten am Zentralpostamt, der, als der Aufstand begonnen, ruhig in der Hauptstadt zurückblieb, auch nach den Edikten des Herrn Thiers, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als weil er bei seinen bescheidenen Verhältnissen nicht

anders unterkommen konnte. Während die Kugeln durch die Straßen pfiffen, registrierte er seine Briefe, und als die Kommune besiegt war, wurde er auf das Pflaster gesetzt und konnte noch von Glück sagen, daß man ihn nicht als Kommunard standrechtlich erschoß. Jetzt aber begann eine zugleich rührende und komische Existenz für ihn: er wagte nicht, seiner Familie den Kummer zu machen und ihr seine Entlassung mitzuteilen. So legten ihm denn jeden Morgen seine beiden Töchter (die Mutter lebte nicht mehr) das frischgebügelte Oberhemd zurecht, banden ihm den Slips um (ein Beamter muß auf sich halten!) und entließen ihn mit einem herzlichen Kuß in sein Bureau. Sein Bureau? — Du großer Gott, das lag hinter ihm, so schön kühl im Sommer, so warm im Winter; jetzt mußte er die langen Stunden durch Paris traben auf der stets vergeblichen Suche nach einer neuen Stellung, mußte durch Schnee und Regen patschen, immer die schwere Sorge auf dem Herzen: wie wird es weiter gehen, wenn die kleinen Ersparnisse ganz aufgezehrt sind. Und abends, wenn er nach Hause kam, mußte er seine Bureauerlebnisse erzählen. Ganze Romane erfand er, erdichtete einen Vorgesetzten, einen phantastischen Eleven mit dummen Streichen, alles, um seinen Töchtern die Sorge zu ersparen. Daudet hatte ihn öfter auf seinen Wanderungen während der Bureaustunden getroffen, und da ihm der stets saubere Beamte mit seiner rührenden Hilflosigkeit und Liebe zu seinen Töchtern leid that, erzählte er Villemessant von der Geschichte und bat für jenen um eine Stelle in dem Bureau des Figaro. Dem Chef machte das erdichtete Bureau mit Vorgesetzten und phantastischem Eleven viel Vergnügen; ein Platz war

allerdings nicht frei, aber er händigte dem Vermittler den Betrag von zweihundert Frank ein (so viel betrug das Monatsgehalt des Postbeamten), und versprach damit fortzufahren, bis jener eine neue Stelle gefunden. Und das ist einmal eine Geschichte mit allseitig befriedigendem Ausgang, insofern Villemessant sein Versprechen hielt und so lange es nötig war, dem Beamten die zweihundert Frank überwies, und insofern dieser, nachdem er endlich eine Stellung gefunden, seine Schuld ohne Schuldschein bei Heller und Pfennig mit einem rührenden Schreiben zurücksandte zur größten und allseitigen Verwunderung des gütigen Gebers und seiner Redaktion. — Im „Nabob" nimmt der alte Herr als Vater Joyeuse eine bedeutende und ehrenvolle Stelle ein.

So war also dieser Mann beschaffen, unter dem Alphonse Daudet zum ersten Mal festen Boden unter die Füße bekommen, und damit war allerdings mancherlei für jetzt und für die Zukunft gewonnen. Einmal besaß Villemessant mit Recht den Ruf des gewiegtesten Journalisten und treffendsten Beurteilers von Schriftstellerwert und -Größe. Wer daher am Figaro schrieb, galt, besonders wenn er sich zu halten vermochte, als ein brauchbarer, anstellungsfähiger Mann, dem man bei jeder Zeitung wohl einen Platz anvertrauen konnte. Sodann zahlte jener gut; Alphonse konnte nicht nur selbst besser leben, sondern auch seiner Mutter eine bestimmte Summe schicken und seine Schulden bei dem Schneider in Lyon und dem Pariser Möbelhändler tilgen. Drittens aber, was jedenfalls nicht außer acht zu lassen, floß dem jungen Dichter seine Einnahme mit einer gewissen Regelmäßigkeit, die ihren Empfänger etwas über das Niveau des

Zigeunertums heraushob. So fühlte er sich in dieser Zeit sehr glücklich. Der ernsthafte Zola, der ihn damals häufiger in der Redaktion des Figaro oder des Événement, ebenfalls einer Schöpfung Villemessants, traf, erzählte noch später mit resignierender Bewunderung, wie er seinen Artikel brachte, das Geld einstrich und mit der Sorglosigkeit eines jungen Gottes verschwand, der sich fern von den kleinen Sorgen dieser Welt in die Poesie zurückzieht.

Was schrieb nun Daudet für den Figaro? — Villemessant bewies sich auch in der Art, wie er den neuen Mitarbeiter beschäftigte, als ein kluger Geschäftsmann. Für die Bearbeitung der kleinen Tagesereignisse war seine Feder zu schade, politische Leitartikel zu schreiben, unvermögend, auch fehlte ihm der beißende Witz und das aggressive Naturell, um in Zeitskizzen herrschende Tagesfragen, Sitten und Gebräuche mit seinem Spott zu verfolgen. Dagegen besaß der graziöse Südländer mit dem schwarzlockigen Künstlerkopf ein feines lyrisches Talent, um Stimmung zu erwecken, eine zarte Anmut, die gefallen ließ, und eine reizende Ironie, aus Liebenswürdigkeit und Resignation gemischt, die auch einem minder poetischen Publikum Interesse zu erwecken vermochte. Es kam hinzu, daß er als Verfasser der Amoureuses sich schon einen Namen erworben hatte.

So schrieb denn Daudet gereimte Chroniken, die er mit dem Pseudonym Jean Froissart unterzeichnete, verfaßte eine Anzahl kleiner Skizzen und besonders jene Märchen, die wegen ihres eigenartigen Reizes noch heute ab und zu einen Liebhaber finden. Die erste bedeutendere dieser poetischen Kleinigkeiten erschien im Jahre 1861; es war

die poetiſche Erzählung „Die doppelte Bekehrung“ (la double conversion).

André und Sarah treffen ſich an einem Sonntag Nachmittag auf einer Bank der Place Royale. Sich ſehen und lieben iſt eins, und ſie ſcheiden mit der Verſicherung ſehnſüchtigen Wiederſehens. André kommt nach Hauſe, wo ihn der Vater zum Eſſen erwartet. Der Sohn aber vermag nichts zu genießen, ſondern ſchützt ein Unwohlſein vor und legt ſich zu Bett. Am andern Morgen muß ihm der Vater verſprechen, um die Geliebte bei deren Eltern anzuhalten. Er wirft ſich in Gala (er iſt Thürhüter an der Kirche des heiligen Ludwig) und macht ſich auf. Vor dem Judentempel trifft er ein altes Weib, das den Eingang kehrt „zum Küſſen häßlich, ſchmutzig zum Verwundern“, und als er ſcheu, denn er als Kirchenbeamter mag nicht, daß man ihn mit der alten Jüdin reden ſieht, nach der Wohnung von Sarahs Eltern fragt, die in der Nähe liegen muß, hört er zu ſeinem Schrecken, daß er ausgerechnet die Mutter des Mädchens vor ſich hat. Beiderſeits grenzenloſe Wut. Er will keine Jüdin, ſie, keinen Chriſten. Nach böſen häuslichen Szenen treffen ſich die Liebenden wieder. Sie ſuchen jeder den anderen zu ſeinem Glauben zu bekehren; vergeblich, und ſo ſcheiden ſie Liebesſehnſucht und Tod im Herzen. Richtig können ſie das Leben nicht ohne einander ertragen. Nach einiger Zeit empfängt Sarah einen Brief: „Komm ſchnell zum Boulevard du Temple, ich erwarte Dich!“ Sie wirft ſchnell ihren kleinen grünen Shawl um die Schultern und freut ſich noch im Gehen über das wunderbare Zuſammentreffen: ſie wollte eben an den Geliebten das Gleiche ſchreiben. Vor Freuden fallen ſie ſich in die

Arme und jeder will die große Neuigkeit zuerst erzählen, um derentwillen er den andern herzitiert:

Nein denk dir nur — O, laß dir sagen —
So hör doch endlich einmal zu —
Hin wirst du vor Verwunderung schlagen —
Herr Gott, so gieb doch endlich Ruh —
Du wirst die Haare dir zerraufen —
Wie du hat noch kein Mensch gelacht —
Ein Priester wird mich heut noch taufen —
Ich werd' beschnitten morgen Nacht.

Beide haben sich, ohne von einander zu wissen, zum andern Glauben bekehrt, und beschließen jetzt bei einander zu bleiben.

Die doppelte Bekehrung ist ein niedliches kleines Ding, dessen Verse neben der Leichtheit des Sujets etwas von der neckischen Grazie des Trompeters von Säkkingen haben. Gemüt ist allerdings nicht darin. Zu finden ist das Gedicht jetzt in dem Band „les amoureuses", der in seiner neuen Ausgabe den Untertitel „Gedichte und Phantasieen" führt und außer den oben besprochenen Gedichten verschiedene Stücke enthält, die in Villemessants Zeitung erschienen sind. Gemeinsam haben alle diese die dramatische Form, ohne indessen Dramen zu sein. Es sind eben Produkte aus einer Uebergangszeit, wo der Dichter das rein lyrische Gebiet verlassen, das dramatische noch nicht erreicht, und das eigentliche Feld seines Ruhmes überhaupt noch nicht entdeckt hatte. Es gehören zu diesem Anhang noch die fünf folgenden dramatisch-lyrischen Erzählungen:

Die „Abenteuer eines Schmetterlings und

eines Marienwürmchens" bestehen darin, daß die beiden sich treffen, das Marienwürmchen sich auf den Rücken des geflügelten Gefährten schwingt, und sie so durch den blauen Sommerabend gaukeln. Zuerst kehren sie bei der Maiblume ein; im zweiten Akt kommen sie etwas angeheitert heraus, die Dämmerung ist schon dicht und unter ihrem Schutze wagen sie bei der Rose trotz deren schlechten Rufes einzukehren. Wie sie ihr Haus verlassen, ist es dunkle Nacht. Das Marienwürmchen ist vollständig betrunken, macht Kapriolen auf den Grashalmen und führt revolutionäre Reden. Der Schmetterling sieht sich genötigt, es nach Hause zu bringen. Dann aber fällt er der Nacht und ihrem Getier zum Opfer. Am andern Morgen bringen ihn die Totengräberkäfer auf den Kirchhof, wo sie ihn unter großem Gefolge beerdigen. Ein Maikäfer hält die Leichenpredigt, und zum Schlusse, nachdem der Schwarm sich verzogen, tritt das Marienwürmchen hinter einem Monument hervor und spricht ein rührendes Gebet für den armen kleinen Kameraden, der dort unten ruht. — Man sieht, ein Stoff alles andere eher als ein gesalzenes und gepfeffertes Pariser Feuilleton, wie sie sonst in Villemessants Zeitungen standen. Aber gerade als Gegensatz dazu erregte es Aufmerksamkeit und gefiel zudem durch den echt romanisch-lateinischen Geist, der das kleine Bukolikon durchwehte.

Der „Roman vom Rotkäppchen", ebenfalls in dramatischer Form, ist eine niedliche kleine Allegorie. Die Szene ist im Walde. Rotkäppchen mit ihren gewöhnlichen Attributen tritt auf und singt ein lustiges Lied. Dem alten Polonius, der sie nach Namen und Weg fragt, erzählt sie, daß sie das Rotkäppchen sei und ihrer

Großmutter Essen bringen wollte und auf dessen erstaunte Erinnerung, daß sie doch früher von einem Wolfe verschlungen sei, erklärt sie, daß sie schon unzählige Male und zwar immer durch eigene Unbesonnenheit gefressen sei und daß es ihre Bestimmung, noch ebenso oft aus demselben Grunde das gleiche Schicksal zu erleiden. Und richtig, als ihr der alte Doktor vorschlägt, zusammen den Weg zu machen, lehnt sie ab, da sie nicht auf der sicheren Landstraße gehen wolle, sondern auf schmalen Fußsteigen mitten durch den Wald. Und der Wolf? mahnt Polonius. Ah bah, der Wolf, der ist nicht alle Tage da, und wenn er kommt, werde ich ihn zur Abwechslung einmal fressen. Ein Kind begegnet ihm, das weint, weil es in die Schule gehen soll. Rotkäppchen sagt ihm, der liebe Gott habe ihm nicht die Augen gegeben, um sie wie die Brunnen laufen zu lassen und überredet es, mit ihm im Walde zu spielen. In einer Lichtung findet Rotkäppchen einen Litteraten auf dem Rücken liegen, der, um morgen etwas zu essen zu haben, noch einen Artikel schreiben muß, aber, wie er sich ausdrückt, noch keine einzige Idee beim Schwanze erwischt hat. Der kleine Leichtsinn bringt ihn dazu, sein Papier in die Büsche zu schleudern und die Schönheit der Natur zu genießen. Ein schüchternes Liebespaar macht der rotkäppige Wildfang auf die Frische des Rasens und den Nutzen der Rosen aufmerksam, und welch dichte Schutzwand gegen Neugierde das grüne Gewirr des Unterholzes bietet. Schließlich kommt noch ein Narr, dem sie versprechen muß, ihn nicht zu seinem Arzt zurückzuführen, welcher ihn jeden Tag wie einen Blumentopf mit kaltem Wasser begieße, und der ihr dann eine Geschichte erzählt, bei welcher sie einschläft, während der Wolf, den man schon

vorher ein paar mal heulen hörte, über die Szene läuft. In den letzten Szenen aber kommt das Kind, das Prügel erhalten hat, der Litterat, der nun kein Geld besitzt, der Verliebte, dem die Mutter sein Mädchen ins Kloster gesteckt hat, alle drei wütend auf das unglückliche Rotkäppchen. Die Angeklagte besänftigt sie, indem sie ihnen auseinandersetzt, was sie ihnen für glückliche Stunden gemacht habe, und geht dann in das Waldhäuschen hinein, um vom Wolfe zum so und sovielten Male gefressen zu werden. — Die Allegorie ist durchsichtig: Rotkäppchen bedeutet die heitere Sorglosigkeit, die den Menschen von seiner Thätigkeit ablenkt, um ihm einige frohe Stunden zu gewähren. Dem Dichter selbst ist dieses Rotkäppchen wohl oft über den Weg gelaufen, jetzt, vorher und später.

Die Seelen des Paradieses ist ein Mysterienspiel in zwei Bildern; „in dieser Welt" und „in jener Welt" heißen sie. Das erste stellt ein Krankenzimmer dar, wo eine Frau mit dem Tode ringt. Weinend und verzweifelnd sucht der Liebhaber ihr Trost zu spenden, während die Wärterin zu Füßen des Bettes schläft. Sie hat Mann und alles verlassen, um an seiner Seite frei nur ihrer wechselseitigen Liebe zu leben, und diese ist so stark, daß sie auch jetzt an der Schwelle des Todes nichts bereut. Ein Priester aber kommt dazu, von dem Liebhaber mit leidenschaftlichen Schmähreden empfangen, aber auf Bitten der Todkranken, die sich mit ihrem Gott versöhnen will, da belassen unter der Versicherung, sie werde trotzdem mit ihren letzten Gedanken bei dem Geliebten bleiben. Der Priester beschwört sie im Namen Gottes, die Dinge dieser Welt zu vergessen und nur an ihr Seelenheil zu denken, und sie erwidert ihm mit einem

Anflug von dem reizenden Pariſer Eſprit ihrer geſunden Tage: Ach, mein Herr, die Dinge dieſer Welt ſind die einzigen, welche ich kenne. Er aber weiß ſie, ohne über ihren Unglauben und geringen guten Willen in Aufregung zu geraten, mit würdigen, tief ergriffenen Worten zur Reue zu bekehren, und der aus dem Nebenzimmer an das Bett zurückkehrende Liebhaber ſieht, daß ſie kein Wort noch Blick mehr für ihn übrig hat. Als ſie mit einem Kuß auf das Kruzifix ſtirbt, weiſt er halb wahnſinnig vor Schmerz dem Prieſter die Thür, um ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. — Das zweite Bild iſt wohl durch die Erinnerung an den früh verſtorbenen Bruder Henri beeinflußt und ſtellt die Hölle in den traditionell ſtiliſierten Farben dar, wo die Seelen der Verdammten in lodernden Flammen heulen. Die Teufel verurteilen den Liebhaber zu dreifacher Strafe wegen ſeines dreifachen Verbrechens, mit einer verheirateten Frau zuſammen gelebt, Gott geläſtert, Selbſtmord begangen zu haben. Er aber erträgt alles gern in der Gewißheit, daß ſein Lieb im Himmel ſich ſeiner erinnert. Weil die anderen Verbannten daran zweifeln, ſoll die Probe am nächſten Gottesfeſt gemacht werden, wo die Hölle feiert und die ſeeligen Heerſcharen über ihre eherne Kuppel allen Verbannten ſichtbar dahin ſchreiten. Richtig erkennt der Liebende ſeine Herrin in der heiligen Schaar und ruft ihr zu mit lautem Sehnſuchtsruf, der die himmliſchen Chöre übertönt. Aber die Geliebte erkennt ihn nicht wieder, trotzdem er ſie an all das Süße erinnert, was ſie gemeinſam auf Erden erlebt; ſie hat im himmliſchen Heere alles vergeſſen und fragt ſchließlich halb unwillig den hl. Petrus, den himmliſchen Chorführer, ob der Zug noch nicht bald weiter-

gehe. Der Verliebte aber erhebt seine geballte Faust in wildem Schwur gegen das Höllengewölbe und preist sich glücklicher, hier zu sein, wo man die Erinnerung bewahrt, als im alles vergessenden Himmel. — Der Ton des Ganzen ist zu Zeiten etwas schwülstig, die Hölle recht stilisiert, aber hie und da flammt eine echte Leidenschaft auf, und die Schlußmoral ist von einer zumal im katholischen Frankreich des dritten Napoléon gefährlichen Originalität.

Trompeter Amor, ein übermütiger Schwank in sieben Szenen. Amor ist als Trompeter in das Dragonerregiment eines kleinen Städtchens eingetreten. Am ersten Abend erregt er durch sein Trompetenblasen bei seinen Kameraden eine solche Lust zu Tanz und Schabernack, daß alle aus den Kasernen durchbrennen, sich auf die ehrsamen Honoratioren und Bürgersfrauen stürzen, die mit ihren Eheherrn die laue Sommernacht auf der Promenade des Städtchens genießen, und mit diesen Damen, denen es beim Klang der Trompete selbst in allen Gliedern zuckt, ein wildes Tänzchen beginnen. Der entrüstete Bürgermeister beschwert sich, Amor wird ins Gefängnis gesetzt, wo er sich recht langweilt und aus Mitleid einem armen Blumenmädchen, das den Dragoner Venterbich unerwidert liebt, seine Trompete überläßt; sie braucht nur hineinzuhauchen, dann wird der Geliebte zu ihr eilen. Plötzlich Krieg. Die Dragoner vor einem Gehöft, in dem sich der feindliche Feldherr mit Generalstab und Kriegskasse, Familie und Ehrendamen befindet. Der Trompeter sitzt im Gefängnis, Venterbich aber, der seiner Frau die Trompete abgenommen, übergiebt das Instrument dem Major, der nun selbst aus Leibeskräften

zum Angriff bläſt. Aber ſtatt im feindlichen Sturm laufen die Dragoner hüpfend und ſpringend auf das Gehöft zu, und dort öffnet ſich die Thür, und die Frau des Feldherrn mit ihren Ehrendamen hüpfen im Tanzſchritt heraus. Alle umarmen ſich, der Major fällt in Ohnmacht, aber das Schickſal des leichtſinnigen Trompeters iſt beſiegelt; nach einem drolligen Kriegsgericht ſoll er erſchoſſen werden. Er wird auf den Exekutionsplatz geführt: legt an! Feuer! — Aber als der Rauch ſich verzogen, ſteht der Trompeter aufrecht, wünſcht den Dragonern viel Vergnügen und entfernt ſich radſchlagend. — Das Stück iſt drollig geſchrieben, obgleich der Witz nicht über die alten Bahnen dieſes Sujets hinausgeht. An Theodor Körners Jugendſtück „Amors Heerſcharen“ mag bei der Gelegenheit erinnert werden.

Den Schluß bildet ein echtes Stück bukoliſcher Poeſie nach Art der Kunſt des Vergil und Theokrit. Wie bei jenen alten Dichtern die Hirten um den Preis ihrer Geliebten oder ähnliche wichtige Dinge ihres Lebens ſtreiten, ſo ſchildert der modere Lyriker in ſeinen „Nachtigallen des Kirchhofs“ einen Wettſtreit zwiſchen dieſen und einer Genoſſin, die im freien Gehölz lebt. Die erſteren erklären der Fremden, die ihren Geſang zu traurig findet, welch ſchönen Beruf ſie damit erfüllen; ſie zeigen durch die That, wie ſie mit ihren melancholiſchen Liedern die ſpielenden Kinder, eine alte Hökersfrau, die Waren feilhalten will, die Spießbürger, die auf ihrem Sonntagsſpaziergang mit lärmender Unterhaltung die Grabſchriften leſen, die Verliebten, die dort koſen wollen, wie ſie alle von dem Kirchhof treiben. Selbſt die Totengräber nötigen ſie, ihr mit rohen Späßen gewürztes Mahl in

einer Schenke zu beendigen, indem sie sich scharenweise auf die Aeste zu ihren Häupten setzen und ihnen Brot und Käse beschmutzen. Am Ende entschließt sich die freie Nachtigall, entzückt von der segensreichen Thätigkeit jener, ebenfalls auf den Kirchhof überzusiedeln und singt ein Preislied zum Ruhme ihrer Schlafgesänge.

Werfen wir noch einen Blick auf den zweiten Teil der Amoureuses, so stellt er sich in seiner Gesamtheit als eine Jugendarbeit des Verfassers heraus. Wie in der Jugend eines Menschen der Körper noch nicht fest, der Charakter noch nicht entschieden ist, so erscheint hier die Form, insofern die einzelnen Stücke sich dramatisch geben, als etwas äußerliches, darum schwankendes. Die einzelnen Gestalten werden in weichen Linien gezeichnet, oberflächlich charakterisiert, wie in der alten Komödie, es findet sich kein fester Zug, kaum eine Spur individueller Charakteristik. So sind sie für den Journalismus brauchbar, nicht für die Kunst. Trotzdem findet sich schon einiges, was darauf schließen läßt, daß aus dem Journalisten ein Dichter erwachsen wird. Zunächst ein nicht geringes Talent, Stimmung zu schaffen und zu erhalten; ab und zu läßt sich unter der glatten Oberfläche eines noch unpersönlichen Stils eine goldene Ader echten Gefühles verfolgen, eine liebenswürdig-gemütvolle Naturbeobachtung schimmert streckenweise durch, und was am meisten Hoffnung erweckt, der Dichter verfällt nicht in wortreichen Schwall, sondern bleibt knapp, trotzdem er sich auslebt. Er giebt sich, scheint es, nicht aus, sondern behält immer noch etwas zu sagen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Solche Geschichten schrieb also Alphonse Daudet für

Villemessants Zeitungen, solche und ähnliche, wie die Geschichte von „Blaubarts acht gehängten Frauen“, wo die achte wegen des weiblichen Kardinalfehlers der Neugierde von dem alten Märchenritter mit so mittelalterlicher Herbheit bestraft wird, oder die Geschichte von dem Wettstreit in Charenton (der Pariser Irrenanstalt), wo die Narren einen neuen Genossen für ihre würdige Körperschaft kooptieren. So verdiente der junge Schriftsteller ein nicht kärgliches Brot im Solde des Journalismus, besuchte daneben seine Salons und erlebte mit seiner fast weiblichen Grazie und seiner Künstlererscheinung mehr als ein galantes Abenteuer. Bald aber that er wieder einen großen Schritt vorwärts auf der nunmehr sonnigen Bahn seines Lebens, indem er zu dem einflußreichsten Mann des damaligen Frankreich in Beziehung trat, zu dem Herzog von Morny.

Charles Auguste Louis Joseph, Herzog von Morny, der außereheliche Sohn der Königin Hortense und ihres Großstallmeisters, des Grafen Flahault (neuerdings durch die Memoiren der polnischen Gräfin Potocka wieder viel genannt; er hatte vor der Königin von Holland mit der schönen, geistvollen Memoirenschreiberin ein Verhältnis) war 1811 zu Paris geboren und sofort von dem Grafen Morny adoptiert worden. Nach Militärdiensten in Algier Mitglied der Deputiertenkammer und darauf seit 1849 der gesetzgebenden Nationalversammlung schloß er sich an den Prinzen Napoleon an, von dem er Rettung aus seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen hoffte. In die Vorbereitung des Staatsstreichs eingeweiht und bei seiner Ausführung thätig, übernahm er am Morgen des 2. Dezember das Ministerium des Innern. Dann stand

er mit einer Unterbrechung als Gesandter in Petersburg bis zu seinem Tode als Präsident an der Spitze des gesetzgebenden Körpers. Ungemein größer als seine politische Rolle war seine persönliche Geltung. Der Adel seiner Erscheinung, die fast undefinierbare Vornehmheit seines Wesens machten ihn für die ganze damalige Gesellschaft zum Typus des elegantesten französischen Kavaliers, zum Urbild des echten Aristokraten. Er verstand es wie kein zweiter vor der Welt zu repräsentieren, durch einen Salon mit Würde und zur Tribüne des Parlaments mit einem Lächeln hinzuschreiten, geringfügigen Dingen einen ernsthaften Anstrich zu geben und das anerkannt Wichtige obenhin zu behandeln. Diese paradoxe Vornehmheit bildete den Kernpunkt seiner Lebensführung. Der Feinheit und dem Ebenmaß seiner Erscheinung verdankte er es, daß er trotz seiner Jahre ein schöner Mann war. Seiner modischen Eleganz verliehen die stramme, fast militärische Haltung und die stolzen Züge den Charakter der Männlichkeit, und immer verstand er es, sich mit vollendetem Anstand zu bewegen. Dabei war er geschmackvoll bis in die kleinsten seiner spärlich hingestreuten Bewegungen und ließ beim Reden seine abgerissenen Sätze mit vornehmer Nachlässigkeit hingleiten, indem er den Ernst seiner Züge durch ein halbes Lächeln milderte und seine tiefe Verachtung für Mann und Weib unter den Formen einer unerschütterlichen Höflichkeit verbarg. Und gerade diese Verachtung bildete die Hauptursache seiner Erfolge.

Ein Weltmann! — Der Ausdruck war für Morny der einzig bezeichnende. In Maske, Handschuhen und Brustleder — dem atlasüberzogenen weißen Brustleder der Fechtmeister bei einem großen Schaufechten — schritt

er durch das Leben, befliſſen, ſeinen Schild blank und fleckenlos zu erhalten. Denn dieſe leuchtende Oberfläche, die ihm jeden Opfers wert ſchien, wappnete ihn gegen alles. Vom Salon zu einer geräumigeren Bühne übertretend war er innerhalb der Grenzen ſeiner Stegreifpolitik ein Staatsmann erſten Ranges geweſen, lediglich auf Grund ſeiner weltmänniſchen Eigenſchaften, ſeiner Kunſt zuzuhören und zu lächeln, ſeiner Erfahrung im Umgang mit Menſchen und ſeiner ſkeptiſchen Kaltblütigkeit, die ihn auch im letzten Moment nicht verließ. Der Herzog war der glänzendſte Typus des Kaiſerreiches. Was man von weitem bei einem Gebäude erblickt, das iſt nicht ſein ſolides oder wankendes Fundament, die architektoniſche Maſſe, ſondern das iſt der zierliche, vergoldete, feingearbeitete Giebel, der zur Befriedigung der Schauluſt angebracht iſt. Was man in Frankreich und in ganz Europa vom Kaiſerreich ſah, das war Morny.

Wie trat nun Alphonſe Daudet, der arme, unbedeutende Schriftſteller, in Beziehung zu dem allmächtigen Miniſter? — Durch einen Zufall und doch auf die natürlichſte Weiſe von der Welt. Morny war der berufene Vorkämpfer des Wahlſpruches „Noblesse oblige“, und in den Kreis dieſer Verpflichtungen zog er auch die Unterſtützung von Malern, Bildhauern, Dichtern hinein. Die Kaiſerin Eugenie auf der anderen Seite war eine eifrige Leſerin des Figaro. Zwiſchen dieſen beiden Angelpunkten wob die geſchäftige Parce einen haltbaren Faden, um das Schickſal Alphonſes für einige Jahre daran zu knüpfen.

Der Kaiſerin war der Name Daudets wohl ſchon öfter beim Leſen des Figaro aufgefallen, ſie hatte ſich,

vielleicht durch einen Zufall aufmerksam gemacht, dessen Gedichte kommen lassen und war entzückt von ihrer anmutigen Frische und naiven Schalkhaftigkeit. Bei nächster Gelegenheit las sie Morny einige davon vor und bemerkte zugleich, man müsse den Verfasser so reizender Schöpfungen unterstützen und sich deshalb zunächst erkundigen, ob und in welcher Weise eine Hilfe angebracht sei. Der Herzog verneigte sich; er kannte seine Pflicht. Schnell eingezogene Informationen ergaben, daß der junge Dichter in der That eine Beihilfe brauchen könne und so ließ ihn der Minister zu sich ins Schloß berufen. Der bescheidene Poet mag wohl große Augen gemacht haben, als er so seltene Ladung empfing, und gewiß nicht ohne erwartungsvolles Herzklopfen die Marmorstufen des Palais Morny emporgestiegen sein, wo die Diener mächtige Flügelthüren vor ihm öffneten und hohe Pfeilerspiegel aus venezianischem Glas schimmernd seine schlanke Gestalt mit dem hauptumlockten Künstlerkopf zurückwarfen.

Er befand sich dem berühmten Staatsmann gegenüber. Die hohe Gestalt lehnte sich leicht an ein chinesisches Lacktischchen, das hinter ihm stand. Der Schimmer der Brustkrause, der weißen Halsbinde, der mattsilbernen Orden und das sanft ins Graue spielende spärliche Haar hoben die Blässe des Gesichts noch hervor. Dem Fremden wich bald alle Beklommenheit, denn der Herzog redete gütig mit ihm, erkundigte sich eingehend nach seinen Verhältnissen und schriftstellerischen Plänen, und bot ihm schließlich eine Stellung als Privatsekretär bei ihm an mit einem Gehalt, das ihn nicht nur in stand setzte, ohne Einschränkungen zu leben, sondern auch den heimischen Herd wieder aufzubauen, und so das Ziel

seiner pietätvollen Wünsche auf einmal zu erreichen. Es war ein Glücksfall, so ungeheuerlich, wie er einem Menschenkinde kaum zweimal im Leben begegnet, und es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn Daudet sprachlos vor Aufregung kaum ein Wort des Dankes hätte stammeln können.

Der junge Dichter aber war durchaus nicht sprachlos. Seine feine Gestalt richtete sich zur ganzen imponierenden Höhe ihrer einundzwanzig Jahre empor, er warf stolz die Locken seines Künstlerhauptes zurück — und lehnte ab mit den denkwürdigen Worten: „Durchlaucht, ich bin Legitimist". Das hieß auf deutsch, ich mißbillige die ganze napoleonische Regierung, der Sie dienen, und kann deshalb auch bei Ihnen keine Stellung annehmen. Das war nun einfach Renommage. Vincent Daudet, der Vater, gehörte zu den Legitimisten, aber die Söhne kümmerten sich so wenig um dessen politische Grundsätze, daß Ernest, wie wir wissen, aus praktischen Gründen seine Feder in den Dienst der gegnerischen Partei stellte, und dem Alphonse lag jede strikte politische Meinung so fern, daß er die Beschäftigung mit der Politik direkt haßte. Er hatte eben mit der dem Südfranzosen eigentümlichen Lust am Aufschneiden den Herzog nur nicht merken lassen wollen, daß ihm an seinem Angebot überhaupt etwas liege.

Damit war er indessen bei dem kalten Menschenkenner an die richtige Schmiede gekommen. Morny erkannte die Weigerung sofort als das, was sie war, und erwiderte mit unerschütterlichem Gleichmut, daß ihm das politische Glaubensbekenntnis seines Sekretärs ganz gleichgiltig sei. Die Herzogin, seine Gemahlin, sei noch viel

legitimiſtiſcher als jener. „Nur“, ſo ſchloß er, „thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie ſich Ihre entſetzlich langen Haare ſchneiden.“ Alphonſe war geſchlagen, er ſah, daß ſein Renommieren bei dieſem Manne vollkommen eindruckslos abgeglitten ſei, und nahm überglücklich im Innern die Stelle an.

Aufreibend war die neue Thätigkeit gerade nicht. Sie nahm nur einen geringen Teil des Tages in Anſpruch und ſtand in gar keinem Verhältnis zu dem hohen Gehalt, das der Herzog dafür zahlte. So konnte ſich der Dichter in voller Muße und ſorgenlos ſeinen poetiſchen Beſtrebungen widmen, und er that dies um ſo mehr, als er einen Kollegen vorfand, der ebenfalls nach litterariſchen Lorbern ſtrebte. Es war Erneſt L'épine, der nachmalige Kabinettschef Mornys, ein junger Mann, der ſchon verſchiedene kleinere Luſtſpiele und Bluetten gedichtet hatte, und mit dem zuſammen ſich Alphonſe Daudet bald daran machte, in gemeinſamer Arbeit ein Schauſpiel „Das letzte Ideal“ zu verfaſſen. Seinem Verhältnis zum Figaro blieb er natürlich im übrigen treu, nur daß er jetzt ſtatt der gereimten mehr proſaiſche Skizzen und Erzählungen ſchrieb.

Unterbrochen wurde die jetzt recht umfangreiche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit durch mancherlei Reiſen, die den perſönlichen wie künſtleriſchen Charakter des jungen Dichters ausſchlaggebend beeinflußten.

Gleich im Sommer 1861, nachdem er eben ſeine Stellung angetreten, machte er eine Reiſe nach dem geliebten Süden, um die Vaterſtadt Nimes, Erneſt in Privas und die Eltern zu beſuchen. Mit Erneſt, der ſich in ſeiner Provinzialſtadt entſetzlich langweilte, verbrachte er

eine ſchöne Zeit vertraulichen Geplauders und erhielt zugleich die Genugthuung, jenem endlich einmal für das viele Gute, was er ihm gethan, eine kleine Abſchlagszahlung bieten zu können. Er verſprach ihn für eine der beiden neuen Sekretärſtellen in Vorſchlag zu bringen, die Morny zu vergeben hatte, und deren Inhaber die Protokolle der Kammerverhandlungen redigieren ſollten. Der Bruder hielt ſein Verſprechen, und Erneſt kehrte ſolcher Weiſe endlich nach Paris zurück. Außerdem trat Alphonſe auf dieſer Reiſe zu der ſogenannten Félibre in Beziehung, einer weit ausgedehnten Geſellſchaft provençaliſcher Künſtler und Gelehrter, die ſich nicht ohne politiſche Nebenabſicht zuſammengeſchloſſen hatten, um Südfrankreich mit ſeiner eigentümlichen Kultur und Sprache litterariſch ſelbſtändig zu machen. Mit den Führern, Théodor Aubanel, Roumanille und dem berühmten Frédéric Miſtral verband ihn bald eine dauernde Freundſchaft. Schließlich zog ſich Alphonſe am Ende der Reiſe nach der eigentlichen Provençe zurück in das gaſtliche Haus von Fontvieille. Dort befand ſich eine alte verfallene Mühle, die Fenſter zum Teil zertrümmert, der Eingang mit Gras überwachſen, die Treppenſtufen loſe, die Flügel in Fetzen. Das alte Gemäuer mit ſeinem kleinen Nebenhäuschen erregte vom erſten Augenblicke an das Intereſſe des Dichters. Dort verträumte er lange Tage, wenn der provençaliſche Sonnenſchein die ganze Umgegend in ein glänzendes Meer von Licht tauchte, oder wenn der wilde Miſtralſturm um das bröcklige Mauerwerk fegte, daß es in all ſeinen alten Fugen krachte. Das war die berühmte Mühle von Pampérigouſte, von der die „Briefe aus meiner Mühle“ datiert wurden.

Inzwischen war die Gesundheit unseres Dichters von den Reizen und Aufregungen des Pariser Lebens wie von den seelischen Anspornungen eines sich stetig mehr entfaltenden echten Künstlertums nicht unerschüttert geblieben. Sein Arzt umgab ihn mit liebevoller Pflege, wie ein Gärtner eine seltene Blume hegt, aber als alles nichts half, erklärte er ihm kategorisch, er müsse, wenn er seine Gesundheit nicht ernstlich gefährden wolle, in ein milderes Klima gehen. So kam Daudet Winter 1861/62 nach Algier. Selten ist ein Schriftsteller unter glücklicheren Bedingungen gereist. Von Morny mit Empfehlungen versehen, wurde er wie ein offizieller Gesandter des mächtigen Frankreich behandelt, und die Beduinen-Scheichs bemühten sich, ihrem „Sidi Daoudi" den Aufenthalt möglichst angenehm zu gestalten. Dieser aber nahm mit einem durch stete Uebung geschärften Sinn der Beobachtung das fremde Land in allen seinen Offenbarungen in sich auf. Da war die Stadt Algier, terrassenförmig vom Abhang der nordafrikanischen Berge zum blauen Mittelmeer hinabsteigend, gebadet in dem Licht der afrikanischen Sonne; er besuchte die Häuptlinge der benachbarten Nomadenstämme, oder machte mit eingeborenen Gastfreunden auf Maultieren weite Ritte durch die Berge, in Schauen versunken und durch nichts in seinen Träumen gestört, denn er konnte vielleicht zehn arabische, seine Begleiter kaum zwanzig französische Worte.

An seine Krankheit erinnerte ihn nur eine Flasche, die an einem Lederriemen über seinem Rücken hing, angefüllt mit einer Art Leberthran, den er in sehr starken Dosen nehmen mußte. Das war auch das einzige, was er von den Vorschriften des Arztes beobachtete. Im

übrigen that er so ziemlich das Gegenteil, indem er, statt wie befohlen, der Ruhe zu pflegen, sich in rastlosen Kreuz- und Querzügen ermüdete, überall fremdes aufsuchte, glücklich, wenn er neues entdeckte, und indem er jeden Abend die Erlebnisse und Eindrücke des Tages in ein kleines Heft schrieb, wie er sie bis an sein Lebensende vollgeschrieben und gesammelt hat, und die im Keime alle seine Dichtungen enthalten, geschriebene und ungeschriebene.

So verlief diese Reise gewiß nicht fruchtlos für die Kunst des Dichters, und was er von ihr mitbrachte, verdiente wohl sie gemacht zu haben. Hie und da finden sich in fast allen Werken Reminiszenzen aus Algier. Außerdem sind einige seiner Novellen ganz diesem Stofffkreis gewidmet, so eine Studie über Milianah in den Briefen aus meiner Mühle, die Erzählung Kadour und Katel in Robert Helmont, noch manche andere in den Montagsgeschichten. Als beste Frucht aber erscheint die unsterbliche Gestalt des Herrn Tartarin aus Taraskon, deren ursprüngliche Idee in diesem Aufenthalte zu Algier zu suchen ist. Man sieht, eine reiche Ausbeute, ohne dabei die sonnendurchglühten Landschaftsbilder mit ihrem leuchtend blauen Himmel zu zählen, deren lichte Helle seine Erinnerung zur passenden Benutzung für dieses oder jenes seiner Werke dankbar bewahrt hat.

Nach seiner Rückkehr aus Algier verheiratete sich Daudet.

Es war vorauszusehen, daß bei der Art, wie der Dichter diese Reise zur Herstellung seiner Gesundheit betrieben hatte, der Erfolg nicht allen Erwartungen entsprechen konnte, und so mußte er im folgenden Jahre noch einmal der nahenden Winterszeit entfliehen. Diesmal

ging er nach Korsika, wo er wiederum mit entzücktem Künstlerauge neue Menschen in fremdartigen Umgebungen kennen lernte. Hier konnte er die wilde Romantik des abgeschlossenen Bergvölkchens beobachten, hier lebte er einige Wochen auf dem einsamen, mövenumschrieenen Leuchtturm der Sanguinairesinseln, nur in der wortkargen Gesellschaft wettergebräunter Seeleute, manchmal ganze Tage von der übrigen Menschheit durch das sturmgepeitschte Mittelmeer abgeschnitten. Hier blickte er träumend über die weite See, und die milde Ruhe künstlerischen Sichversenkens umhüllte ihm die bunte Flucht der Erscheinungen und Gestalten, die sich in seinem Haupte drängten mit dem heftigen Wunsche sie zu verkörpern.

Auch aus Korsika hat Daudet seiner jungen Frau an den neuen Herd eine reiche Beute heimgebracht. Mittelbar und unmittelbar: jenes wieder in mannigfaltigen Reminiszenzen durch viele Werke zerstreut, dieses in ausgesprochen korsikanischen Novellen, wie sie sich in den Briefen aus der Mühle finden, und besonders in dem großen Roman „Der Nabob", wo die schwindelhaften Finanzoperationen des Paganetti und die korsikanischen Deputiertenwahlen eine getreue Schilderung der dortigen Verhältnisse bieten.

Nachdem der Dichter so zwei Winter fern von Paris zugebracht, war seine Gesundheit kräftig genug, um den gewöhnlichen Gang eines nunmehr geregelten und arbeitsamen Lebens aufzunehmen. Indessen bewog ihn die Vorsicht, gegen Ende 1863 noch einmal die Hauptstadt zu verlassen, um ein milderes Klima aufzusuchen. Diesmal aber machte er schon in der Provence halt, und jetzt, wo er nichts absolut neues erschaute, sondern nur schon

von Jugend her geläufiges mit dem vergleichenden Blick des ſchnell zum Pariſer Gewordenen in ſeinen Unterſchieden und charakteriſtiſchen Merkmalen erkannte, bei dieſem Aufenthalt konſolidierte ſich endgültig die künſtleriſche Grundanſchauung unſeres Dichters, d. h. er wendete ſich einem bewußten Realismus zu, der nichts beſchreiben wollte, als das mit eigenen Sinnen wahrgenommene.

Außerdem gab dieſe Reiſe dem Autor für ſeine Schöpfungen ein Thema, welches er zu behandeln nie müde geworden iſt, und das ihn ſo zu ſagen noch über das Grab hinaus verfolgt hat, inſofern auch der Plan noch ungeſchaffener Werke darin ſeinen Hintergrund fand. Dies Thema war der unauslöſchliche, politiſch nivellierte aber faktiſch unüberbrückbare Gegenſatz zwiſchen Nord- und Südfrankreich. Gerade Daudet, der geborene Südfranzoſe, der jetzt nach Neigung und Wahl zum Pariſer geworden war, der Heimweh nach der Hauptſtadt des Nordens fühlte, wenn er einige Zeit in der ſonnigen, ſüdlichen Heimat geweilt hatte, und der trotzdem empfand, eine wie tiefe Kluft in Sprache, Sinn und Denkart ihn von ſeiner neuen Wahlheimat ſchied, gerade er ſchien ſich berufen, dieſen Gegenſatz, deſſen Zwieſpalt er in der eigenen Seele empfand, auch litterariſch im Spiel und Gegenſpiel der Perſonen ſeiner Romane zum Ausdruck zu bringen.

Worin beſtand der Gegenſatz? — Daudet ſelbſt erzählt ein altes Märchen, um ihn zu erläutern: Die kleine Fleurance hat ſich mit einem Ritter verheiratet, ſo jung, daß ſie noch nicht einmal verſteht, allein die Bänder ihres Gewandes zuzuneſteln. Gleich nach der Heirat zieht der Ritter auf eine Kreuzfahrt nach Jeruſalem und läßt ſeine

kleine Frau allein zurück. Sieben Jahre sind vergangen, ohne ein Lebenszeichen von ihm, als ein Pilger mit Muschelhut und langem Bart an der Pforte Einlaß begehrt. — Und nun teilt sich die Geschichte, die sich in ihrer ansprechenden Einfachheit durch ganz Frankreich verbreitet hat, in zwei Versionen. In der nordfranzösischen beginnt die Dame während des Imbisses, den sie dem Pilger reichen läßt, zu weinen. Ihr weint, schöne Fleurance? fragt dieser vor Aufregung zitternd. Ich weine, weil ich Euch wiedererkenne und Ihr mein lieber Gemahl seid. — Die provençalische Fleurance dagegen hat sich kaum dem langbärtigen Pilger gegenübergesetzt, als sie herzlich zu lachen beginnt. Warum lacht Ihr, Fleurance? Ich lache, weil Ihr mein Mann seid. Und sie springt auf seinen Schoß, und der Pilger lacht ebenfalls unter seinem flächsernen Bart, was sie aber nicht hindert, sich zärtlich zu lieben mit vollen Armen, vollen Lippen und aller Kraft ihrer treuen Herzen. Das ist so ein Hauptunterschied zwischen Nord und Süd: der eine weint in seiner Gemütsbewegung wo der andere lacht.

Wirklich ist der Süden eine merkwürdige Ausstrahlung französischen Volkstums. Pomphaft, klassisch, theatralisch liebt er öffentliche Aufzüge, schimmernde Kostüme, Tribünen, bunte Bänder, Fanfaren und flatternde Fahnen. Er hängt an der Ueberlieferung und an seiner Familie, in der er es liebt sich zwanglos zu bewegen; mit allen Orientalen teilt er die Anhänglichkeit an seinen Stamm, den Geschmack an stark gezuckerten Gerüchten und eine unheilbare Verachtung für das weibliche Geschlecht, die ihn indes nicht hindert, wollüstig und leidenschaftlich bis zum Wahnsinn zu sein. Er liebt es zu kosen und lockend

zu ſchmeicheln, ſpricht mit einer ſtürmiſchen, ſprühenden aber farbloſen Beredſamkeit, giebt ſich wilden Zornesausbrüchen hin, die ſo furchtbar wie kurz ſind, begleitet von Fußſtampfen, Grimaſſen und Geberden, und ſtets ein wenig mit Abſicht übertrieben, ſelbſt wenn ſie aufrichtig ſind, die Stürme des Mittelmeers, zehn Fuß Schaum auf einem eigentlich ganz ruhigen Waſſer.

In ſeinen Notizen giebt Daudet ein Beiſpiel von der wilden, ſinnloſen, faſt kindiſchen Wut der Provençalen. Einer kommt von der Jagd nach Hauſe, wütend weil er müde und hungrig iſt, und das Eſſen noch nicht auf dem Tiſch ſteht. In der Küche erregt er einen Höllenlärm, flucht auf die Mädchen, die ſich ängſtlich über den Kochtöpfen zu ſchaffen machen, wo das verſpätete Eſſen immer noch nicht kochen will. Während der Bauer aus voller Wut tobt und ſchilt, verirrt ſich ein Küken aus dem Hühnerhof in die Küche und hüpft mit einem kecken „Piep, Piep“ dem Zornigen entgegen. Mit einem wilden Fußtritt ſchleudert er den kleinen Eindringling gegen die ſteinerne Schwelle, daß er halb tot liegen bleibt. Die Hauskatze ſtreicht vorbei, ſieht das Küken und ſtürzt ſich darauf. Der Bauer, jetzt halb wahnſinnig vor Wut, hinterher: Katze, verdammtes Vieh, willſt du wohl! Die Katze aber nimmt, das Küken in den Zähnen, Reiß aus, ohne auf ihn zu hören. Da reißt er das Gewehr, das er beim Eintreten in eine Ecke geſtellt hat, an die Backe, ſchießt — bums, da liegt die Katze tot, das blutende Küken noch im Maule. Er ſelbſt aber plötzlich ruhig und ernüchtert ſteht vor den Tieren, die ihm beide lieb waren, und die er beide in einer Minute getötet hat, aus keinem andern Grunde, als weil die Suppe nicht zur rechten Zeit fertig war.

Dabei ist der Südländer abergläubisch; mit blinder Verehrung betet er zu Gott und Christus, zur Jungfrau und allen Heiligen. Trotzdem vergißt niemand lieber als er seinen Herrgott in den Aufregungen seines stets bewegten Lebens, um sofort, wenn Krankheit oder Unheil ihn bedroht, die Gebete seiner Kindheit wiederzufinden. Sein Hauptmerkmal aber bildet eine schrankenlose Einbildungskraft, die sich selbst und andern auch von dem Unwahrscheinlichsten gläubig überzeugt, und kein Wort der Verwunderung verliert, wenn die Dinge sich nachher in Wirklichkeit ganz anders herausstellen. In Taraskon z. B. ist ein großer Festzug. Plötzlich stockt er, Musik und Gesänge schweigen, und die frommen Pilger zerstreuen sich in wilder Flucht. Die Fenster schließen sich an allen Häusern. Die eben noch so belebte Straße totenstill. Die Monstranz allein, keine Priester, keine Gläubigen, nichts als Einsamkeit und Sonnenschein. Man hat nämlich „auf den Erzbischof geschossen." Wer ist der Attentäter? Keiner weiß weder von ihm etwas noch von seiner That. Uebrigens ist das Verbrechen überhaupt nicht begangen worden. Gleichviel, da die ganze Stadt an einen Mordversuch glaubt, muß auch einer gemacht sein, wenn auch kein Mensch einen Tropfen bischöflichen Blutes hat fließen sehen. In Taraskon aber erzählte man noch lange von dem Tage, „wo man auf den Erzbischof geschossen hat".

Tartarin selbst, der große Tartarin, durch Daudets Meisterhand Held und Rassentypus des Südfranzosen, Tartarin plädiert vor einem einheimischen Gerichtshof für diese Eigenschaft seiner Landsleute, indem er zugleich einen vergleichenden Blick auf den Norden wirft: Herr Präsident, indem Sie selbst aus dem Norden stammen,

erſuche ich Sie inſtändigſt anzuerkennen, daß nicht alle Betrüger im Süden zu Hauſe ſind. Ach, Sie ſchelten uns Lügner, uns Südfranzoſen. Allein wir ſind nur Menſchen mit reger Einbildungskraft und überſtrömenden Worten, Erfinder, ſchwindlig und trunken von Licht und Blumenduft fruchtbare Stegreifdichter, die ſich ſelbſt von ihren überraſchenden, harmloſen Erfindungen täuſchen laſſen. Welcher Unterſchied zwiſchen uns und euren Lügnern aus dem Norden, die weder aus harmloſer Freude daran noch einem momentanen Eindrucke folgend lügen, ſondern ſtets einen Zweck, eine niederträchtige Abſicht dabei verfolgen. Ja, man kann gewiß behaupten, daß, was die Lüge betrifft, der Süden nicht mit dem Norden Schritt halten kann, wenn dieſer einmal anfängt . . . Der taraskoniſche Held peroriert gut, und wenn er auch etwas pro domo redet, müſſen wir ihm doch zugeſtehen, daß ſeine Ausführungen ein nicht geringes Körnchen Wahrheit enthalten. Die Provençalen ſind eben geborene Schauſpieler; daß ſie es mit der Wirklichkeit nicht allzugenau nehmen, darf man ihnen deshalb nicht zu ſehr verübeln.

Den Alkohol kennt der Südländer ſo gut wie garnicht. Der dortige Menſchenſchlag hat eine inſtinktive Furcht, einen inſtinktiven Abſcheu davor. Er fühlt ſich von Geburt an berauſcht, berauſcht ohne zu trinken. Und in der That deſtillieren ihm Luft und Sonne einen entſetzlichen Naturalkohol, deſſen Wirkungen alle dort Geborenen mehr oder weniger unterworfen ſind. Die einen haben nur jenen kleinen Schluck über den Durſt, welcher die Zunge und die Gebärden löſt, das Leben in roſigem Lichte zeigt, überall Sympathieen vorausſetzen läßt, die Augen ſtrahlen macht, die Straßen erweitert, die Schwierigkeiten beſeitigt, die

Kühnheit verdoppelt und die Aengſtlichen anſpornt; andere, denen er mehr zu Kopfe geſtiegen iſt, verfallen alsbald in das ſtotternde, bebende, blinde Delirium. Man muß auf den Kirchweihfeſten in der Provence geſehen haben, wie die Bauern auf den Tiſchen ſtehen, mit ihren ſchweren gelben Stiefeln aufſtampfen und wie ſie brüllen, wenn ſie rufen: Kellner, Limonade!, wie ein ganzes Dorf bei einigen Flaſchen Limonade ſich im Rauſche wälzt, um es zu glauben. Und das plötzliche Zuſammenbrechen der Berauſchten, die vollſtändige Erſchlaffung und Abſpannung des ganzen Organismus, die auf die Ausbrüche des Zornes und der Begeiſterung ſo jählings folgt, wie das Aufleuchten der Sonne oder ein Schlagſchatten am Märzhimmel. . . .

Das ſind ſo einige Charakterzüge des Südens, wie wir ſie hier und da aus Daudets Büchern herausgeſchöpft haben. Wer alles ſammeln wollte, was er in des Dichters Werken über ſein Geburtsland und deſſen Bewohner findet, der müßte einen ſehr großen Teil ausſchreiben, denn der Gegenſatz von Nord und Süd iſt ſein ſtändiges Thema, Charaktere aus der Provence ſeine beliebteſten Figuren, und zugleich iſt er ſelbſt ſoviel Provençale, daß in Stil und Leben ihm ein nicht geringer Teil der dortigen Leichtigkeit und Schelmerei übergegangen iſt. — So hat die vierte ſeiner Reiſen, indem ſie ihm eine gefeſtigte Kunſtanſchauung und ein Hauptthema ſeiner Mannesjahre gab, den größten Einfluß auf die Entwickelung des Dichters ausgeübt.

Nach der Rückkehr floß ihm das Leben leicht und glücklich dahin, viele Novellen entſtanden unter ſeiner fleißigen Feder, in genußreicher Zuſammenarbeit mit

Erneſt L'épine und anderen ſchrieb er Dramen verſchiedenen Genres, mit ſeiner Frau lebte er in glücklichſter Ehe, der heimiſche Herd war für die Eltern erinnerungsfroh aufgerichtet, da ſchlug ein Wetterſtrahl des Schickſals unvorhergeſehen aus heiterem Himmel vor ihm nieder: der Herzog von Morny ſtarb am 10. März 1865.

VI. Daudets Novellen.

Wir unterbrechen den Bericht über Daudets Leben, um über seine Novellen einen Ueberblick zu gewinnen. Das scheint chronologisch anfechtbar, denn keine seiner Novellensammlungen ist vor Mornys Tod, die erste erst drei Jahre später, die andere sogar nach dem deutsch-französischen Kriege herausgekommen. Andererseits wurzelt die Novellendichtung unseres Autors durchaus in der Zeit, die er unter Morny verlebte, die reifste der Sammlungen, die zugleich einen Gipfelpunkt seiner ganzen Künstlerlaufbahn darstellt, ist ganz und gar in dieser Zeit entstanden, die paar Jahre unter dem mächtigen Minister bilden so die erste Blüteperiode seines Lebens wie die Novellen die erste seiner Kunst, der jugendliche Daudet dieser glücklichen Epoche ist soviel mehr der graziöse Erzähler kleiner Geschichten als gewichtiger Romanzier, daß wir seine Novellen an dieser Stelle am besten betrachten. Daß wir sie gleich alle im Zusammenhange kennen lernen, erleichtert die Uebersicht; zu bemerken bleibt dabei, daß sie natürlich nicht in regelmäßiger Folge hintereinander entstanden sind, sondern zwanglos in den Zwischenräumen und Pausen umfangreicherer Arbeiten, besonders Dramen.

Daudets Novellen sind in sechs Sammlungen erschienen. Zuerst die „Briefe aus meiner Mühle“ (1868), darauf die „Briefe an einen Abwesenden“ und „Robert Helmont“ im Jahre 1871, die „Montagsgeschichten“ 1872, die „Künstlerehen“ 1873, schließlich „Die schöne Niverneserin“ in einer billigen Bibliothek. Hier und da mögen sich noch andere verstreut finden, wie es denn überhaupt nicht leicht ist, alle Novellen zusammenzubringen. Der Verfasser hat nämlich bei Neuausgaben die Praxis befolgt, herauszunehmen, zu unterdrücken, aus anderen Sammlungen hineinzustecken, was ihm gut dünkte. So kommt es, daß man bei verschiedenen Ausgaben dieselbe Geschichte in dem einen und einem anderen Bande vorfindet, wie z. B. „Die drei stillen Messen“ in den Briefen aus meiner Mühle und der schönen Niverneserin. Außerdem sind die „Briefe an einen Abwesenden“ überhaupt nicht in zweiter Auflage erschienen, sondern der Verfasser hat das, was noch vor seinem späteren Urteil bestand, in einen Neudruck der Montagsgeschichten hinübergenommen. Robert Helmont erhielt ursprünglich einen Anhang von kleinen Erzählungen und Skizzen, die ebenfalls bei einer Neuauflage des Buches teils unterdrückt, teils anders untergebracht wurden. So herrscht in den Novellen ein ziemlicher Wirrwarr, der erst durch die Ausgabe letzter Hand beseitigt werden wird.

In ihrer Gesamtheit zeigen die kleinen Geschichten ihren Schöpfer unter der Herrschaft des Journalismus. Die zwiefache Notwendigkeit Geld zu verdienen und seinen Namen möglichst oft in die Oeffentlichkeit zu lancieren, veranlaßte den Anfänger, kleine kurze Artikel zu schreiben, die sich leicht in den Zeitungen unterbringen ließen. Da

sie gut waren, erfüllten sie diesen doppelten Zweck vortrefflich. Ihrer Aufmachung nach zeigen sie ein schnelles Wachstum des Verfassers. Nachdem sich Daudet anfangs viel mit legendarischen Stoffen befaßt hatte, traten allmählich die Feeen mit ihrer phantastischen Welt und die symbolischen Gestalten zurück, und nach und nach erwachte in dem anmutigen Erzähler von kleinen Unterhaltungsgeschichten der Künstler, der in das moderne Leben hineingriff, um es mit fester Hand zu kleinen Kunstwerken zu formen. Inhaltlich geben die Novellen ein Spiegelbild von den Erlebnissen des Verfassers, die er in Algier, in Korsika, in der Provence, in Paris gehabt hat; weiterhin Zeitbilder aus den letzten Jahren und Tagen des Kaiserreichs, dem Kriege 1870/71, der Belagerung von Paris und dem Aufstand der Kommune. Sie sind mit den Ereignissen oder auf Grund kurzer, gleichzeitiger Notizen geschrieben nnd bilden eine Galerie von Gemälden, die durch die Genauigkeit und Wahrheit der Beobachtung vielfach als historische Dokumente dienen können.

Was ihren litterarischen Wert angeht, so rühmte man schon damals Daudets unnachahmliche Kunst in der Erzählung von Kleinigkeiten. Von vornherein mußte die Novelle mit ihrer strengen Abrundung, ihren zarten Andeutungen, seinem verwöhnten Geschmack zusagen, zumal er mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangte, in der Prosa den Gipfel seiner Kunst zu erreichen. Bei fast allen hat auch der Dichter eine große künstlerische Würde bewiesen; ungefähr acht Tage brauchte er, um eine dieser kleinen Schöpfungen zu vollenden; so war er selten unmäßig, niemals flüchtig; bei jeder Erzählung merkt

man, wie er im kleinſten Punkte die höchſte Kraft ſammelte, man merkt ſein Gewiſſen bei der Herausmeißelung der Idee und der Vollendung der Form. Dabei geben ſich die kleinen Erzählungen leicht und gefällig, ohne etwas von der darauf verwendeten mühſamen Kunſt merken laſſen zu wollen. Daß ſie es am Ende dennoch thun, liegt nicht in der Abſicht, ſondern in der Eigenart des Dichters, der überhaupt nicht zu den leicht lesbaren gehört. Von wohlüberlegter Kunſt zeugt auch die Mannigfaltigkeit ihrer Anlage. Es finden ſich Skizzen, Briefe, Dialoge, Fragmente, ganze Romane mit Expoſition, Peripetie und Kataſtrophe, launiges und ernſthaftes, komiſches und tragiſches, gehaltenes und temperamentvolles bunt durcheinander, ein beredtes Zeugnis der Vielſeitigkeit und frühen Gereiftheit des jungen Künſtlers.

Die umfangreichſten unter den Novellen ſind Robert Helmont und die ſchöne Niverneſerin.

Robert Helmont iſt eine unerquickliche Geſchichte, die in und mit dem deutſch-franzöſiſchen Kriege, ſpeziell der Pariſer Belagerung ſpielt. Der Held, ein Maler, hat wie ſchon lange Jahre vorher, ſo auch im Sommer 1870, mitten im Walde von Champroſay, unweit Paris, in einem alten, halbverfallenen Schloſſe Wohnung genommen. Er bricht den Fuß, muß ſechs Wochen das Zimmer hüten, und als er das erſte Mal ſeinen Garten wieder betreten kann, kommt die Hiobspoſt von Sedan. Die Deutſchen rücken näher, alles flieht nach Paris und ſchließlich befindet ſich der Maler, unfähig eine ſo ſtrapaziöſe Fahrt mitzumachen, allein in ſeinem alten Gemäuer. Hier führt er nun ein Tagebuch über alles, was ihm an Stimmungen und Ereigniſſen bemerkenswert erſcheint.

Eines Tages ſpannt er einen Eſel an, um Nahrungsmittel aus dem benachbarten Champroſay zu holen. Das ganze Dorf iſt verödet, nur Goudeloup, ein wegen ſeiner wilden Entſchloſſenheit berüchtigter Pächter hat zurückbleibend ſein Haus in Verteidigungszuſtand geſetzt. Er giebt Helmont die gewünſchten Lebensmittel, und kaum hat dieſer den Rückweg durch einen dicht belaubten Seitenpfad eingeſchlagen, als der Pachthof von Ulanen erobert wird, die den Eigentümer, weil er einen der Ihrigen erſchoſſen, hängen wollen. Helmont, der dem Landsmann zu Hilfe kommen will, wird ohnmächtig und findet ſich, wieder erwacht, vor ſeinem Hauſe, wohin der wegekundige Eſel den Wagen zurückgeführt. Als ſich mehrere Tage lang kein Feind im Walde zeigt, unternimmt der Einſiedler eine zweite Fahrt nach Champroſay. Zu ſeinem Schrecken findet er in einem Loche am Wege die Leiche eines preußiſchen Soldaten, bald darauf einen zweiten mit derſelben Wunde, und ſo wird dem Maler klar, daß außer ihm noch jemand im Walde hauſe, der Jagd auf verſprengte Feinde mache. Der heimtückiſche Jäger iſt Goudeloup, welcher von dem preußiſchen Offizier, trotzdem ihm die Schlinge ſchon um den Hals lag, freigegeben wurde, weil dieſer ihn als Freimaurer und Ordensbruder erkannte. 15 Preußen hat er ſchon getötet und bleibt nun einige Zeit bei Helmont, bis er des unthätigen Lebens ſatt (er hat es inzwiſchen erſt auf 21 Ermordete gebracht), dem Maler den Vorſchlag macht, ſich durch die deutſche Vorpoſtenlinie nach Paris durchzuſchleichen. Er ſelbſt wird dabei getötet, Helmont gelangt ſchwimmend an das andere Ufer der Seine nach dem Dörfchen Draveil, welchem wegen der im Walde

verübten geheimnisvollen Morde eine ungeheure Kriegskontribution auferlegt ist. Der dortige Arzt nimmt ihn auf und bringt ihn nach kurzem Aufenthalt in sein Waldschloß zurück, wo er bald darauf die Nachricht von der Kapitulation der Hauptstadt und dem Ausbruch des Bürgerkrieges erhält. — Der hinterlistige Meuchelmörder und der nichtsnutzige Maler, der unthätig im Walde versteckt im Rücken der feindlichen Armee herumbummelt, sind zwei Helden, die die kleine Geschichte genügend charakterisieren.

Die schöne Niverneserin (la belle Nivernaise) erweckt einen ungleich freundlicheren Eindruck. Es ist eine Findlingsgeschichte und der Titel ist der Name eines alten Seineschiffes. Der Schiffer, der eine Ladung Holz glücklich verkauft und sich eine heitere Laune angetrunken hat, nimmt aus den Straßen von Paris einen kleinen Jungen mit, der dort von seinen Angehörigen beim Umzug zurückgelassen ist. Seine Frau will ärgerlich zuerst das Kind nicht behalten, aber schließlich bleibt es doch da, erweist sich von so freundlichen Eigenschaften, daß es alle leiden mögen, bis es schließlich in seinem 15. Lebensjahre als Sohn des reichen Zimmermanns erkannt wird, durch dessen reumütige Gesinnung an Stelle der alten „Schönen Niverneserin", die inzwischen ganz unbrauchbar geworden, eine neue gestellt wird. Der Findling und die Tochter des alten Schiffers werden hinter der Geschichte ein glückliches Paar.

Daß sowohl Robert Helmont in der ersten Ausgabe wie die schöne Niverneserin als Anhang noch einige Novellen geringeren Umfangs enthalten, haben wir schon oben erwähnt.

Umfangreicher und in jeder Hinsicht bedeutender als

die beiden genannten sind die Montagsgeschichten (Contes du lundi). In der neuen, durchgesehenen und erheblich vermehrten Ausgabe vom Jahre 1882 umfassen sie 42 Erzählungen in zwei Gruppen geteilt, deren erste Phantasie und Geschichte, die zweite Gedanken und Erinnerungen heißt. Jene beschäftigt sich meist mit dem deutsch-französischen Kriege, diese enthält anderweitige Studien aus dem Leben des Verfassers und seiner Zeit. Der Titel des Buches ist eine Reminiszenz an ein Hauptwerk des berühmten Kritikers Sainte-Beuve, die „Montagsplaudereien", von ihm so genannnt, weil er am Montag mit gleichgestimmten Freunden litterarischen Fragen nachging.

Daudets Montagsgeschichten sind für die Kenntnis des Dichters, besonders wegen ihrer Kriegserzählungen von Interesse, und um das Unangenehme vorweg zu nehmen, auch er hat der gehässigen Stimmung seiner Landsleute weitgehend Rechnung getragen. Schon im Robert Helmont berührte es peinlich, wie die Meuchelmorde des Goudeloup gewissermaßen als heroische Thaten hingestellt wurden, und wenn ernsthaft erörtet wurde, wer denn schlimmer sei, der unthätige Maler oder der Mörder. Von solcher Denkart zeigen sich auch in unseren Geschichten häufige Beispiele. Gewiß ist der nichtswürdig, der sein Vaterland nicht liebt, doppelt schlecht in den Zeiten, wo die Wogen nationaler Begeisterung so hoch gehen, wie in einem großen Kriege. Und Daudet war ein echter Sohn seines schönen Heimatlandes, das soll ihm auch von uns Deutschen in Ehren unvergessen sein. So hat er echte Worte schmerzlicher Hoffnung gefunden, wenn er z. B. von einer Wanderung im Elsaß erzählt:

„Auf dem Wege nach Dannemarie, als ich um eine

Hecke bog, sah ich ein prächtiges Getreidefeld verwüstet, aufgewühlt, verheert durch Regen und Hagel; die gebrochenen Halme lagen durcheinander nach allen Richtungen am Boden. Die schweren, reifen Aehren bogen sich in den Kot, und Scharen kleiner Vögel hatten sich auf die verlorene Ernte gestürzt, hüpften zwischen den Haufen nassen Strohes und verstreuten die Körner ringsum. Bei vollem Sonnenschein unter dem reinen Himmel war dies ein häßlicher Raubzug. Vor dem verwüsteten Felde stand in alter, elsässischer Tracht ein großgewachsener Bauer und betrachtete es schweigend. Es lag ein tiefer Schmerz in seinem Gesicht, aber zu gleicher Zeit auch etwas Ergebungsvolles und Zuversichtliches, eine gewisse unbestimmte Hoffnung, als ob er sich gesagt hätte, daß unter den niedergeschlagenen Aehren ihm immer noch sein lebensfähiger, fruchtbarer, treuer Boden bleibe, und daß, solange ihm dieser Boden gehöre, er nicht zu verzweifeln brauche."

Wer wird es dem Dichter verargen, daß er nicht daran glauben mag, seinem Lande sei das Elsaß für immer verloren, daß ihm Schmerz und Zorn das Herz zerreißen, wenn er aus den Trümmern Frankreichs den Rauch des Verderbens aufsteigen sieht? Aber daß auch der Hochstehende hinabgestiegen ist und sich unter die Schreier gemischt hat, die die siegreichen Feinde aller möglichen Schlechtigkeit ziehen, daß auch er eine der albernen Pendulengeschichten erzählt, nach denen preußische Offiziere in den französischen Landhäusern die Standuhren gestohlen haben sollen, das sind bewußte Verleumdungen, die kein Patriotismus mehr entschuldigt.

Ein lehrreiches Beispiel, wie Vaterlandsliebe und

Chauvinismus gegeneinander abgegrenzt sind, giebt er selbst in einer seiner Geschichten. Da sagt eine von den alten Feeen Frankreichs, wenn sie noch da gewesen wären, wäre kein einziger von allen Deutschen lebend aus Frankreich hinausgekommen. „Unsere Irrlichter hätten sie an die Sümpfe gelockt. Den reinen Quellen, die unseren Namen führten, hätten wir Zaubertränke beigemischt, die sie toll gemacht hätten; und bei unseren Zusammenkünften am Vollmond hätten wir mit einem Zauberwort die Wege, die Bäche so verwirrt, das Waldesdickicht so mit Gestrüpp verlegt, daß die kleinen Katzenaugen des Herrn von Moltke sich nicht hätten zurechtfinden können." Das ist alles recht schön, und ein guter Patriot mag sich solch ein Bild mit glühenden Farben ausmalen, aber ist es deshalb nötig, dem feindlichen Heerführer „kleine Katzenaugen" beizulegen? Wenn jenes patriotisch, ist dies chauvinistisch und eines hohen Geistes unwürdig, ebenso wie wenn er den alten Kaiser Wilhelm als Attila bezeichnet, der vor den Thoren von Paris lagert.

Inhaltlich bewegen sich die Kriegsbilder der Montagsgeschichten auf verschiedenen Gebieten. In der Provinz spielt die lustige Geschichte von der Belagerung von Taraskon, in die Belagerung von Paris führt die kleine Erzählung von dem Knaben, der als Spion dient, von den beiden Eltern, die ihren Sohn auf den Festungswällen besuchen, wir sehen, wie die vom Lande hineingeflüchteten Bauern sich in der Stadt einrichten, wie der Dichter selbst in der belagerten Hauptstadt Kriegsdienste leistet, und schließlich die deutschen Truppen einziehen. Es folgt der Kommuneaufstand. Wir sind Zeugen, wie sich die Insurrektion in den verschiedenen Stadtvierteln verschieden

äußert, im Marais, in Montmartre, in Saint-Antoine; ein kleiner Turco wird, ehe er selbst weiß warum, an die Mauer gestoßen und als Aufständischer erschossen, die Schlächtereien auf dem Père Lachaise werden geschildert, das kleine Idyll von dem Pastetenjungen tritt dazwischen, der, sein Kuchenbrett auf dem Kopfe, einen ganzen Revolutionsausbruch mitmacht, endlich der ergreifende Monolog eines wegen der Teilnahme am Aufstande Deportierten. Phantasiebilder über Frankreichs Elend schließen sich an, seinem chauvinistischen Eigendünkel, der Leichtgläubigkeit, dem Mangel an Energie wird die Schuld beigemessen; die alten, guten Feeen sind verzagt und zu Petroleusen geworden. Die angeborene, närrische Revolutionslust des Pariſers kommt dazu. Auch in das wieder deutsch gewordene Elsaß führt der Dichter. Den Richter von Kolmar, der dem Kaiser Wilhelm den Treueid geleistet hat, läßt er einen schlimmen Traum träumen, ein patriotischer Schmied, dessen Sohn für Deutschland optiert hat, tritt statt dessen trotz seines Alters in das französische Heer ein; in der Schule eines Dorfes wird die letzte französische Schulstunde gehalten, und der Lehrer schreibt zum Schluß, so groß er kann, an die Tafel: vive la france. — Uebrigens verleugnet der Dichter bei der Ausmalung dieser kriegerischen Stoffe durchaus nicht seine Natur; abgesehen von den gelegentlichen Ausbrüchen des Chauvinismus (er hat nicht weniges davon bei späteren Ausgaben selbst ausgemerzt) und abgesehen von häufigen Ausbrüchen tief erregter Vaterlandsliebe bemüht er sich, auch hier überall das rein Menschliche herauszufinden und ist glücklich, wenn er mitten im Lärm und Wirrsal des Krieges ein friedliches Idyll einfacher Menschlichkeit enthüllen kann.

Von den anderen Erzählungen gehen einige auf die Lebensgeschichte des Verfassers zurück, wie die, wo er sein verspätetes Heimkommen mit dem Tode des Papstes entschuldigt, oder wenn er in einer anderen seine Empfindungen bei der Première seines Dramas schildert. Dann Bilder aus Algier, wie das Idyll einer Karavanserai oder die ergreifende Geschichte von dem Aga Si-Sliman, der sich in Paris um den Orden der Ehrenlegion bewirbt, während bei ihm zu Hause alles verkommt. Ferner Studien aus dem modernen Paris, wie das Stimmungsbild aus dem Bureau des Buchhalters der Morgue, oder ein Sittengemälde der hauptstädtischen Arbeiterwelt. Einige Weihnachtsgeschichten stehen dazwischen, von dem Selterwasserfabrikanten Herrn Majesté, in dessen Haus die verstorbene Welt wieder lebendig wird, und von dem Pater Don Balaguère, der seine sündhaft schnell gelesene Weihnachtsmesse bis ans Ende der Tage gespenstisch nachholen muß. Endlich die drollige Geschichte vom blinden Kaiser, die mit ihrer Verhöhnung von Süddeutschland und speziell München wieder etwas in die Haltung mancher Kriegsbilder hineinfällt.

Um aber eine Vorstellung von den Montagsgeschichten zu geben, besser als es lange Besprechungen vermögen, wollen wir eine von ihnen hie und da etwas gekürzt wiederholen, es ist ein Kriegsbild und nennt sich: Die Belagerung von Berlin.

Ich ging mit Doktor V.... die Avenue der Champs-Elysées hinauf. „Sehen Sie", sagte der Doktor zu mir, „jene vier geschlossenen Fenster dort oben auf dem Balkon? In den ersten Tagen des Monats August wurde ich wegen eines Schlaganfalls dorthin berufen. Dort wohnte

der Oberſt Jouve, ein Küraſſier vom erſten Kaiſerreich, ein alter Querkopf, der ganz erfüllt von Ruhm und Patriotismus zu Beginn des Krieges dieſe Wohnung mit Balkon bezogen hatte. . . Erraten Sie, weshalb? Um dem Siegeseinzug unſerer Truppen beizuwohnen. Armer Alter! Er erhielt die Nachricht von der Niederlage bei Weißenburg, als er eben vom Tiſch aufſtand. Als er den Namen Napoleon am Schluſſe der Meldung von einer verlorenen Schlacht las, war er vom Schlage getroffen worden.

Ich fand den ehemaligen Küraſſier ſeiner ganzen Länge nach auf dem Teppich des Zimmers ausgeſtreckt, das Geſicht blutig und regungslos, als wenn er einen Keulenſchlag auf den Kopf erhalten hätte. Neben ihm kniete ſeine Enkelin, ganz in Thränen aufgelöſt. Der Schmerz dieſes jungen Mädchens rührte mich. Sie war Tochter und Enkelin eines Soldaten, und ihr Vater war beim Generalſtabe Mac Mahons. Der Anblick des vor ihr ausgeſtreckten Greiſes rief in ihrem Geiſte ein anderes, nicht minder ſchreckliches Bild hervor. Ich beruhigte ſie, ſo gut ich konnte, aber im Grunde hatte ich wenig Hoffnung. Es war eine halbſeitige Lähmung und im Alter von 80 Jahren überſteht man das kaum. Während dreier Tage blieb der Kranke in demſelben Zuſtande der Bewußtloſigkeit. Unterdeſſen kam die Nachricht von der Schlacht bei Reichshofen nach Paris. Bis zum Abend glaubten wir alle an einen großen Sieg, 20000 Preußen tot, der Kronprinz gefangen. . Ich weiß nicht, durch welches Wunder ein Echo der nationalen Freude bis zu jenem Taubſtummen gelangte; ſoviel ſteht feſt, daß ich am Abend, als ich an ſein Bett trat, nicht mehr denſelben Menſchen wiederfand. Das Auge war faſt klar,

die Zunge weniger schwer. Er hatte die Kraft, mir zuzulächeln und stammelte zweimal:

Sie—i—ieg . . .

Ja, Oberst, großer Sieg! Und indem ich ihm einige Einzelheiten über den schönen Erfolg Mac Mahons mitteilte, sah ich, wie seine Züge sich belebten. Als ich ging, erwartete mich seine Enkelin bleich und schluchzend an der Thür. „Er ist ja gerettet!" sagte ich zu ihr, indem ich ihre Hände ergriff.

Das unglückliche Kind hatte kaum den Mut mir zu antworten. Man hatte soeben den Verlauf der wirklichen Schlacht bei Reichshofen bekannt gemacht. Mac Mahon auf der Flucht, die ganze Armee vernichtet. Wir sahen uns bestürzt an. Ich zitterte bei dem Gedanken an den Alten. Es war sicher, daß er einer neuen Erschütterung nicht würde Widerstand leisten können. . . Doch was sollten wir thun? Ihm seine Illusionen lassen, die ihn wieder ins Leben gerufen hatten! Aber dann müßten wir lügen. . . .

„Nun wohl, so werde ich lügen!" sagte das heldenmütige Mädchen, trocknete schnell ihre Thränen und eilte freudestrahlend in das Zimmer ihres Großvaters zurück.

Es war eine schwere Aufgabe, welche sie da übernommen hatte. Am ersten Tage zog man sich gut aus der Affaire. Der gute Alte war noch schwachsinnig und ließ sich täuschen wie ein Kind. Mit zunehmender Gesundheit wurden seine Gedanken klarer. Man mußte ihm über die Bewegungen der Armee berichten. Es war wirklich ein Jammer das hübsche Kind Tag und Nacht über eine Karte von Deutschland gebückt zu sehen, welche sie mit kleinen Fähnchen besteckte, indem sie sich bemühte,

einen ganzen, ruhmreichen Feldzug auszusinnen; Bazaine auf dem Marsche nach Berlin, Frossard in Baiern, Mac Mahon an der Ostsee. Bei dieser eingebildeten Invasion half der Großvater selbst am meisten. Er hatte Deutschland unter dem ersten Kaiser so oft erobert! Er wußte alles im voraus anzugeben und seine Vorhersagungen verwirklichten sich immer, sodaß er ganz stolz darauf war. Aber wie viele Städte wir auch einnahmen, wie viele Schlachten wir gewannen, wir gingen ihm niemals schnell genug. Er war unersättlich, dieser Alte! — Jeden Tag, wenn ich kam, erfuhr ich eine neue Waffenthat.

Doktor, wir haben Mainz genommen, sagte mir das junge Mädchen mit einem bitteren Lächeln, und durch die Thür hörte ich eine fröhliche Stimme, welche rief: Es geht immer weiter, in acht Tagen werden wir in Berlin einziehen.

Zu jener Zeit waren die Preußen nur noch acht Tagemärsche von Paris entfernt. Wir fragten uns zuerst, ob es nicht besser wäre, ihn in die Provinz zu bringen. Aber einmal draußen, würde ihm der Zustand Frankreichs alles verraten haben, und ich fand ihn noch zu schwach, als daß man ihm die Wahrheit mitteilen durfte. Am ersten Tage der Einschließung ging ich sehr aufgeregt zu ihnen hinauf mit jener Angst im Herzen, welche uns allen die Thatsache einflößte, daß die Thore von Paris geschlossen waren und vor den Mauern die Schlacht tobte.

Ich traf den Alten stolz und jubelnd auf seinem Bette sitzen. Nun, sagte er, die Belagerung hat also begonnen. — Ich sah ihn bestürzt an: Wie Oberst, Sie wissen? — Seine Enkelin wandte sich zu mir: Nun ja, Herr Doktor, das ist die große Neuigkeit . . . die Belagerung von Berlin hat begonnen. —

Sie sagte das, indem sie weiter nähte, mit ernster, ruhiger Miene. — Wie hätte er daran zweifeln können? Die Kanonen von den Forts konnte er nicht hören, das unglückliche, düstere, aufgeregte Paris nicht sehen. Was er von seinem Bette aus bemerkte, war eine Ecke des Arc de Triomphe und um sich herum in seinem Zimmer altes Gerümpel aus der Zeit des ersten Kaiserreichs, wohl geeignet, seine Illusionen zu erhalten.

Von jenem Tage an waren unsere militärischen Operationen sehr vereinfacht. Berlin einzunehmen war nur noch eine Sache der Geduld. Von Zeit zu Zeit, wenn der Alte sich zu sehr langweilte, las man ihm einen Brief von seinem Sohne vor, einen erdichteten Brief natürlich, weil nichts mehr nach Paris hereinkam, und seit der Schlacht bei Sedan der Adjutant des Marschalls Mac Mahon in eine deutsche Festung gesandt war. Man denke sich die Verzweiflung des armen Mädchens, das ohne Nachricht von seinem Vater war, und dabei genötigt, ihn in heiteren, allerdings kurzen Briefen reden zu lassen, wie ein Soldat im Felde schreiben kann, wenn er in dem eroberten Lande immer vorwärts marschiert. Bisweilen fehlte ihr die Kraft dazu, und man blieb wochenlang ohne Nachricht. Der Alte aber wurde unruhig, schlief nicht mehr, da kam schnell aus Deutschland ein Brief, den sie ihm an seinem Bette mit verhaltenen Thränen vorlas. Wahrhaft schön war der Oberst in den Antworten, die er seinem Sohne sandte: Vergiß nie, daß du ein Franzose[1]) bist, sagte er; sei edelmütig gegen

[1]) Man beachte im folgenden die Spitzen und Winke für die Deutschen.

die armen Leute, mache ihnen die Invasion nicht so schwer. Und dann kamen endlose Ermahnungen über die Achtung fremden Eigentums, die Höflichkeit, welche man den Damen schulde, ein wahrer militärischer Ehrenkodex zum Gebrauche für Eroberer. Er mischte auch einige Bemerkungen über die den Besiegten aufzuerlegenden Friedensbedingungen hinein. Darin war er durchaus nicht anspruchsvoll. „Die Kriegsentschädigung und nichts weiter .. Wozu soll man ihnen Provinzen nehmen? .. Kann man aus Deutschen Franzosen machen?" Mit fester Stimme diktierte er das, und man fühlte eine solche Redlichkeit, daß es unmöglich war, ungerührt zu bleiben.

Inzwischen rückte die Belagerung immer vorwärts, ach, nicht die von Berlin. . . Es war die Zeit der strengen Kälte, der Epidemieen, des Bombardements, der Hungersnot. Aber Dank unserer Fürsorge wurde die Heiterkeit des Greises nicht einen Augenblick getrübt. Bis ans Ende konnte ich für ihn frisches Fleisch, weißes Brot verschaffen. Es gab natürlich nur für ihn allein welches, und man kann sich nichts Rührenderes denken, als ein solches Frühstück des so unbewußt selbstsüchtigen Greises. — Der Alte frisch und heiter auf seinem Bette, die Serviette unter dem Kinn, neben ihm stand seine Enkelin, ein wenig blaß infolge der Entbehrungen, leitete seine Hände, reichte ihm zu trinken, half ihm alle diese guten verbotenen Dinge essen. Dann erinnerte sich der alte Küraſſier, durch das Mahl angeregt, in der Behaglichkeit seines warmen Zimmers, während draußen ein eisiger Wind heulte, seiner Feldzüge im Norden und erzählte uns zum hundertsten Male den schrecklichen Rück-

zug aus Rußland, wo man nur noch gefrorenen Zwieback und Pferdefleisch zu essen hatte. „Begreifst du das, Kleine? Wir aßen Pferdefleisch.“ Sie begriff es nur zu gut, seit zwei Monaten aß sie nichts anderes.

Von Tag zu Tag indessen wurde unsere Aufgabe bei dem Kranken schwieriger. Die Betäubung seiner Sinne und die Erstarrung seiner Glieder begann zu weichen. Zwei- oder dreimal schon hatte ihn der schreckliche Geschützdonner von der Porte-Maillot aufgeschreckt; wie ein Jagdhund hatte er die Ohren gespitzt. Man war genötigt, einen letzten Sieg Bazaines vor den Thoren Berlins zu erfinden, der durch Kanonensalven vor dem Invalidenhotel gefeiert werde. An einem anderen Tage, als man sein Bett ans Fenster gerückt hatte — es war, glaube ich, der Donnerstag von Buzenval — sah er viele Nationalgarden, die sich auf der Avenue de la Grande Armée sammelten. „Was bedeuten denn diese Truppen?“ fragte der gute Alte, und wir hörten ihn murmeln: Schlechte Haltung, schlechte Haltung! Es hatte weiter keine Folgen, aber wir begriffen, daß wir künftig große Vorsicht beachten mußten.

Eines Abends, als ich eintrat, kam mir das Mädchen ganz bestürzt entgegen. Morgen halten sie ihren Einzug, sagte sie. War das Zimmer des Großvaters offen? Thatsache ist, daß er an diesem Abend ein ungewöhnliches Aussehen hatte. Wahrscheinlich hatte er uns gehört. Nur sprachen wir von den Preußen, der Alte dachte an die Franzosen, an den so lang erwarteten Siegeseinzug. Mac Mahon reitet unter Trompetengeschmetter die blumengeschmückte Avenue herunter, sein Sohn zur Seite des Marschalls und er, der Alte, auf

seinem Balkon in voller Uniform, wie bei Lützen, grüßt die durchlöcherten Fahnen und die staubgeschwärzten Adler. . . .

Armer Papa Jouve! Er hatte sich eingebildet, daß man ihn hindern wollte, dem Einmarsch der Truppen beizuwohnen, um ihm eine große Aufregung zu ersparen. Daher hütete er sich wohl, mit jemand darüber zu sprechen; am folgenden Tage aber, gerade zu der Stunde, wo die preußischen Bataillone die lange Straße betraten, die von der Porte Maillot zu den Tuilerien führt, wurde oben leise ein Fenster geöffnet, und der Oberst erschien mit seinem Helm, seinem langen Säbel, seiner ganzen veralteten, ruhmreichen Uniform eines ehemaligen Milhaudschen Küraſſiers auf dem Balkon.

Ich begreife nicht, welche Willensanstrengung ihn dazu befähigt hatte. Sicher ist, daß er hinter dem Geländer aufrecht dastand, erstaunt, die Avenuen so breit, so stumm, alle Fensterläden geschlossen, Paris so düster wie ein großes Lazarett zu sehen; überall Fahnen, aber so sonderbare, weiß mit rotem Kreuz, und niemand, um unseren Soldaten entgegenzugehen. Einen Augenblick glaubte er, daß er sich getäuscht. . . Aber nein! Dort unten hinter dem Arc de Triomphe ertönte ein wirres Brausen, eine schwarze Linie rückte immer näher. . . Dann nach und nach blitzte es von Helmspitzen, die Tambours von Jlena begannen ihre Wirbel, und unter dem Arc de l'Etoile erklang zu dem schweren Tritt der Bataillone und dem Säbelgeraſſel der Siegesmarsch von Schubert.

Da drang durch die düstere Stille des Platzes ein Schrei, ein furchtbarer Schrei: Zu den Waffen, zu den

Waffen, die Preußen! Und die vier Ulanen des Vortrabs ſahen, wie da oben auf dem Balkon ein großer Greis wankte, die Arme ausſtreckte und jäh hinſtürzte.

Diesmal war der Oberſt Jouve wirklich tot. —

Das iſt die Geſchichte von der Belagerung Berlins. Das vollendete kleine Gemälde mag für ſich ſelbſt ſprechen. Nur hinweiſen möchten wir darauf, mit welcher Sicherheit und novelliſtiſchen Leichtigkeit der Verfaſſer die Schwierigkeiten, beſonders die drohende Unwahrſcheinlichkeit des Stoffes vermeidet, wie echt franzöſiſch das Ganze iſt hinſichtlich der Wertſchätzung der Poſe, wie ſie der alte Oberſt liebt und ausübt, wie die Novelle der Zeit entſpricht, aus der ſie ſtammt, in der harmloſen Selbſttäuſchung, mit der der Franzoſe den eigenen Edelmut mit dem rohen Eroberer mißbilligend vergleicht.

Die Künſtlerehen oder richtiger überſetzt: Die Künſtlerfrauen ſind von vornherein als geſchloſſenes Ganze gedacht worden. Der Dichter hat bei gleicher Tendenz doch für möglichſt große Abwechslung in Form und Inhalt der einzelnen Novellen Sorge getragen. Es finden ſich einfache Erzählungen, wie in den meiſten Montagsgeſchichten, daneben aber die Form des Briefes, des aufgefundenen Brieffragments; dasſelbe Thema wird wie vor Gericht von Kläger und Beklagtem mit allem Nachdruck der Ueberzeugung von zwei Seiten her behandelt; oder wir haben gar keine Fabel, ſondern nur ein Intérieur, ein andermal eine Skizze, in wenig Strichen nur, halb ausgeführt, wie eben Skizzen ſind; auch eine romantiſche Geſchichte mit Geiſterſpuk, wie ſie Daudet liebt, fehlt nicht, kurz, die Anlage der einzelnen Erzählungen iſt mannigfaltig genug, und ebenſo wechſeln ſie in ihrer

Haltung ab, indem tragiſches, komiſches und gehaltenes ſich in bunter Reihe findet.

Dem Inhalt nach bietet das Buch Illuſtrationen zu einer Streitfrage, wie ſolche die lateiniſche Raſſe von jeher in ihrer Litteratur erwogen hat, wie ſie z. B. von den römiſchen Juriſten und Rhetoren der Nachwelt zu Dutzenden überliefert ſind. Das Thema heißt bei unſerem Autor: ſoll ein Künſtler heiraten oder nicht?, und wird in dem Vorwort der Sammlung von einem Dichter und Maler in ernſthafter Unterredung theoretiſch erörtert; dieſer ſpricht gegen das Heiraten, jener dafür, und als der Maler den Dichter nicht zu ſeiner Anſicht bekehren kann, giebt er ihm ein Manuſkript, nach deſſen Lektüre er wohl ſeine Meinung ändern werde. Dies fiktive Manuſkript ſind eben die zwölf Novellen unſerer Sammlung.

Nun war aber der Verfaſſer, wie jeder wußte oder leicht erfahren konnte, ſelbſt verheiratet, und ſo bedeutete dieſe Tendenz nicht eben eine Schmeichelei für ſeine Frau. Solcher Nutzanwendung auf ſein eigenes Leben hat deshalb Daudet von vornherein die Spitze abgebrochen, indem er im Vorwort erklärt, daß das kleine Werk von einem Mann geſchrieben ſei, der ſelbſt verheiratet, ſeine Frau herzlich liebe und ſich ſehr glücklich fühle. Zugleich ſetzt er hinzu, was für den Inhalt des Buches wie für ſeine Art zu arbeiten von Intereſſe iſt, daß alles, was er hier ſchildere, von der erſten bis zur letzten Seite wahr ſei. Er hatte eben lange genug unter Künſtlern gelebt, um viele dieſer Ehen kennen zu lernen; da griff er mit kühner Hand in das volle Leben, und indem er die Wirklichkeit poetiſch abrundete, rückte er ſie zugleich in die ſeinem Problem entſprechende Beleuchtung.

Die einzelnen Geſchichten bieten des Intereſſanten genug. In der erſten haben wir die Ehe des leidenſchaftlichen, üppigen Schriftſtellers Heurtebiſe, der voll Selbſtbewußtſein und Herausforderung die Naſe hoch durch das Leben trägt, mit der ſimplen Tochter eines Bijouteriehändlers von gefälligem Ausſehen, tadellos ſauberer Kleidung und einer niedlichen ſchmalen Stirn, auf der das Fehlen von Runzeln weniger die Jugend als den vollſtändigen Mangel an Gedanken verrät. In der zweiten entläuft eine Frau ihrem erheblich älteren, etwas philiſtröſen Manne, um mit ihrem Ideal, dem unwiderſtehlichen Salondichter Amaury zuſammen zu leben; bald aber kehrt ſie ernüchtert zurück, höchſt erfreut, daß der erſte Mann ſie nach langem Bitten wieder aufnimmt. Dann blicken wir in die ſchlimme Ehe eines Dichters mit einer Italienerin, der aller Reiz ihrer Jugend entſchwunden und nichts geblieben iſt, als die Gaſſenroheit und das Banauſentum ihrer urſprünglichen Umgebung. Weiterhin die Ehe eines Sängers und einer Sängerin, wo der Künſtlerneid an der Seele des Mannes frißt, ſo daß er die eigene Frau auspfeifen läßt. Wie ein Gegenſtück zum Pegaſus im Joche mutet eine andere Novelle an, wo ein Künſtler mit ſprunghaften Neigungen an eine ſolide und hausbackene Bürgerstochter gekettet iſt; beide legen dem Leſer ihren Fall klar, beide haben ſie recht und fühlen ſich beide entſetzlich unglücklich. Wir blicken in die fröhliche Zigeunerwirtſchaft des Bildhauers Simaiſe und in die Ehe eines anderen Bildhauers, deſſen Frau von Eiferſucht auf die Modelle gequält, auf den luſtſpielartigen Einfall gerät, ihrem Mann ſelbſt Modell zu ſtehen, und dieſen Vorſatz mit reizender Schamhaftigkeit

ausführt. In der neunten Geschichte schlägt die Witwe eines berühmten Musikers, neben dem sie zeitlebens eine nur geduldete, unglückliche Existenz geführt hat, aus dessen Nachruhm Kapital, indem sie damit den zweiten Mann fügsam und unterthänig macht.

Einige von den Novellen stehen nur dadurch in einem losen Zusammenhang mit der Sammlung, daß die Helden zufällig Künstler und verheiratet sind; der Konflikt dieser Ehen entspringt nicht aus dem Künstlertum der Gatten. In der einen Erzählung handelt es sich um eine lustspielhafte Ehescheidungsgeschichte, in einer anderen sehen wir eins dieser ungesetzlichen Verhältnisse, wie es aus den sentimentalen Schilderungen Pariser Novellistik sattsam bekannt ist; in Komtesse Irma wird die Mesalliance des Schriftstellers Grafen von Athis-Mons mit einer Bäuerin geschildert, die es schließlich versteht, vermittelst ihres Sohnes die ihr gebührende Stellung in dem gräflichen Hausstande zu erobern, in den Geständnissen des palmengestickten Rockes hören wir, wie die Frau eines Bildhauers ihrem Mann durch galante Zugeständnisse in die Akademie verhilft.

Die poetische Détailarbeit, d. h. besonders die stilistische Behandlung, ist weder hier noch in den Montagsgeschichten so, wie wir sie sonst als Daudets Eigentümlichkeit kennen. Der Stoff, also hier die richtige Beleuchtung des Problems und der psychologische Aufbau der Charaktere, stehen so im Vordergrunde, daß Einzelheiten kaum hervortreten. Selten findet sich die berühmte Ironie Daudets, selten Originalitäten im Stil, wie z. B. der Vergleich, nach dem die junge Frau so unschuldig war wie der Waldrabe im Garten ihres Gatten. Es erweckt

faſt den Eindruck, als habe der Dichter ſeine Neigung zu poetiſcher Kleinmalerei, der ſchon früher ſo herrliche Blüten duftigſter Poeſie entſproſſen, mit Abſicht unterdrückt.

Die „Briefe aus meiner Mühle“ bilden inſofern einen Gegenſatz zu den Künſtlerehen, als es dort auf ſcharfe Herausſtellung des Problems und feine Charakterzeichnung ankam; hier dagegen herrſcht poetiſche Stimmung in entzückender Reinheit. Der Dichter unterzeichnete die Briefe zuerſt mit dem Pſeudonym Marie Gaſton, nach einer rührenden Geſtalt aus Balzacs „Menſchlicher Komödie“, und etwas rührend Kindliches haben die meiſten dieſer Novellen. Dabei ſind ſie ein Zeugnis ſonniger Schöpferkraft und Schaffensfreude. Der Dichter hat in der That hier gleich zuerſt einen Gipfel ſeiner Kunſt erklommen, wenn er dieſe einzigen kleinen Geſchichten erzählt voll ſchönerer Lyrik, als er ſie in ſeinen Gedichten je erreicht, mit ſeinem ſchwarzlockigen Künſtlerkopf ein ſüdfranzöſiſcher Apoll ſchon mit ſeinem 26. Jahre.

Die Sammlung iſt durchaus als Cyklus angelegt. Daudet zieht freudigen Herzens, das rußige, lärmende Paris verlaſſen zu haben, in dies duftende, ſonnige Winkelchen der Provence in die alte Mühle von Pamperigouſte, 1000 Meilen weit von Droſchken, Zeitungen und Nebel. Hier lebt er teils allein, teils mit einer benachbarten provençaliſchen Schloßherrſchaft vom alten Schlage der gaſtfreien, ehrlichen Südländer. Mancherlei erlebt er, manches läßt er ſich erzählen von den treuherzigen Landleuten, Knechten und Fuhrleuten ſeiner Umgebung, Erinnerungen tauchen empor an Algier und Korſika, einiges ſpinnt die freiſchaffende Phantaſie ihm

aus, befruchtet vom Hauche der sonnigen Heimat. All das schreibt er den Freunden nach Paris in seine Zeitungen, bis ihn schließlich die Sehnsucht wieder erfaßt nach der Aufregung des Lebens und Treibens in der menschenwimmelnden Hauptstadt und er mit den Worten endigt: „Ach, Paris, Paris .... und immer Paris!" So wird aus frohem Einzug und sehnsuchtsvoller Rückkehrstimmung ein Ganzes.

Es ist das Lieblingsbuch des Dichters bis in sein Alter geblieben, und wer seine Werke kennt, wird ihm beistimmen, daß es gewiß nicht die bedeutendste, aber die lieblichste seiner Schöpfungen ist. Wie zart und fein und duftig ist die Erzählung des provençalischen Hirten, welcher der heimlich geliebten Tochter seines Herrn den nächtlichen Sternenhimmel erklärt, wie reizvoll ist die Geschichte des päpstlichen Maultiers aus einer Redensart des Volkes herausgesponnen bis zu dem humoristischen Schlußknalleffekt, der sie wie ein duftiges Glanzfeuerwerk in die Luft bläst. Dazwischen die mittelalterliche Burleske von dem Pfarrer von Cücügnan, der mit schalkhafter Bauernschlauheit seine räudigen Pfarrkinder in die Kirche bringt, dann wieder die innigste moderne Fassung des Philemon- und Baucismotivs, zwei ungereimte Balladen, wo der Dichter sich als vollkommenes Naturkind offenbart, das die Sprache von Pflanzen und Vögeln und allerhand Getier versteht, wie die ersten Menschen im Paradiese. Auch ernsthaftes darunter mit milder Verschönlichkeit vorgebracht wie die Geschichte von dem spöttelnden und lästernden Pariser mit den Haaren seines Töchterchens in der Brieftasche, oder mit grimmiger Wahrhaftigkeit, wie die Sage von dem Mann mit dem goldenen Gehirn.

Aber ſchnell weicht der Ernſt wieder dem niedlichen Humor in der etwas ketzeriſchen und leichtfertigen Anekdote von dem Elixier des ehrwürdigen Paters Gaucher oder irgend einem Stimmungsbild aus der jetzigen oder früheren Umgebung des Verfaſſers.

Ueber die äußere Geſchichte der Sammlung macht Daudet ſelbſt in ſeinen Erinnerungen einige Angaben. Die erſten „Briefe aus meiner Mühle“ erſchienen ungefähr 1866 in einer Pariſer Zeitung und erregten einiges Aufſehen. Der Gaſton des unterzeichneten Doppelpſeudonyms „Marie Gaſton“ war ein Landsmann, Paul Arène, der einen, wenn auch ſehr geringen, Anteil daran hatte und bald ſich ebenfalls litterariſch ganz auf eigene Füße ſtellte. So ſetzte er denn die Skizzen allein nach Luſt und Laune fort in ſeiner ſehr unregelmäßigen Lebensführung. Sie wurden unterbrochen, dann einmal gänzlich aufgegeben, ſchließlich verheiratete ſich der Verfaſſer. Er nahm ſeine junge Frau mit in die Provence, um ihr ſeine Mühle zu zeigen. Nichts hatte ſich bei Land und Leuten verändert. Gaſtfreundlich wurde auch für die „Neue“ bei der patriarchaliſchen Schloßherrſchaft ein Couvert zu der Abendtafel aufgelegt. Sie ſaß an der Seite ihres Mannes auf der Plattform der Mühle, wo die heftig wehende Tramontana ihr Vergnügen daran hatte, die feine Pariſerin zu zerzauſen. Von neuem von der Heimat gefeſſelt begann Daudet nach der Heimkehr eine zweite Serie für den Figaro, in Champroſay geſchrieben. Beide Serien zuſammen erſchienen als Buch bei Hetzel im Jahre 1869 und erreichten mit Mühe zwei Auflagen. Endlich, als die großen Romane den Verfaſſer berühmt gemacht hatten, wurden auch ſie von neuem gekauft und

sind jetzt eins der populärsten Bücher der französischen Litteratur.

Als eine Probe geben wir die stimmungsvolle Erzählung des provençalischen Schafhirten von den Sternen; sie ist nicht spannend, aber sie läßt sich langsam lesen, auch vorlesen, und man kann sogar neben den Augen auch die Seele mitlesen lassen.

Die Sterne.

Erzählung eines provençalischen Schäfers.

Zur Zeit, als ich die Tiere auf dem Luberon hütete, blieb ich ganze Wochen, ohne eine lebende Seele zu sehen, allein auf der Weide mit meinem Hund Labri und meinen Schafen. Von Zeit zu Zeit kam der Eremit von Mont de l'Ura vorbei, um Kräuter zu suchen, oder ich bemerkte das schwarze Gesicht eines Piémontesischen Köhlers, aber das waren einfältige Leute, schweigsam dank ihrer Einsamkeit, die den Geschmack am Sprechen verloren hatten und nichts davon wußten, was man sich unten in den Dörfern und Städten erzählte. — Alle vierzehn Tage auch war ich wahrhaft glücklich, wenn ich auf dem aufsteigenden Wege die Glöckchen des Maulesels unseres Pachthofes hörte, der mir Vorräte für vierzehn Tage brachte, und wenn ich allmählich auf der Höhe den aufgeweckten Kopf des kleinen Meierjungen oder den roten Kopf der alten Tante Norade auftauchen sah. Ich ließ mir die Neuigkeiten aus dem Lande da unten erzählen, die Taufen, die Hochzeiten, aber was mich zumeist interessierte, war, zu erfahren, wie es der Tochter meiner Herrschaft, unserem Fräulein Stephanette, ginge, der Schönsten auf zehn Meilen im Umkreis.

Ohne auszuſehen, als ob ich zuviel Intereſſe daran hätte, erkundigte ich mich, ob ſie viel zu den Feſten, den Abendunterhaltungen ging, ob ſie wieder neue Anbeter hätte; und denjenigen, die mich fragen werden, was dieſe Sachen da mich angingen, mich armen Gebirgshirten, werde ich antworten, daß ich 20 Jahre zählte, und daß dieſe Stephanette das allerſchönſte war, was ich in meinem Leben geſehen.

Einſtmals, als ich an einem Sonntag die Lebensmittel für vierzehn Tage erwartete, ereignete es ſich, daß ſie erſt ſehr ſpät kamen. Morgens ſagte ich mir: „Es iſt wegen des Hochamtes“; dann, als gegen Mittag ein großes Gewitter kam, daß der Mauleſel wegen des ſchlechten Zuſtandes der Wege nicht hätte vorwärts kommen können. Endlich, gegen drei Uhr, als der Himmel ſich ausgewaſchen hatte und die Berge von Waſſer und Sonne erglänzten, hörte ich durch das Herabtröpfeln von den Blättern und das Austreten der geſchwellten Bäche hindurch den Ton der Mauleſelglöckchen, ſo heiter, ſo munter wie ein großes Glockenſpiel am Oſtertage. Aber es war weder der kleine Junge noch die alte Norade, die ihn führten. Es war, ratet einmal wer: — unſer Fräulein, meine Kinder, unſer Fräulein, zwiſchen den Weidenkörben ſitzend, ganz rot von der Bergluft und der Erfriſchung des Gewitters. Der Kleine war krank, Tante Norade zur Erholung bei ihren Kindern. — Die ſchöne Stephanette erklärte mir all das, indem ſie von dem Mauleſel abſtieg und auch, daß ſie ſo ſpät käme, weil ſie den Weg verloren hatte; aber als ich ſie ſo wohl in ihrem Sonntagsſtaat ſah, mit ihrem durchblümten Band, ihrem leuchtenden Rock und ihren Spitzen, hatte

sie eher das Aussehen, sich bei irgend einem Tanz aufgehalten als ihren Weg im Gebüsch gesucht zu haben. Oh, dies niedliche Geschöpf! Meine Augen wurden nicht müde, sie anzusehen. Es ist wahr, daß ich sie niemals von so nah gesehen hatte. Manchmal im Winter, wenn die Herde in die Ebene hinabgestiegen war und ich zum Abendbrot in das Gehöft eintrat, ging sie schnell durch das Zimmer, ohne jemals zu den Dienstleuten zu sprechen, immer geputzt und ein wenig stolz. Und jetzt hatte ich sie da vor mir, nur für mich allein, war das nicht um den Kopf zu verlieren? Als sie die Vorräte aus dem Korb gezogen, schaute Stephanette neugierig um sich. Indem sie ein wenig ihren schönen Sonntagsrock, der hätte verdorben werden können, aufhob, trat sie in den Stall, wollte den Winkel sehen, wo ich schlief, eine Strohkrippe, meinen großen an der Wand hängenden Schäferhut, meinen Krummstab, meinen Feuerstein. All das amüsierte sie. „Also hier lebst du, mein armer Schäfer? Wie du dich langweilen mußt, immer allein zu sein! Was thust du? Woran denkst du?“ Ich hatte Lust zu sagen: „Immer an Euch, Herrin!“ und ich würde nicht gelogen haben; aber meine Verlegenheit war so groß, daß ich noch nicht einmal ein Wort finden konnte. Ich glaube wohl, daß sie es bemerkte, und daß die Böse ein Vergnügen hatte, meine Verlegenheit zu erhöhen durch ihre Bosheiten. „Und kommt deine Braut dich auch manchmal besuchen, Schäfer? Das muß sicherlich die goldene Ziege sein oder diese Fee Esterella, welche nur an den Spitzen der Berge erscheint!“ — Und sie selbst sah, während sie zu mir sprach, wie die Fee Esterella aus, mit dem hübschen Lächeln ihres zurückgeworfenen Kopfes,

und ihrer Eile, fortzukommen, die aus dem Beſuch eine Erſcheinung machte. „Adieu, Schäfer!“ „Adieu Herrin!“ — Und fort war ſie, ihren leeren Korb mit fortnehmend. Als ſie auf dem abſteigenden Fußweg verſchwand, ſchien es mir, als ob die unter den Stapfen des Mauleſels rollenden Kieſelſteine mir einer nach dem andern aufs Herz fielen. — Ich hörte ſie lange, lange und bis zum Ende des Tages blieb ich wie im Traum, nicht wagend, mich zu rühren, aus Furcht, meinen Traum zu verſcheuchen. Gegen Abend, als die Tiefen der Thäler anfingen blau zu werden und die Tiere ſich blökend an einander drängten, um in den Stall zu gehen, hörte ich, wie man mich vom Abhang her rief, und ich ſah unſer Fräulein erſcheinen, nicht mehr lachend wie vorher, aber zitternd vor Angſt, Kälte und Näſſe. Es ſchien, daß ſie unten die Sorgue vom Gewitterregen angeſchwollen gefunden hatte, und daß ſie in Gefahr geweſen war, zu ertrinken, als ſie ſie um jeden Preis überſchreiten wollte. Das Schreckliche war, daß man zu dieſer nächtlichen Stunde niemals daran denken konnte, ins Gehöft zurückzukehren; denn dahindurch würde unſer Fräulein ſich nie allein auf dem Weg haben zurechtfinden können, und ich konnte die Herde nicht verlaſſen. Dieſer Gedanke, die Nacht auf den Bergen zuzubringen, quälte ſie ſehr, vor allem wegen der Unruhe der Ihrigen. Ich tröſtete ſie, ſo gut ich konnte. „Im Juli ſind die Nächte kurz, Herrin, es iſt nur wie ein ſchlechter Augenblick“. Und ich zündete raſch ein großes Feuer an, um ihre Füße und ihren vom Waſſer der Sorgue ganz durchnäßten Rock zu trocknen. — Dann holte ich ihr Milch, kleine Käſe; aber die arme Kleine dachte weder daran, ſich zu wärmen noch zu

eſſen, und beim Anblick der dicken Thränen, die in ihren Augen ſtanden, hatte ich Luſt, ebenfalls zu weinen. — Indeſſen war die Nacht ganz plötzlich herangekommen. Auf den Berggipfeln lag nur noch ein Sonnenſtäubchen, ein Hauch vom Licht der untergegangenen Sonne. Ich wollte, daß unſer Fräulein eintrat, um im Stall zu ruhen. Nachdem ich auf dem friſchen Stroh ein ſchönes, ganz neues Fell ausgebreitet, wünſchte ich ihr gute Nacht und ging, mich draußen vor die Thür hinzuſetzen. . . . Gott iſt mein Zeuge, daß mir trotz des Liebesfeuers, das mir im Blute brannte, kein ſchlechter Gedanke kam, nichts als ein großer Stolz, zu denken, daß in einem Winkel des Stalles, ganz nahe der neugierigen Herde, die ſie ſchlafen ſehen konnte, die Tochter meiner Herrſchaft ruhte, wie ein Schäflein, koſtbarer und weißer, als all die anderen, meiner Wache anvertraut. — — Niemals war mir der Himmel ſo tief, die Sterne ſo leuchtend erſchienen. — Plötzlich öffnete ſich das Stallthor und die ſchöne Stephanette erſchien. Sie konnte nicht ſchlafen, die Tiere machten Geräuſch beim Bewegen mit dem Stroh, oder blökten in ihren Träumen. Sie wollte lieber nahe ans Feuer herangehen. Als ich dies ſah, warf ich ihr mein Ziegenfell auf die Schultern, ſchürte die Flamme und wir blieben einer neben dem andern ſitzen, ohne zu ſprechen. Wenn ihr jemals die Nacht unter freiem Himmel verbracht habt, wißt ihr, daß zur Stunde, wo wir ſchlafen, eine geheimnisvolle Welt in der Einſamkeit und Stille erwacht. Da ſingen die Quellen viel heller, die Weiher zünden kleine Flammen an. All die Berggeiſter kommen und gehen frei einher, da giebt es Streifen in der Luft, unwahrnehmbare Ge-

räuſche, als ob man die Zweige treiben und das Gras wachſen hörte. Der Tag iſt das Leben der Weſen, aber die Nacht iſt das Leben der Dinge. Wenn man es nicht gewohnt iſt, macht es einem Angſt. Auch unſer Fräulein ergriff ein Schauer, und bei dem geringſten Geräuſch drängte ſie ſich an mich heran. Einmal ſtieg ein langer, melancholiſcher Schrei aus dem tief unten leuchtenden Weiher im Verhallen zu uns herauf. Im ſelben Augenblick fiel eine ſchöne Sternſchnuppe über unſere Köpfe hinweg in derſelben Richtung nieder, als ob dieſe Klage, die wir vernommen, ein Licht mit ſich trüge. . . . „Was iſt das?“ fragte mich Stephanette mit leiſer Stimme. „Eine Seele, die ins Paradies eingeht, Herrin“, und ich bekreuzte mich. Sie that es gleichfalls und blieb einen Moment ſehr nachdenklich, den Kopf zum Himmel gewandt. Dann ſagte ſie zu mir: „Es iſt alſo wahr, Schäfer, daß Ihr Zauberer ſeid?“ — — „Keineswegs, Fräulein; aber hier leben wir nahe den Sternen und wiſſen beſſer, was dort vorgeht, als die Leute der Ebene.“ Sie ſah immer noch nach oben, den Kopf in die Hand geſtützt, vom Schafpelz umrahmt wie ein kleiner himmliſcher Hirt. „Was es dort giebt! Wie ſchön das iſt! Niemals habe ich ſoviel geſehen! Weißt du ihre Namen, Schäfer?“ Gewiß doch, Herrin.“ Sehen Sie, gerade über uns, da iſt die Milchſtraße, der Weg des heiligen Jakob. Sie geht von Frankreich direkt nach Spanien. Der heilige Jakob von Gallien hat ſie gezeichnet, um dem tapferen Karl dem Großen den Weg zu zeigen, als er mit den Sarazenen Krieg führte. Weiter davon ſehen Sie den „Seelenwagen“, den großen Bär mit ſeinen vier funkelnden Achſen. Die drei vorderen Sterne ſind die drei Tiere,

und dieser ganz kleine ist der Fuhrmann. Sehen Sie rings umher diesen Sternenregen, der fällt, das sind die Seelen, die der liebe Gott nicht bei sich haben will. Ein wenig tiefer ist das Rad oder die drei Könige (Orion). Diese dienen uns als Uhr. Nur wenn ich sie ansehe, weiß ich jetzt, daß Mitternacht vorbei ist. Ein wenig tiefer immer noch gegen Mittag glänzt „Johann von Mailand", das große Licht unter den Sternen (Sirius), von diesem Stern erzählen sich die Schäfer folgendes: Es scheint, daß in einer Nacht Johann von Mailand mit den drei Königen und dem Siebengestirn (den Plejaden) zur Hochzeit eines befreundeten Sternes eingeladen waren. Das Siebengestirn, das mehr Eile hatte, reiste, sagt man, zuerst ab und nahm den Weg hoch oben. Sehen Sie, da oben, hoch am Himmel. — Die drei Könige schritten niedriger ab und holten es ein; aber dieser Faulpelz von Johann von Mailand, der zu lange geschlafen hatte, blieb ganz und gar zurück und warf ihnen, um sie aufzuhalten, voller Wut seinen Stock nach. Deshalb heißen die drei Könige auch „Johann von Mailands Stock". — Aber der schönste von allen Sternen, Herrin, ist der unsrige, das ist der Stern der Hirten, der uns in der Morgendämmerung leuchtet, wenn wir die Herde herausführen, und ebenfalls des Abends bei der Heimkehr. Wir nennen ihn auch ‚Maguelonne', die schöne Maguelonne, die hinter ‚Peter von Provence' herläuft und sich alle sieben Jahre mit ihm vermählt." „Wie, Schäfer, es giebt also Hochzeiten unter den Sternen?" „Ja, gewiß, Herrin." Und als ich versuchte, ihr zu erklären, wie die Heiraten beschaffen wären, fühlte ich etwas Kühles, Feines leicht auf meiner Schulter lasten. Es war ihr

vom Schlummer schwer gewordener Kopf, der sich mit hübschen zerknitterten Bändern, Spitzen und lockigem Haar an mich schmiegte. — Sie blieb so, ohne sich zu rühren, bis zu dem Moment, wo die Sterne am Himmel, vom einbrechenden Tage verdunkelt, erblichen. — Ich beobachtete ihren Schlaf, in meinem innersten Sein etwas verwirrt, aber unter dem heiligen Schutz dieser schönen, klaren Nacht, die mir niemals andere als schöne Gedanken eingiebt. Um uns herum führten die Sterne ihren stillen Reigen, wie eine große folgsame Herde, und für Augenblicke bildete ich mir ein, daß einer von diesen Sternen, der Schönste, der Strahlendste, sich verirrt und auf meine Schulter gesenkt habe, um ein wenig zu schlafen . . . . .

Soweit die Erzählung des provençalischen Hirten. Die Mühlenbriefe sind wunderbare Geschichten von einer köstlichen Feinheit. Aber man darf nicht zuviel auf einmal davon genießen. Zum gleichgiltigen Lesen sind sie zu schade, zum flüchtigen zu langweilig, denn die feinen Striche verschwimmen dann, und es ist nichts sensationelles an ihnen. Dem langsamen aber und mit Achtung lesenden erschließen sie ihren vollen Duft, und ist jede einzelne in ihrer Art wunderbar. Wem aber Feierabendfrieden in der Seele ruht, daß die ziehenden Wolken und die zierlichen Gräser auf der Wiese und alles Getier zu ihm reden und er sich eins fühlt mit seinem Gott und der Schöpfung, der mag am besten diese Geschichten lesen. Erzeugen allerdings können sie solche Sabbatruhe nicht, dazu ist ihr Verfasser nicht fortreißendes Temperament genug, aber sie mögen sie finden helfen und feiern. —

Das sind so die klassischen unter Alphonse Daudets

Novellen; natürlich hat er auch später noch zwischen den umfangreicheren Arbeiten, wenn gelegentlich ein kleinerer Stoff lockte oder die Journale den berühmt gewordenen zu sehr drängten, Geschichten kleineren Umfangs, Reminiszenzen und dergleichen geschrieben, zum Teil in der ganzen Feinheit seiner vollendeten Stil- und Stimmungskunst, zum Teil von lebhaftem Interesse, besonders wenn er über seine Dichtungen und deren Entstehung spricht, aber wesentlich Neues hat er in diesen späteren kleinen Arbeiten nicht mehr gebracht, die Höhe der früheren in wenigen erreicht, in keiner übertroffen.

Wir nennen der Vollständigkeit halb einige dieser Nachkömmlinge:

Die Fédor (la Fédor) heißt eine Sammlung nach der ersten Novelle, deren Titelheldin eine Schauspielerin Namens Fédor ist. Sonst ist Daudet hier noch einmal in die alten Erinnerungen hinabgetaucht; eine Stimmungsschilderung aus der Belagerung von Paris findet sich, eine Erinnerung an Morny, eine ausführlichere an seinen Aufenthalt in Korsika, ein Bild aus der berühmten Salpétrière und zum Schluß, wie öfter, ein Weihnachtsmärchen. Die „Geschichtsstunde", offenbar im Hinblick auf den des Verrats angeschuldigten Bazaine geschrieben, ist das eigenartigste Stück der Sammlung.

In der kleinen Kollektion Guillaume, dieser Sammlung zierlicher Luxusausgaben, zeigt der Verleger eine Geschichte Alphonse Daudets an, betitelt „l'enterrement d'une étoile", zu Deutsch: „Das Begräbnis eines Sterns" oder besser „ein begrabener Stern". Dieser begrabene Stern ist die Fédor, die Titelheldin der eben genannten Novelle, und beide Geschichten sind Wort

für Wort die gleichen, nur mit anders lautender Ueberschrift.

In der kleinen Bibliothek Charpentier ist eine Sammlung „Ausgewählte Erzählungen“ (contes choisis) erschienen, hübsch ausgestattet mit zwei Radierungen von Edmond Morin: Es ist eine Zusammenstellung verschiedener anderweitig gedruckter Novellen, besonders aus den Montagsgeschichten.

Arlatans Schatz (le trésor d'Arlatan) ist eine umfangreichere Novelle, die in der von H. Laurent-Desrousseaux mit stimmungsvollen Buntbildern illustrierten Ausgabe die Jahreszahl 1897 trägt; jedenfalls ein Produkt aus des Dichters später Zeit. Das erkennt man an der gequälten peinlichen Handlung und dem hysterischen Charakter der Heldin. Das Beste an dem Buche sind wieder die Stimmungsbilder aus der Camargue, jenem Teil der Provence, dem schon in den Mühlenbriefen ein Abschnitt gewidmet war.

Ein besonderes Interesse flößen unter den kleinen Schriften die beiden autobiographischen Sammlungen ein, betitelt „Dreißig Jahre Paris“ (trente ans de Paris) und „Erinnerungen eines Schriftstellers (souvenirs d'un homme de lettres); jenes trägt die Jahreszahl 1888, dieses ist undatiert, fällt aber sicher später. Es lag nicht in des Dichters Art und Absicht, eine ausführliche Selbstbeschreibung seines Lebens zu geben. Er fand mehr Behagen daran, zwanglos in seinen Erinnerungen herumzublättern und zu geschlossenen kleinen Bildern abzurunden, was ihm des Erzählens wert dünkte. Die einzelnen Artikel, die so etwa den Umfang einer Novelle enthielten, erschienen in verschiedenen Journalen

des In- und Auslandes und wurden schließlich zu den obengenannten beiden Büchern zusammengestellt. Im ganzen erhält man, wenn auch sprunghaft und nicht ohne Lücken, ein treues und anziehendes Bild von dem Thun und Wesen des Verfassers. Zwanglos, ohne sich zu spreizen oder schön zu färben, erzählt er mit einem Lächeln, dem eine leichte Ironie und leise Resignation nicht fehlen, von seiner Ankunft und dem ersten Aufenthalt in Paris, von den Gesellschaften, in denen er seinen ersten Frack spazieren führte, von den litterarischen Salons und seinem Leben in der Bohème. Wir empfinden mit ihm die Aufregung bei der Première seines ersten Stückes und hören seine Erlebnisse während des Krieges. Die Zeit seines Sekretariats bei Morny übergeht er auffälligerweise.

Einige Episoden seinen Lebens werden breiter ausgemalt, wie die von dem Tamburinschläger, der nachmals im „Numa" eine so bedeutende Rolle erhielt, oder wie die Begegnung mit einem befreundeten Musiker. Dazwischen finden sich Charakteristiken von Schauspielern und andern berühmten Leuten seines Verkehrs, wie Villemessant, Rochefort, Turgenjeff, und unter dem jeweiligen Titel etwas von der „Geschichte seiner Bücher", interessante Angaben über Entstehung und äußere Umstände einiger Hauptwerke. Die Serie schloß, als Daudet seine Mitarbeiterschaft an dem russischen Journal „Nouveau temps" aufgab, und behandelt außer den Mühlenbriefen den kleinen Dingsda, Tartarin aus Taraskon, Jack, Fromont, Numa, die Könige im Exil. — So werden die beiden Bände der Erinnerungen immer eine Hauptquelle für die Erkenntnis unseres Dichters bleiben, und er darf

mit dem Eindruck, den ſie bei der Nachwelt hinterlaſſen, wohl zufrieden ſein. Ein freundlicher Genius hat ihm die Feder geführt, daß er zu wohlmeinendem Sinn und ehrlichem Inhalt die edle Form fand, die ihm und ſeinem Denkmal entſprach.

VII. Daudets Dramen.

Wie die Novellen gehört auch Daudets dramatische Dichtung nach Stärke und Intensität in die Zeit seines Aufenthalts bei Morny, um nachher allerdings, wie jene, zeitlich weit darüber hinaus zu wachsen.

Daß der Dichter sich einmal früher oder später zum Theater wendete, durfte niemand überraschen, der sich nach der Lektüre jener liebenswürdigen Verserzählungen von Rotkäppchen, Amor als Trompeter usw. fragte, nach welcher Richtung sich ihr Verfasser einmal entwickeln würde. Der ganze Anhang der Amoureuses war ja nach einem dramatischen Schema angelegt, das zwar zuerst nichts als eine originelle Form des Erzählens bedeutete, dessen Technik sich aber zusehends vervollkommnete und strenger wurde. Auch war ihm ja von jenem ersten Tage in Paris an, wo er mit seinem Bruder im kalten Morgengrauen um das Odeon herumlief, dieses Theater mit seiner Säulenhalle und dem tempelartigen Aussehen als das Ziel aller Wünsche erschienen. Wie oft hatte er nicht, halbes Kind wie er noch war, den fruchtlosen Versuch

gemacht, sich heimlich durch die niedrige Thür zu schmuggeln, welche die Schauspieler benutzten, wie oft hatte er pochenden Herzens berühmte Schriftsteller wie Flaubert mit jenen dort eintreten sehen. Es war ja auch so verständlich, daß er, der einst ein berühmter Dichter werden wollte, am liebsten sich auf dem Gebiete der Litteratur seine Lorbern erworben hätte, welches die unmittelbarste Wirkung auf das Publikum gestattete. Nun traf er im Kabinett Mornys einen Spezialkollegen, mit dem ihn nicht nur alsbald eine große persönliche Sympathie verband, sondern der sich auch als einen gleichstrebenden Genossen in der Dichtkunst erwies. Ernest L'épine hatte sogar schon einige wirkliche Theaterstücke, kleine Lustspiele und Bluetten, verfaßt. Was Wunder, daß die gleiche Neigung bei beiden ein erhöhtes Streben entfachte, und daß sie beschlossen, in gemeinschaftlicher Arbeit ein Drama zu verfassen. Flugs machten sie sich ans Werk, und so entstand Daudets erstes Theaterstück „Das letzte Ideal".

Der kleine Einakter hat folgenden Inhalt: Der fünfundsechzig Jahre alte Herr Ambroix lebt glücklich mit seiner dreißig Jahre jüngeren Gattin. Er hat das Leben genügend kennen gelernt, sodaß der Glaube an Ideale ihm fast ganz geschwunden ist, besonders seit vor acht Jahren auch sein letzter Freund sich plötzlich von ihm gewandt hat. Es war ein liebenswürdiger junger Mann, dem Ambroix innig zugethan war — bis der Ungetreue ohne jede Veranlassung davonging und ihm nichts als die Erinnerung an gemeinsam froh verlebte Stunden und sein Porträt hinterließ. Dieses Bild hat seit vier Monaten seinen Platz an der Wand aufgeben müssen; wie Gertrude, des Alten Frau, sagt, war der Rahmen zerbrochen,

und die Reparatur zog sich ungebührlich in die Länge. Gertrud ist ihrem Mann allein geblieben, an sie glaubt er felsenfest, sie ist sein Ideal von Treue, Liebe, Hingebung — sein letztes Ideal. Eben macht sie sich zum Kirchgang fertig; Ambroix spöttelt über ihre vielen frommen Uebungen, läßt sie aber natürlich willfahren und bleibt allein, bis der Postbote mit einem Paket für seine Frau kommt. Unbesorgt öffnet es der Gatte, da es offenbar Leopolds Bild enthält. Jedoch nicht der Einrahmer sendet es — ein beiliegender Brief ergiebt, daß es direkt von Odessa kommt und ebenso wie der zugesandte Brief nicht mehr an Leopold ausgehändigt werden konnte, da dieser bereits vor zwei Monaten gestorben. Nun sucht und findet Ambroix auch diesen zweiten Brief; Gertrude teilt darin dem ehemaligen Freunde ihres Gatten mit, daß sie acht Jahre den Anblick des Bildes jenes Mannes ertragen, mit dem sie vier Jahre lang ihren gläubigen Gemahl betrogen; jetzt hielte sie nicht länger diese Qual aus und schicke ihm deshalb sein Porträt. Ambroix kann es kaum fassen, sein Weib, für ihn die Personifikation der Treue und Liebe, hat ihn betrogen mit einem, den er für seinen Freund gehalten. Mit dem Gefühle der erlittenen Schmach flammt noch einmal die Liebe auf; er beschließt Bild und Brief zu verbrennen und seinem Weibe nie zu sagen, daß er ihr Geheimnis kenne. Aber er fühlt, daß er die doppelte Lüge nicht ertragen kann. Als Gertrude aus der Kirche kommt, überreicht er ihr den Brief an Leopold. Sie bricht zusammen und findet in rückhaltslosen Selbstanklagen nur einen Milderungsgrund — die Seelenpein, die sie in den acht langen Jahren erlitten. In einer

ſehr effektvollen Szene ſchildert ſie den Kampf in ihrem Innern, bis ſie ſich zur Rückſendung des Bildes entſchloſſen. „Weshalb haſt du mich nicht verlaſſen, ehe du mich betrogſt?“ fragt Ambroiz. „Ich wollte dich nicht betrüben“ entgegnet ſehr charakteriſtiſch die Gattin. Der aufs tiefſte gekränkte Mann beſchließt, ſein Haus für immer zu verlaſſen, kommt jedoch bald wieder und ſchildert, wie die Leute auf der Straße, die ihn ſonſt nur am Arme ſeiner Gattin ſahen, ſich nach ihr erkundigten. Er war allein und ſo verſtört, da mußte Gertrud etwas paſſiert ſein, und, um ſein Leid nicht aller Welt preiszugeben, erwiderte er, er wolle nur das Tuch holen, das ſeine Frau in der Kirche vergeſſen habe. So kam er in die Kirche. Hier änderte ſich ſeine Stimmung. Der Gedanke an die göttliche Gnade, die jedem Reuigen zu teil wird, beſtimmte ihn, auch ſeiner bereuenden Gattin zu verzeihen. Er vergiebt ihr und wird mit ihr leben — allerdings von nun an ohne Glauben an irgend welches Ideal. —

So war das kleine Schauſpiel fertig, wurde von den Verfaſſern beim Odeon eingereicht und — o Freude — angenommen; vermutlich beſtach den Direktor der geſchickte Dialog und der Hauch einer ſympathiſchen Innerlichkeit, der aus dem ganzen herauswehte. Aber zwiſchen Annahme und Aufführung liegt eine lange Zeit, in der ſich manches ereignen kann, z. B. daß der Dichter krank wird und in Algier Heilung ſeiner angegriffenen Bruſt ſuchen muß. So lebte Daudet dort unten in der flimmernden Märchenhelle von Tauſend und einer Nacht, während in den Winternebeln von Paris ſein Stück einſtudiert und geprobt wurde. Gerade befand er ſich mit

Stockarabern auf einer Wüſtenfahrt in der Nähe von Milianah, auf Teppichen lagen ſie, ſchlürften aus mikroſkopiſch kleinen Taſſen den tief ſchwarzen, mauriſchen Kaffee und rauchten ſchweigſam ihre dicken Cigaretten. Da plötzlich ein Höllenlärm, Hunde bellen, Diener laufen, ein baumlanger Spahi in voller Carrière plötzlich anhaltend verdunkelt mit ſeinem ſchäumenden Pferde den Eingang des Zeltes. Sidi Daoudi? — Es war eine Depeſche aus Paris, die ihm von Douar zu Douar nachgefolgt war und die einfachen Worte enthielt: „Stück geſtern aufgeführt, großer Erfolg, Rouſſeil und Tiſſerant großartig geſpielt.“ Das war eine Freude! Immer und immer wieder las er die Depeſche wie einen Liebesbrief, das Glück leuchtete ihm förmlich aus den Augen. Die Agas lächelten ihm zu und ſprachen arabiſch mit einander, bis der älteſte alle ſeine Wiſſenſchaft zuſammennahm und ihn fragte: Frankreich? — Nachrichten? — Familie? — Und der glückliche Dichter, unfähig ſeine Freude allein zu tragen, machte ſich daran, mit den vier arabiſchen Worten, die er, und den zwanzig franzöſiſchen, die ſie kannten, ihnen auseinander zu ſetzen, was ein Theater ſei und welche Bedeutung eine erſte Vorſtellung habe. Die Araber hörten mit freundlichem Intereſſe zu, trotzdem ſie nicht allzuviel von dem Vortrage verſtanden. Aber was ſchadete das? Die Hauptſache war ja, daß der Glückliche jemand hatte, dem er ſein Glück mitteilen konnte.

Nun duldete es ihn aber nicht länger in der Fremde. Sofort kehrte er nach Paris zurück, viel ſchneller als ſein Arzt und die Klugheit erlaubten. Indeſſen was ging ihn Schnee und Nebel an, was der azurblaue Himmel und

das milde Klima, das er verließ. — Nur ſein Stück ſehen, weiter gab es nichts für ihn. Darum hinein in das Schiff, wieder hinaus, durch Marſeille hindurch, endlich im Coupé und nun auf gen Paris im Kurierzug. Um 6 Uhr dort angekommen, ſofort, ohne ſich auszuruhen, ohne etwas zu genießen: Kutſcher zum Odeon! Eben ſaß er auf ſeinem Platze, da ging der Vorhang hoch.

Das Theater machte einen ſeltſamen Eindruck. Es war gerade ein toller Faſtnachtsabend unter dem ausgehenden zweiten Kaiſerreich. Man tanzte überall in der Umgegend und eine Menge Studenten waren mit ihren Mädchen herübergekommen, um zwei Stunden im Odeon zu verbringen, alle im Maskenkoſtüm, verſteht ſich. Wie Talma ſeligen Angedenkens vor einem Parterre von Königen, ſo ſah der verblüffte Dichter ſein Werk vor einem Parterre von allerhand Masken, Pierrots und Pierretten, Polichinellen u. ä. aufführen. Ein hartes Stück, ſagte er bei ſich ſelbſt, Polichinelle zu rühren. Er irrte ſich. All die jungen und alten Griſetten weinten gerührt über die tugendhafte Handlung, weinten ſo herzbrechend, daß es einen unbezwinglich komiſchen Eindruck machte. Dem Dichter zur Rechten ſaß eine weibliche Maske, die ſo ſchluchzte, daß die Glöckchen ihrer Schellenkappe klangen, und zur Linken hatte er eine korpulente Pierrette mit empfindſamem Herzen, der die dicken Thränen über die geſchminkten Wangen rieſelten.

Schlimmer indeſſen war die Enttäuſchung über das Stück ſelbſt. Gewiß, die Depeſche hatte nicht gelogen, der kleine Einakter errang auch diesmal einen großen Erfolg, aber ihm ſelbſt erſchien das Stück, dem das gerührte Publikum dankbaren Beifall klatſchte, ſchändlich, infam!

O du Unglück! Den dicken Kerl da, der sich eine Art Bérangerkopf zurechtgestutzt hatte, um väterlich und tugendhaft zu erscheinen, den hatte er gewiß nicht in seinen Träumen geschaut, als ihm die rührende Gestalt des armen getäuschten Ambroix in der Seele entstand, und so ging es mit allen Figuren. Gewiß, er that den braven Schauspielern unrecht, ihnen verdankte er nicht den geringsten Teil seines Erfolges. Aber die Enttäuschung war zu stark, der Unterschied zu groß zwischen seinem Phantasiebild und dem, was sich jetzt da auf der Bühne zeigte, alle Risse und Nähte sichtbar, alle schadhaften Stellen erhellt von dem mitleidslosen Licht der Bühne. Der Dichter litt ernsthaft, sein Ideal so entstellt zu sehen, er empfand ein unsagbares Gefühl der Scham, eine heiße Röte überflog ihm das Gesicht, und er war froh, als die Vorstellung beendet und er schnell und schüchtern, voller Furcht von irgend jemand erkannt zu werden, den Rockkragen hochgeschlagen davoneilen konnte. Das war die schlimme Enttäuschung, die jeder wahre Künstler fühlt, wenn die Gestalten seiner Phantasie leibhaftig vor ihm stehen.

Die nächsten Erzeugnisse seiner dramatischen Kunst brachte Daudet von seiner provençalischen Reise mit heim. Wir hörten oben, daß jener zweite Aufenthalt im Süden für seine poetische Weltanschauung von ausschlaggebender Bedeutung wurde; so vollendete er auch in dieser Zeit sein bestes Theaterstück „die weiße Nelke", allerdings ungefähr gleichzeitig mit dem harmlosesten und unbedeutendsten, was je auf dramatischem Gebiete aus seiner Feder gekommen ist, mit der einaktigen Operette „die Abwesenden."

Die Abwesenden (les absents), die Gesamtaus-

gabe von Daudets Theater nennt keinen Mitarbeiter, beruhen in ihrem Grundgedanken auf dem Erfahrungssatze, daß einem die Abwesenden immer besser erscheinen als die Menschen täglichen Umgangs, und als sie selbst sind. Dies Axiom ist wohl geeignet, in einem Lustspiel den Hintergrund für eine oder zwei drollige Szenen zu geben, wo sich bei der Rückkehr eines Abwesenden der Gegensatz von Erwartung und Erfüllung in herzlicher Komik entladen kann, aber das Thema war zu dünn, um das Grundgewebe für ein ganzes Stück zu geben, wenn auch nur für eine Operette, und Daudet mit seiner mehr lyrischen als dramatischen Begabung am wenigsten geeignet, eine wirksame Handlung damit zu verknüpfen. Trotzdem wurde das Stück, nachdem F. Poïse die Musik dazu geschrieben, einige ansprechende Duette und ein paar liebenswürdige Lieder und Couplets eingelegt hatte, von der Opéra-comique angenommen und am 26. Oktober 1864 zum erstenmal aufgeführt. Es fiel nicht durch, errang aber keinen besonderen Erfolg. Der Inhalt ist kurz gesagt der, daß der junge Eustache, nachdem er das Doktorexamen bestanden, zu seiner Tante, der Gutsbesitzerin Brigitte zurückkehrt, und dort sowohl ihr als der Cousine Suzette und dem Hausfaktotum Brechemain ganz anders erscheint, als diese es sich ausgemalt. In unglaublich kurzer Zeit bringt der junge Doktor es fertig, durch sein eigenartiges Wesen alle zu beleidigen und verläßt als allgemeiner Störenfried betrachtet das Haus. Beide Parteien erkennen jedoch, daß sie zu weit gegangen sind, und kommen sich mit wechselseitiger Reue und Bitte um Versöhnung entgegen, wodurch ein glücklicher Abschluß des harmlosen Schwankes ermöglicht ist.

Die weiße Nelke (l'oeillet blanc), wieder in Gemeinschaft mit L'épine gedichtet, nimmt einen bei weitem höheren Rang ein; es gelang den Verfassern, mit diesem einaktigen Schauspiel sich die jedem französischen Dramatiker ersehnte Bühne des Théâtre français zu erschließen, bekanntlich das vornehmste Schauspielhaus Frankreichs. Dort wurde es am 8. April 1865 aufgeführt. Madame Lafontaine spielte den sechzehnjährigen Helden, der berühmte ältere Coquelin den unehrlichen Diener. Ueber den Inhalt folgendes:

Zeit: das Jahr 1793. Von London, wo er mit vielen Emigranten weilt, kommt der sechzehnjährige Marquis von Courson Launay nach dem Schlosse Saint-Vaast in der Normandie; ein Minnedienst ließ ihn die gefährliche Fahrt unternehmen. Eines Abends sprach man in London von der alten französischen Ritterlichkeit; eine junge Komtesse behauptete, daß die modernen jungen Männer sich nie zu solchen ritterlichen Diensten bereit finden ließen, wie die ehemaligen Kavaliere. Der Marquis widersprach und bat, ihn auf die Probe zu stellen. Die Dame stellt nun an den mutigen Jüngling die Forderung, ihr eine weiße Nelke, wie sie nur in ihrem heimatlichen Schlosse zu Saint-Vaast blühe, zu holen. Die Gefahr dieses Auftrages mißachtend eilte der Marquis nach Frankreich. Mit dem Augenblick, wie er über die Mauer in den Schloßgarten springt, setzt die erste Szene ein. Am Fenster sieht er die gesuchten weißen Nelken blühen. Eben will er sie in seinen Besitz bringen, als er durch den Diener des Hauses gestört wird; er versteckt sich in einem Treibhaus. Ebendort will aber unglücklicherweise der Diener, der ein paar Flaschen Wein ge-

ſtohlen hat, ſeinen Raub in Sicherheit bringen. Der Marquis wird entdeckt, der Diener will ihn jedoch nicht verraten, falls auch der Andere über den Weindiebſtahl ſchweigt. Der jetzige Beſitzer des Schloſſes iſt Vidal, Mitglied des Konvents; derſelbe iſt gegen die Adeligen umſomehr aufgebracht, als ein ſolcher ihm ſeine Gattin entführt hat. Er begiebt ſich jetzt, von dem Diener gefolgt, in den Konvent, nachdem er von ſeiner Tochter Virginie ſich verabſchiedet hat, die allein zurückbleibt und von ihrem fern im Felde weilenden Geliebten träumt, welcher ihr beim Abſchiede jene weiße Nelke geſchenkt hat. Aber ſie wird in ihrem Sinnen vom Marquis unterbrochen, der, im Glauben, daß das Haus gänzlich verlaſſen ſei, ſich aus ſeinem Verſteck hervorwagt. Das junge Mädchen hält ihn für einen Dieb und will um Hülfe rufen; da geſteht jener alles, zu ſtolz, um ſich durch eine Lüge zu retten. Sie kann die Komteſſe nicht begreifen, daß ſie den ritterlichen Jüngling in ſolche Gefahr ſchickt und verſpricht voll Mitleid, ihn nicht zu verraten, wenn er ſofort das Haus verlaſſe. Er will jedoch nicht ohne die Nelke weichen, und nach vielem Bitten von ſeiner, nach langem Zaudern von ihrer Seite, giebt ſie ihm endlich die Blume, gerührt durch die Jugend des Marquis, der bei ſeiner Entdeckung den Tod zu gewärtigen hat, und voll Bewunderung für ſeinen entſchloſſenen Mut. Jetzt, im Beſitz des Kleinods, will er ſich entfernen — allein es iſt zu ſpät. Der Diener hat geplaudert, und Vidal kommt mit einem Gefolge von Bauern, um das Schloß zu durchſuchen, gerade als jener den Garten verlaſſen will. Virginie verbirgt ihn in einem Pavillon, der ihr Boudoir enthält. Die Durchſuchung des Hauſes iſt

natürlich erfolglos, in ihr Zimmer will das junge Mädchen niemandem den Eintritt gestatten; Vidal errät den Grund und entläßt den Diener wie die Bauern, um das mutmaßliche Geheimnis seiner Tochter allein zu erfahren. Da tritt der Marquis aus dem Pavillon, liefert sich auf Gnade und Ungnade in die Hand des Republikaners und nennt seinen Namen. Da erkennt Vidal in ihm den Sohn des Entführers seiner Gattin. Der Marquis andererseits muß annehmen, daß er verhaftet werden wird, da, wie er offen zugiebt, jener sich für einen ihm vollständig Unbekannten nicht interessieren könne. Aus dieser Bemerkung aber ersieht der Schloßherr, daß jener nicht wisse, bei wem er sich befindet, sowie daß ihm das Verhältnis seiner Mutter zu Vidal unbekannt sei. Er heißt daraufhin den Jüngling gehen; dieser verläßt den Schauplatz und während das Mädchen dem Vater für die bewiesene Milde dankt, meldet der Diener, daß der Mann, der sich früher im Hause befunden, jetzt eben das Ufer erreicht und mit seinem Fahrzeug die französische Küste verlassen habe.

Es ist ein graziöses Stück, wo die alte französische Ritterlichkeit in freundlichem Glanze leuchtet. Die etwas romantische Fabel stimmt harmonisch zu Zeit und Kostüm. Die Handlung erregt Spannung, insofern der liebenswürdige junge Held in steter Gefahr schwebt, und Sympathie wegen der edlen Menschlichkeit, die in der Handlungsweise des alten Marquis zu Tage tritt. Als Kuriosum mag noch erwähnt werden, daß der Titel ursprünglich „die Lilie“ hieß, und daß dieser von der Zensur Napoleons III. als anstößig gestrichen wurde, ebenso wie ein Schluß, bei dem die Verfasser die Kühnheit be-

ſeſſen hatten, in den Ruf „Es lebe der König!“ auszubrechen.

Um die Zeit, als das Théâtre français ſich mit den Vorbereitungen zur „weißen Nelke“ beſchäftigte, trat jenes Ereignis ein, mit dem wir oben die Erzählung von Daudets perſönlichen Schickſalen vorläufig abbrachen: der Herzog von Morny ſtarb — vier Wochen vor der erſten Aufführung. —

Trotzdem ſich mit dem Tode des Chefs die Lebensbahnen der beiden Sekretäre getrennt hatten, erſchien das nächſte Stück dennoch wieder unter ihrem Doppelnamen. Es war wiederum ein Einakter, ein ernſteres Schauſpiel diesmal, mit dem Titel „der ältere Bruder“ (le frère aîné) und ging am 19. Dezember 1867 im Vaudeville Theater zum erſten mal in Szene. Das Stück blieb an Wert und Erfolg hinter dem vorhergehenden zurück; zart empfundene Einzelheiten, ſaubere Charakteriſtik und — wie immer bei Daudet — ſorgfältige Sprache konnten über den Mangel einer eigentlichen Handlung nicht hinwegtäuſchen. Stark zuſammengeſtrichen hätte das ganze wohl als ſtimmungsvolle Schlußſzene zu einem größeren Schauſpiel dienen können, auf ſich ſelbſt geſtellt beſaß es nicht dramatiſche Kraft genug, ſich zu halten.

Der Inhalt iſt in Kürze folgender: Dominique hat bei der Hochzeit ſeines zärtlich geliebten Bruders André deſſen Haus verlaſſen, weil er ſelbſt eine heftige Leidenſchaft für die junge Frau empfand. Nachdem er vier Jahre ruhelos durch die Lande gezogen iſt, kommt er zurück und findet nicht nur, daß Andrés Frau geſtorben, ſondern auch, daß dieſer zum zweiten Male geheiratet hat. Voller Zorn über den Treubruch des Bruders be-

schließt er sofort wieder abzureisen, läßt sich aber, gerührt durch die Liebe Klaras zu ihrem Gatten und die Pietät, mit der sie das Grab der armen verstorbenen Susanne schmückt, zum Bleiben bewegen. Das ist alles. Charakteristisch für sich und das ganze Drama spricht der Titelheld am Schluß die Worte aus: „Jetzt wird mein Leben einen Zweck haben. Die arme Tote braucht einen Witwer, einen, der an sie denkt und um sie trauert. Dieser Witwer werde ich sein, der ich sie so heiß geliebt habe und es ihr endlich sagen darf. Ich werde in diesem Hause leben, wo alles von ihr spricht, werde leiden und weinen und in meinem ganzen Leben nicht so glücklich gewesen sein, ein seltsamer Mann, der Witwer war, ohne jemals verheiratet gewesen zu sein."

Der ältere Bruder ist das letzte Stück, welches Daudet in Gemeinschaft mit Ernest L'épine verfaßt hat. Er beabsichtigte überhaupt nicht mehr, mit jemand zusammen zu arbeiten, zunächst nach Angabe seines Bruders aus einem praktischen Grunde. Er meinte nämlich, daß bei diesem gemeinsamen Schaffen trotz der besten Absicht und Ehrlichkeit beider Kontrahenten dennoch der eine gegen den anderen hinsichtlich des moralischen Ertrages im Rückstande bleibe. Der Grund hat seine Berechtigung: Das Publikum, welches zwei Namen auf dem Theaterzettel liest, wird unwillkürlich den einen davon, vielleicht den ersten, den anders woher bekannten oder den zufällig geläufigeren, als den Hauptautor ansehen und nennen; auch der Journalist, der abends nach der Vorstellung seine Rezension schreibt, wird sich ebenfalls kaum die Zeit nehmen, den Anteil der beiden Verfasser zu unterscheiden, und so trägt am Ende der eine den Ruhm davon, während

der andere leer ausgeht. Auch ein ideeller Grund ſprach gegen das gemeinſame Arbeiten: Die Beſchränkung, die jeder ſeiner eigenen Meinung auferlegen mußte, um ſo drückender, je ernſthafter beide ihren künſtleriſchen Idealen nachſtrebten. Im übrigen bedeutete für Daudet die Trennung von L'épine keinen allzugroßen Verluſt. Wenn auch von den bislang veröffentlichten Dramen dasjenige, was er allein geſchrieben, das ſchwächſte war, ſo tragen doch die übrigen ſo unverkennbar ſein Gepräge, daß der Anteil des anderen nicht allzuhoch angeſchlagen werden darf. Was dieſer beigeſteuert haben wird, iſt wohl in der Hauptſache die ſtraffere Schürzung der dramatiſchen Handlung geweſen, allerdings der Punkt, wo Daudets Talent einer Unterſtützung am meiſten bedurfte.

Das erſte Drama nach der Trennung hieß „Das Opfer" (le sacrifice), zum erſtenmal im Vaudeville-Theater aufgeführt am 11. Februar 1869. Der Maler Henri hat einen Vater, der ein alter Narr iſt und ſich ſelbſt für einen berühmten Maler hält, eine Mutter, die immer noch mit liebevoller Verehrung zu ihrem Gatten aufblickt und den Sohn herzlich liebt, eine Schweſter, die zu dem Bruder im Verhältnis innigſter Geſchwiſterliebe ſteht. Sie unterhält er, ohne daß ſie es wiſſen, und ihnen bringt er, als jedes andere Mittel, Geld zu erwerben, verſagt, ſeine Kunſt und ſeine Zukunft zum Opfer, indem er ſich als Mitarbeiter an einer Tapetenfabrik kontraktlich verpflichtet. Eine glückliche Löſung ermöglicht ſich dadurch, daß ſich ein zweiter Sohn findet, der die Unterſtützung der Eltern leichter auf ſich nehmen kann, der reiche Franqueyrol, welcher früher einmal dem Henri das Leben gerettet hat und jetzt ſein Schwager wird. Das Drama

bildet einen schätzbaren Beitrag zur Kenntnis seines Verfassers; er selbst war ja solch ein Sohn, der vielleicht über seine Kräfte hinaus seine Angehörigen unterstützen mußte, und so lassen die Stimmungen und Ansichten dieses Stückes manch eigentümlichen Blick in das geheime Innere seiner Seele thun, wo das Werk seiner Kindesliebe nicht heroisch drapiert, sondern als eine nicht immer leichte Pflicht erscheint.

Ein großes Drama in fünf Akten, Lise Tavernier, ging im Jahre 1872 zum erstenmal im Ambigu-Theater in Szene. Der Verfasser hatte sich durch seine Theaterbekanntschaften bereden lassen, der Mode des Tages huldigend ein Stück zu schreiben, das ihm kaum den Raum gewährte, seine eigentümlichen Anlagen zu bethätigen. Die groteske Inszenierung des Theaterdirektors Billon kam hinzu: Lise Tavernier fiel durch.

Auf das nächste Drama setzte Daudet große Hoffnungen: es behandelte einen Stoff, den er schon in den Mühlenbriefen zu einer Novelle voll tiefer Tragik zusammengedrängt hatte. Es war die Arlesierin (l'Arlésienne), das Mädchen aus Arles. Der Dichter arbeitete mit einer völligen Hingabe, er umkleidete die tragische Idylle mit dem glänzendsten Schmuck seiner Poesie, er reihte die einzelnen Perioden mit so liebevoller Sorgfalt aneinander, wie die Stanzen eines Hirtengedichtes, die köstlichsten Perlen seiner poetischen Anschauung und Empfindung streute er mit verschwenderischer Hand darüber und schrieb so Seiten, die man nur mit tiefer Rührung lesen kann. Die ganze Skala heftiger Liebesleidenschaft ließ er erklingen, und so gelang ihm ein Werk, das er selbst mit vielen seiner Freunde für ein Meisterstück

hielt. Zola, der zu dieſen gehört, hat gelegentlich eines Eſſays über unſeren Dichter das Drama eingehend beſprochen. Er giebt den Inhalt folgendermaßen an:

Wir befinden uns in der Provence am Ufer der Rhône in einem Pachthofe. Roſa Mamaï, die Pächterin, iſt Witwe, ſie leitet den Haushalt mit ihrem Sohne Frédéric und ihrem Schwager Francet Mamaï, einem Greiſe. Es befindet ſich noch ein zweiter Sohn Roſas im Hauſe, deſſen Geiſt nicht zur Entwickelung gekommen iſt und den man den Unſchuldigen nennt. Dazu kommt noch ein alter Schäfer, der für den Unſchuldigen Geſchichten erfindet und ſich auf die Sterndeuterei verſteht. Wenn der Vorhang ſich hebt, wird Frédéric von Liebesfieber für ein Mädchen von Arles gequält, dem er bei einem Feſte begegnet iſt. Roſa wird beauftragt, ihren Bruder, den Patron Marc, um Aufklärung über jenes Mädchen anzugehen. Dieſer macht ſich geradeswegs zu ihren Eltern auf, trinkt dort guten Branntwein und ſchildert ſie nachher als ſteinreich. Man freut ſich in der Wirtſchaft darüber und feiert ein Verlobungsfeſt, als der Pferdeknecht Mitiſio erſcheint und dem Großvater ſagt: Was, Sie wollen Ihr Kind einer Dirne geben, die ſeit zwei Jahren meine Geliebte iſt? Und er zeigt zwei Briefe derſelben, die Frédéric leſen und dadurch geheilt werden ſoll. Aber der bewahrt im Herzen ſeine quälende Liebe und verbirgt ſich im Felde wie ein verwundetes Tier. Die Mutter, welche einen Selbſtmord fürchtet, beobachtet ihn und wirft ihm ihr Patenkindchen Vivette in die Arme mit der ruhigen Entſchloſſenheit einer Mutter, die ihr Kind retten will. Endlich, als ſie ihn traurig und ſtumm in ſeinem Liebesleide dahinſiechen ſieht, wie er ſich immerwährend durch

die Lektüre der beiden Briefe, die er aufgehoben hat, aufregt, da vereinigt sich die Familie und entschließt sich ihm die Arlesierin zu geben. Das Mädchen ist eine Dirne, das ist ja möglich, aber die Mutter will lieber eine Dirne aufnehmen, als ihren Sohn dahinsiechen sehen. Als Frédéric von diesem heldenhaften Opfermut erfährt, richtet er sich wieder auf und versucht, der würdige Sohn jener energischen Frau zu sein, ruft aus, daß er Vivette heiraten wolle, und scheint geheilt. Er lächelt dem Mädchen zu und sagt ihr, daß er am Morgen die beiden Briefe selbst dem Mitifio zurückgeschickt habe. Plötzlich erscheint der Pferdeknecht noch einmal. Er hat die Briefe noch nicht empfangen und will sie zurückverlangen, weil er noch am selben Abend die Arlesierin entführen will. Als Frédéric seinen Nebenbuhler sieht, dessen Namen man ihm bis jetzt verheimlicht hatte, wird er bei der Erzählung von dem Entführungsprojekt von leidenschaftlicher Wut befallen. Er will sich auf den Knecht stürzen und fällt wie tot nieder. Jetzt ist alles aus, und der Tod ist ihm bestimmt. Rosa bewacht das Thun ihres Sohnes, aber der Unschuldige, dessen Geist jetzt aufgeweckt wird, beruhigt sie, und sie entschließt sich, sich niederzulegen, indem sie sich mit Schaudern an das Wort des Schäfers erinnert, der ein Unglück prophezeit hatte für den Tag, an welchem das Haus nicht mehr seinen Unschuldigen hätte. Rosa hat sich kaum niedergelegt, als Frédéric über die Bühne geht und eine Treppe besteigt, die zum Boden führt. Da oben wird er ein Fenster offen finden und könnte sich in den Hof hinunterstürzen. Seine Mutter erwacht, ein schrecklicher Kampf entspinnt sich zwischen beiden, er hat eine Thür geöffnet, welche die Treppe ab-

sperrt, und man hört den dumpfen Fall eines Körpers. Auf diese Weise endet Frédéric in seinem Liebeswahn.

Nichts, fährt Zola fort, ist mächtiger und einfacher als diese dramatische Idylle. Das zweite Bild, welches sich am Ufer des Teiches in Vaccarès in der Camargue abspielt, hat etwas von dem Duft eines antiken Hirtengedichtes, und hier findet die wunderbare Szene zwischen Frédéric und Vivette statt, in welcher das junge Mädchen den Ratschlägen Rosas gehorcht, und den jungen Mann mit ganz ungewöhnlicher Ungeschicklichkeit zu verführen sucht. Das dritte Bild, das in der Küche des Pachthofes spielt, hat eine gewisse Größe, und man muß sehen, mit welcher Rührung Rosa dem Frédéric die Arlesierin anbietet, damit er sich nicht töte. Uebrigens wird das ganze Stück von der Heldenrolle der Mutter beherrscht. Rosa ist die Mütterlichkeit im Zustande der Leidenschaft, sowie Frédéric die Liebe in der Wut und der fixen Idee ist. Der Kampf entspinnt sich zwischen der Liebe, die tötet, und der Zärtlichkeit, die rettet. Diese so große und so menschliche Handlung entwickelt sich in einer poetischen Form von ergreifendem Liebreiz. Alles kündigte einen ungeheueren Erfolg an.

So wurde denn „Die Arlesierin", Stück in drei Akten und fünf Bildern, mit einer Musik von Bizet, dem Komponisten der Carmen, am 1. Oktober 1872 in Paris auf dem Vaudeville-Theater zum erstenmal gegeben und — fiel glänzend durch. Die intime Poesie des Dramas, die wunderbare Diktion und die rührenden Episoden verloren von der Bühne unendlich, der Dichter, der nur zu rühren, nicht fortzureißen verstand, langweilte sein Publikum und galt ihm schließlich mit seiner Dorfgeschichte als albern.

Am Ende lachte man bei den ernsthaften Stellen und geriet in jene skandalsüchtige Stimmung, die alles, es mag passen oder nicht, in das Komische verdreht. Der Dichter verließ nach Schluß der Vorstellung das Haus, gänzlich entmutigt, noch immer das übermütige Lachen in den Ohren, das seine duftigsten Szenen mitleidslos zerrissen hatte. In den folgenden Tagen hagelten nur so die Angriffe der Zeitungen auf ihn nieder, und er, ohne sich weiter zu verteidigen, faßte den festen Entschluß, nicht mehr für die Bühne zu schreiben.

Er hat sein Wort nicht gehalten, und dennoch schlug ihm jener Vorsatz zum Glück aus, wie er es nie gedacht hätte. Ein inzwischen angelegtes Drama nämlich nahm er auseinander und verarbeitete dessen Charaktere und Ideeen zu dem Romane, der ihn mit einem Schlage unter die gefeiertsten Schriftsteller Frankreichs erhob, zu „Fromont junior und Risler senior".

Indessen erfuhr die Arlesierin eine Art Wiedergeburt und zwar seltsamerweise in Deutschland. In den siebziger Jahren lebte nämlich Theophil Zolling, der nachmalige Redakteur der „Gegenwart" als Korrespondent der Neuen Freien Presse in Paris. Er wohnte einer Aufführung des Dramas bei, und so wenig er dessen Fehler verkannte, hielt er es dennoch der Mühe wert, einen Versuch zu seiner Rettung zu wagen. Er trat mit Daudet in Verbindung, der zwar aus leicht begreiflichen Gründen von einer Kompagniearbeit — zumal mit einem Deutschen — nichts wissen wollte, sich aber gern bereit finden ließ, dem anderen seine Ansichten über nötige und mögliche Aenderungen ausführlich mitzuteilen. Das umgearbeitete Werk erhielt den Titel „Neue Liebe", Schauspiel in

drei Aufzügen von Alphonse Daudet und Gottlieb Ritter (Zollings Pseudonym), wurde am 13. Dezember 1877 mit nicht geringem Erfolge zum erstenmal aufgeführt und ist noch jetzt in der Reclamschen Bibliothek für jedermann bequem zu haben. Die wesentlichste Neuerung der zweiten Form besteht darin, daß Frédéric nicht stirbt, sondern durch die Liebe zu Zia (der Vivette des alten Stückes) von seiner unwürdigen Leidenschaft geheilt wird.

Aus der Zeit der Arlesierin stammt noch „Der Triumphwagen", das Libretto zu einer Operette, die im Altertum spielt und sich die Freiheit nimmt, mit dem ehrwürdigen Aristoteles etwas burlesk umzuspringen. Der nachmalige Alexander der Große erhielt, als er erst fünfzehn Jahre zählte, vom Aristoteles Unterricht in der Mathematik. Für das trockene Studium kann sich aber der Prinz nicht begeistern. Er richtet lieber sein Augenmerk auf die Sklavin Briseis, welcher er am Brunnen beim Waschen hilft. Er wird von Aristoteles überrascht, der dem König Philipp Mitteilung zu machen droht. Auch Briseis will der gelehrte Mann ins Gebet nehmen, aber das schlaue Mädchen weiß jenen so zu entflammen, daß er sich vollkommen gefesselt giebt. Sie bittet den neuen Anbeter um ein kleines Gefährt nach Art der Triumphwagen, wie sie die meisten Schönheiten Macedoniens besitzen. Der Wunsch wird erfüllt, aber es sind keine Pferde zur Stelle. Briseis entscheidet kurz, er solle sich selbst anspannen. Der große Gelehrte zaudert, aber ein Blick aus den Augen des schönen Mädchens — und er hat den Zaum über dem Nacken, die Deichselstangen in den Händen. Briseis springt lachend auf den Wagen und fort geht's. Aristoteles keucht und schwitzt, er hätte

dem schlanken Mädchen nie eine solche Schwere zugetraut. In Wirklichkeit aber ist Briseis nicht mehr allein; Alexander ist unbemerkt zu ihr auf das Gefährt gesprungen und herzt und küßt sie. Als Aristoteles es merkt, ist er höchst erzürnt. Da verkünden Hörner die plötzliche Rückkehr des Königs. In höchster Verlegenheit fleht der Lehrer den Prinzen um Hilfe an, und der befreit ihn aus dem Pferdegeschirr gegen das Versprechen des Schweigens und des ungestörten Verkehrs mit der reizenden Briseis.

So hatte Daudet bis jetzt acht Theaterstücke geschrieben, und seine Blütezeit auf dramatischem Gebiete hatte mit der Arlesierin einen verstimmenden Abschluß gefunden, dessen trübe Erinnerung der Dichter nie ganz verwand. Zwar hat er später noch ein- oder zweimal den Versuch erneut, sich von der Bühne herab ein Publikum zu schaffen, wie er es mit seinen Büchern längst gethan, aber das sind Spätlinge, gelegentliche Produkte künstlerischen Ehrgeizes, nicht mehr der Ausfluß konsequenten Strebens. Dagegen hatte er sich durch seine theatralische Wirksamkeit eine große Erfahrung auf dramaturgischem Gebiete erworben, er besaß einen ausgebildeten Geschmack und verstand wohl ein Stück zu beurteilen und die Kunst, welche die Schauspieler darauf verwandten. So engagierte ihn im Jahre 1872 der Officiel als Theaterkritiker, und als solcher genoß er bald das Ansehen, das man ihm als Bühnendichter versagte.

Mit Ernst und Hingabe widmete sich Daudet seiner Verpflichtung, wöchentlich einmal die Neuheiten des Theaters zu besprechen. Ungefähr acht Jahre hindurch

mit einer Langmut, die auch das schlechteste Vaudeville nicht verschmähte, hat er dort seine Stücke analysiert, nicht wie ein Pedant, der weniger die Geister erkennen und erklären will als sie zurechtweisen und in ein vorgefaßtes System zwingen, sondern als Forscher und Virtuose, der etwas Freude und Belehrung selbst aus der armseligsten Darstellung schöpft, und ein feines Vergnügen darin sucht, um jeden Preis etwas wertvolles zu entdecken. Er bot seinen Scharfsinn auf, es beim Dichter herauszufinden, andernfalls legte er es edelmütig hinein.

Man kann noch jetzt diese Kritiken verfolgen, wenn man sich auf der Pariser Bibliothek die Sammelbriefe des Journal Officiel jener Jahre geben läßt. Wir finden sie jeden Montag und freuen uns noch jetzt über die klaren Inhaltsangaben mitunter recht komplizierter Stücke. Genaue Détails werden angegeben, als habe der Kritiker das Aeußere der ganzen Vorstellung mit stenographiert, geistreich werden Lücken der Handlung angezeigt, Unwahrscheinlichkeiten einer Situation, das Unpassende einer Szene aufgedeckt. Dabei, wenn das Versehen konstatiert ist, welch schonende Vorsicht, um den Dichter nicht zu verletzen, welches Zartgefühl gegenüber der Empfindlichkeit der Schauspieler!

Er besaß eine natürliche Neigung zur Ironie, aber hier nahm er sich sehr in acht, sie auf Kosten verfehlter Szenen und Charaktere zur eigenen und des Publikums Erheiterung spielen zu lassen, dagegen überließ er sich ganz seinem südlichen Enthusiasmus, wenn ihm etwas schönes aufstieß, sei es auch nur eine schöne Absicht. Man merkt ihm die Freude an, die Intentionen eines Dichters seinem Publikum klar zu machen, die Freude,

ihn über sich selbst aufzuklären und zu ermutigen, dadurch, daß er sich durch sein anfängerhaftes Stammeln und seine Fehler hindurch verstanden sieht. Niemand verstand mehr als Daudet die Kunst, in das einzudringen, was er das „halbverstandene" (entre-senti) nannte, niemand verstand es mehr, Anfängern, die häufig durch andere irre geleitet waren, neue Kraft und Zutrauen in sich selbst zu geben.

So konnten Schauspieler und Dichter mit ihrem Kritiker wohl zufrieden sein. Seine ausgedehnte Erfahrung verlieh ihm die Fähigkeit, manchen anregenden, brauchbaren Wink zu geben, und seine persönliche Liebenswürdigkeit ließ ihn seine Bemerkungen so machen, daß er auch das reizbare Selbstbewußtsein der Künstler selten verletzte. Von diesen Rezensionen sind natürlich die meisten für den Tag geschrieben und für das größere Publikum, falls sie nicht die letzte Gesamtausgabe aufnimmt, untergegangen. Indessen haben sich doch einige Aufsätze von mehr bleibender Bedeutung herausgehoben.

Ein Teil davon steht in den „Erinnerungen eines Schriftstellers" unter der Gesamtüberschrift „Theaterleute". Dort entwirft er ein liebenswürdiges Bild von der berühmten Mlle Déjazet in ihrem Alter, ein freundliches Erinnerungsblatt an Madame Arnould-Plessy. Von Herren behandelt er den unnachahmlichen Lesueur, der es trotz seiner verschleierten Stimme und etwas mangelhaften Gedächtnisses zu hoher Stufe in seiner Kunst brachte, den treffsicheren Felix, in dem Künstlereitelkeit und Talent sich gegenseitig immer höher steigerten, den merkwürdigen Adolphe Dupuis, der dem Vaudeville-Theater treu blieb, obgleich es nur eines Wortes bedurfte, um

an das Théâtre Français zu kommen, und schließlich Henri Thomas Lafontaine, den berühmten Schüler des großen Frédérick.

Die meisten der bedeutenderen Essays enthält ein kleiner Band der Kollektion Guillaume unter dem Titel „entre les frises et la rampe", wörtlich übersetzt „zwischen dem Theaterhimmel und der Rampe", also etwa: „Auf der Bühne". Die Ueberschriften der neun Kapitel lassen meist den Inhalt klar erkennen, so: der Schauspieler bei der Arbeit, Gastspielreisen in der Provinz, Inszenierung und Proben, die Trunkenheit auf der Bühne, Ratschläge Diderots an eine Komödiantin. Daneben findet sich ein Erinnerungsblatt an Fanny Kemble, der Rückblick eines Veteranen auf eine sechzigjährige Theaterlaufbahn, eine Studie über den Gegensatz, in den den Künstler oft die eigene Stimmung zu den Anforderungen seines Werkes bringt. Endlich im Traum der Madame d'Epinay eine köstliche Parallele zwischen zwei angehenden Schauspielern und der Art, wie sie sich als Lernende geben.

Die Gräfin träumt, sie sei die berühmte Clairon vom Théâtre Français und empfange zwei junge Leute, die Schauspieler werden wollten, der eine ein Protégé des Herrn von Voltaire, der andere ihr von Monet, dem alten Direktor der Opera-comique, zugewiesen.

Natürlich wird der Schützling Voltaires zuerst vorgelassen, übergiebt einen Brief, in welchem der Patriarch von Ferney seine schöne Freundin bittet, den Ueberbringer, der eine außerordentliche Begabung für das Theater zeige, mit ihrem Rate zu unterstützen. Die Clairon betrachtet den Neophyten, einen hübschen Jungen, den das Examen durchaus nicht einzuschüchtern scheint.

Deklamieren Sie mir etwas, ſagt ſie zu ihm.

Er nimmt eine große Szene aus Voltaires Alzire, die er ſehr edel vorträgt, aber genau mit der Stimme und den Geſten von Lekain, ſodaß man glauben konnte, der große Schauſpieler ſtände hinter ihm und machte die Bewegungen.

Die Schauſpielerin will einige Bemerkungen machen. Unmöglich.

Verzeihung, mein Fräulein, das dürfte doch wohl gut und richtig ſein, da Herr Lekain es ſo macht. Genau ſo iſt ſeine Betonung und Bewegung bei dieſer Stelle.

Das iſt wahr, antwortet ſchließlich die Clairon ungeduldig, aber wenn wir nicht der große Lekain ſind, ſo haben wir wenigſtens den Vorteil der Jugend und des friſchen Geſichts für uns. Indeſſen hat Sie Herr von Voltaire an die falſche Adreſſe geſandt. Sie ſind zu vollkommen, um Unterweiſungen nötig zu haben; ich werde Ihnen einen Brief für die Comédie Française mitgeben und zweifle nicht, daß Sie zu einem Début zugelaſſen werden.

Entzückt zieht ſich der junge Mann zurück. Das berühmte Theater wird einen ſchlechten Komödianten mehr zählen; ſchlecht iſt vielleicht noch zu wenig geſagt, denn giebt es etwas entſetzlicheres, als den abſoluten Mangel jeder Perſönlichkeit?

Von dieſem Wunderkind befreit, läßt Mlle. Clairon den anderen jungen Mann eintreten, der gewiß weniger ſchön und weniger ſicher im Auftreten iſt, aber mit mehr Intelligenz und Lebendigkeit in den Zügen.

Womit kann ich Ihnen dienen, lieber Freund?

Ich möchte beim Théâtre Français eintreten, gnädige Frau.

Vor allem nennen Sie mich nicht Frau, sagen Sie Fräulein, das ist der Name, den man uns Damen vom Theater giebt. . . . Haben Sie schon gespielt?

Nein, er hat nie gespielt. Herr Monet hat einiges Talent bei ihm entdeckt und ihm geraten, einmal zur Clairon zu gehen. So ist er denn gekommen, natürlich.

Alles das wird mit einem niedlichen, naiven Ton gesagt, welcher die Schauspielerin interessiert. Sie heißt ihn sich auf ein kleines Sopha neben sie setzen. Doch vorher:

Verzeihung, geben Sie mir bitte meinen Arbeitsbeutel. Er liegt dort am Ende des Zimmers — auf der Konsole neben dem spanischen Schränkchen.

Ein Vorwand, um zu sehen, wie er geht, wie er sich hält. Als er zurück kommt:

Sie haben niemals Gelegenheit gehabt mit vornehmen Leuten zu verkehren?

Nein, gnädiges Fräulein.

Man sieht es.

Und sofort, um ihn nicht befangen werden zu lassen:

Nun wohl, welches sind also die Rollen, die Sie am meisten zu beherrschen glauben und die Sie mir anzuhören vorschlagen?

Zuerst der Nero im Britannicus.

Ach, sehr gut . . . doch zuerst thun Sie mir den Gefallen und sagen mir, wer dieser Nero war, wie er zur Regierung gekommen, welches seine Rechte waren, seine Geburt, Eltern, Erziehung, Charakter, Neigungen, Tugenden, Laster . . . Ich denke, wenn Sie es wagen,

ihn darzustellen, kennen Sie sein Leben wie das Ihrige, und nicht nur das, sondern auch den Geist und die Sitten seiner Zeit. . . Da liegt der Schlüssel zur Rolle. Der Rest ist nur mechanisch.

Der arme Junge wird verwirrt, gesteht, daß er kein Wort von diesen Dingen weiß, verliert jeden Mut, wenn er denkt, was er noch alles lernen soll und zeigt einen so wahren und tiefen Kummer, daß das gute Herz der Clairon gerührt wird. Sie macht ihm Mut, verspricht ihm — falls er wirklich Talent hat — ihn bei seiner Lektüre zu leiten und ihm die nötigen Bücher zu leihen.

Aber inzwischen lassen Sie uns sehen, was Sie können. Sprechen Sie z. B. die erste Szene von Nero mit Narcissus und die des dritten Aktes mit Burrhus.

Sie hört bis zum Ende zu, ohne ein Wort zu sagen, und dann, als er aufhört:

All das ist nichts wert. Sie spielen Liebe und Wut ziemlich sauber, aber Sie sind weder verliebt noch wütend. . . . Gewiß, es ist kein Vergleich zwischen Ihnen und dem Schützling des Herrn von Voltaire, ich hätte mir sonst auch kaum die Mühe genommen, mit Ihnen so lange zu sprechen, . . . aber ihr Nero ist ein Automat. . . Wie, Unglücklicher, Sie lassen ihm denselben Ton, dieselbe Maske, wenn er mit seinem Freigelassenen Narcissus spricht, wie wenn er sich an seinen Lehrer Burrhus wendet? Er, der raffinierte Komödiant, der Meister in Lüge und Verstellung? . . Hatte ich nicht recht, als ich Ihnen sagte, daß der Schlüssel der Rolle dort läge, in der Kenntnis seiner Persönlichkeit und der Geschichte?

Zweifellos, gnädiges Fräulein, ist das wahr bei historischen Persönlichkeiten, bei denen man weiß, wo man sie studieren soll. Aber wenn es sich um eine komische Rolle handelt, einen dieser Helden des modernen Lebens, wie sie uns die Dramen der Herren Diderot und Sedaine zeigen, wie soll man da die Geschichte kennen lernen, ihren Charakter vertiefen, wo und nach welchen Büchern?

In dem großen Buch des Lebens, das allen geöffnet ist, aber welches allein die Leute, welche sehen können, zu entziffern vermögen. Kopieren Sie das Leben, junger Mann, so werden Sie richtig und wahr sein. Sie werden sein, was der Schauspieler Caillot im Sylvain ist und im Deserteur. Haben Sie ihn gesehen? Nein? Nun wohl, sehen Sie sich ihn an, aber sobald Sie sich dabei ertappen, daß Sie ihn nachahmen, wie eben der große Narr den Lekain nachmachte, sehen Sie ihn nicht mehr. Sie werden mehr davon haben, wenn Sie die schlechten Schauspieler Komödie machen sehen, vorausgesetzt, daß Sie merken, jene seien schlecht, als wenn Sie Schritt für Schritt den Großen folgen.

Herr Monet sagte mir auch, daß ein häufiger Besuch der Museen vorteilhaft sein würde, daß ich an Gemälden und Statuen die Bewegungen der Leidenschaft studieren könnte.

Gewiß, zweifellos, aber die direkte Beobachtung ist noch besser. Als Hauptregel merken Sie sich, daß man die Natur mehr als die Kunst studieren muß. Schließlich und hauptsächlich: haben Sie Genie! denn das Genie rät alles und hilft zu allem.

Und wenn ich keins habe?

Verzichten Sie darauf, Komödie zu spielen oder zum mindesten auf den Ruf eines großen Schauspielers. — — — —

Genug mit dieser Probe. Sie mag ein Bild von der Tonart der kleinen theaterkritischen Schriften Daudets geben und zugleich das Urteil Zolas bestätigen, der dem Verfasser einen feinen und scharfsinnigen Theaterverstand zuschreibt. Der große Grundsatz, von dem er als Kritiker ausging, ist ebenfalls in dem kleinen Stück enthalten, er heißt: „Kopieren Sie das Leben" und „Studieren Sie mehr die Natur als die Kunst!"

Indessen bildeten die kritischen Gänge im „Officiel" nicht den Abschluß von Daudets theatralischer Wirksamkeit. Trotz seines Vorsatzes und obgleich er inzwischen als Romandichter Vermögen und Ruhm erntete, gewann er es doch nicht über sich, der Bühne ganz Valet zu sagen.

Zunächst versuchte er nicht ohne Glück den Erfolg seiner Romane dadurch zu steigern, daß er sie teils mit anderen, teils allein für das Theater zurechtschnitt. So erschienen Numa Roumestan, Jack und der Nabob, Sapho, Fromont, sowie die kleine Pfarre auf den Brettern. Dazu, in Gemeinschaft mit Léon Hennique zurechtgestutzt, die Lügnerin (la menteuse), eine spannende dramatisierte Novelle, als solche unter dem gleichen Titel schon in den „Künstlerehen" veröffentlicht. An diesen Dramen hat unser Dichter den wenigsten Anteil, wenn neben seinem noch der Name eines Mitarbeiters wie Adolphe Bélot oder der eben erwähnte Léon Hennique genannt wird. Er hatte eben Stoff und Charaktere gegeben und überließ den anderen die theatralische Mache. Möglich, daß Alphonse Daudet selbst ihnen einigen Wert beige-

messen, der Litteraturgeschichte gelten sie nur als eine Finanzoperation, deren Sammlung zu den vier Bänden seines „Theaters“ ohne Nachteil für beide unterblieben wäre.

Dagegen beanspruchen noch zwei Dramen selbständige Haltung, beide durch einen langen Zeitraum von der durchgefallenen Arlesierin getrennt, beide ihren Grundgedanken nach einander verwandt, insofern sie sich, der Richtung der modernen französischen Litteratur entsprechend, mit der Lehre Darwin beschäftigen, das eine mit der Vererbung, das andere mit dem Kampf ums Dasein. In beiden stellt sich der Dichter den modernen Theorien feindlich gegenüber, mit ruhiger Warnung in dem einen, ein von glühendem Haß beseelter Kämpfer in dem andern, und hier gelingt es ihm, auch im Drama eine tief nachhaltige Wirkung auszuüben.

Das Schauspiel, welches sich mit der Vererbung beschäftigt, heißt „Das Hindernis“ (l'obstacle) und ist mit seinen vier Akten auch über die deutschen Bühnen gegangen, nachdem es am 31. Oktober 1891 am Residenztheater in Berlin zum erstenmal aufgeführt worden.

Es handelt sich um die Liebe des Didier von Alain zu Magdalena von Remondy. Beides sind prächtige Menschen, sie zart und weiblich, er von ritterlicher Männlichkeit und überquellender Lebenskraft, so ganz unähnlich seinem Vater, dem alten Marquis von Alain. Dieser, ein eifriger Reisender, hatte während einer Expedition nach dem Senegal auf seiner letzten Seefahrt einen Sonnenstich erlitten, dem eine Meningitis und dann eine Geistesstörung folgte. Dieser Zustand des verstorbenen Marquis bildet das teils aufgebauschte, teils wirklich

vorhandene Hindernis, welches die Liebenden ſcheiden will. Herr von Caſtillon nämlich, Witwer, Streber, aus ſüdfranzöſiſchem Beamtenadel will ſelbſt ſein Mündel, die liebenswerte Magdalene, heiraten und braucht deshalb jenen Vorwand. Zugleich entwirft er der jungen Braut eine ſolche Schilderung ihrer Zukunft an der Seite eines blödſinnigen Mannes mit geiſtig zurückgebliebenen Kindern, daß dieſe erſchreckt ſelbſt in eine Trennung willigt und ſich friedeſuchend in das Kloſter der blauen Schweſtern begiebt, wo ſie erzogen iſt. Verwickelter wird das Spiel dadurch, daß Didiers Mutter ſelbſt ſich nicht ganz ſicher fühlt, ob nicht ihr Mann wirklich ſchon vor der Reiſe geiſtig anormal geweſen und der Sohn ſo vom Vater erblich belaſtet ſei. So will ſie auf keinen Fall, daß dieſer den wahren Grund der Trennung erfährt, und der unglückliche Bräutigam zermartert ſich das Hirn, was er verbrochen habe, daß ein Mädchen, deren Weſen niemals Flatterhaftigkeit und Laune geweſen, ſich ſo plötzlich von ihm gewandt.

Durch Vermittelung ſeines alten Lehrers Hornus erreicht er eine Unterredung unter vier Augen. Er iſt bereit zu verzichten, wenn ſeine Braut ihm ſelbſt ins Antlitz ſagt, daß ſie ihn freigebe, und wirklich, mit blutendem Herzen und ungeheurer Willensanſtrengung gewinnt es dieſe über ſich, ihm zu erklären, daß ſie ihn nicht mehr liebe. Zugleich aber erfährt er durch eine rohe Bemerkung des Herrn Caſtillon den Grund ihrer Weigerung. Nun beginnt für ihn ein eigentümliches Studium: die Annahme einer erblichen Belaſtung, die er vielleicht ſonſt verlacht hätte, gewinnt eben durch das Benehmen der Mutter und den Ernſt der Geliebten einen hohen

Grad von Möglichkeit. Er unterſucht ſich alſo mit peinvoller Mühe, lieſt ein Buch nach dem anderen über Darwinismus und Erblichkeitstheorie, konſultiert die berühmteſten Profeſſoren von Montpellier. So aus der gewohnten Bahn des Lebens gedrängt erſcheint er ſeiner Mutter erſt recht verdächtig, und dieſe greift ſchon in ihrem Beſtreben, den Sohn von ſeinen Erblichkeitsgedanken abzubringen, zu dem wohl nur in der franzöſiſchen Komödie möglichen Mittel, ihm gegenüber ſich eines Ehebruches ſchuldig zu lügen, deſſen Frucht er ſelbſt ſei. Daß Didier ſie einfach auslacht, iſt einer ſeiner ſympathiſchſten Züge und zugleich der Beweis, daß er mit ſich ſelbſt wieder ins Reine gekommen. Wirklich iſt er durch genauſte Selbſtbeobachtung zu der Ueberzeugung gelangt, daß er geiſtig durchaus normal ſei. So ſteht ſeiner Verbindung mit Magdalena nichts mehr im Wege und er holt ſich die Braut, die eben mündig geworden, ſelbſt aus dem Kloſter, um ſie ſeiner beglückten Mutter wieder in die Arme zu führen.

Außer dieſer Haupthandlung ſtehen noch zu dem Grundgedanken des Stückes die leichte Noélie in Beziehung, deren Verlobung von Seiten des Mannes plötzlich gelöſt wird, weil ſie erblich belaſtet ſei, und die deshalb den Schleier nimmt, ſowie das Experiment, das Didier mit dem alten Wilderer Sautecoeur macht, den er als ſeinen Jagdhüter engagiert, um von ihm an den Keim der Geſetzmäßigkeit und Sittlichkeit in ſeine wildernde und marodierende Familie zu bringen. Der junge Menſchenfreund hat indeſſen kein Glück damit; die Katze kann auch hier das Mauſen nicht laſſen, und Sautecoeur beweiſt, indem er ſeinem Herrn freudigen Herzens

die Abzeichen des Gesetzes zurückgiebt, um sein altes, vogelfreies Leben wieder anzufangen, daß die Vererbung doch kein bloßer Begriff sei.

Ueber die Tendenz des Stückes läßt sich streiten, für uns kann sie höchstens als Beitrag zur Charakteristik der milden Sinnesart unseres Dichters dienen. Die Beurteilung ihrer Richtigkeit geht die Kunstbetrachtung nichts an. Ihr ist es von Wert, ob Daudet verstanden hat, mit seiner Tendenz als Haupttriebfeder der Handlung den Knoten glaubhaft oder befriedigend zu schürzen und zu lösen. Beides ist nicht der Fall. Die Heldin verliert dadurch, daß sie die Scheu vor der erblichen Belastung des Geliebten zum Motiv ihres Rücktritts macht, außerordentlich an Sympathie. Nicht ohne Schuld des Dichters, der wohl mancherlei über jenes Schreckgespenst hin und wider reden läßt, aber versäumt, dessen Furchtbarkeit dem Zuschauer glaubhaft vor Augen zu führen. So erscheint es halb als eine Einbildung und durchaus nicht als zureichender Grund für die Wirkungen, die es erregt. Durch diese Schwäche verliert das ganze Stück an Glaubhaftigkeit und Interesse. Seiner Tonart nach glauben wir, daß es sich etwas von den früheren unterscheidet. Der Dichter hat den Südländer etwas abgestreift, seine Personen sind in Liebe und Haß gehaltener, ihre Gefühlsergüsse mit der berechtigten Ausnahme von Didiers Trennungsszene ziviliſierter. Die gemütstiefe Innigkeit der Arlesierin ist weder erstrebt noch erreicht; an den Handlungen der Personen hat der Kopf mehr Anteil bekommen als das Herz.

Auf einer viel höheren Stufe steht das zweite dieser Spätlingsdramen „der Kampf ums Dasein“ (la lutte

pour la vie), in fünf Akten und sechs Bildern am 30. Oktober 1889 im Gymnase dramatique zu Paris zum erstenmal aufgeführt. Es ist das bedeutendste Bühnenwerk des Autors und läßt hinsichtlich der geschlossen fortschreitenden Handlung, seines Gedankenreichtums, des gespannten Interesses, das es von Anfang an bis zum Schlusse erregt, sowie hinsichtlich der szenischen Technik alle anderen Schauspiele hinter sich zurück. Das Stück bildet die Fortsetzung zu dem Roman „der Unsterbliche", Paul Astier, der hübsche Struggle-for-lifer und seine Frau Maria Antonia, verwitwete Herzogin Padovani halten die führenden Stellen.

Paul Astier, Deputierter, zweiunddreißig Jahre alt, hat der fünfzigjährigen edlen Herzogin Maria Antonia Padovani eine tiefe Neigung einzuflößen gewußt, und sie so gezwungen, ihn zu heiraten. Nachdem er sich indessen in Besitz ihres Millionenvermögens gesetzt hat, wird er ihrer überdrüssig, und als er gar einen großen Teil des Vermögens in Gefahr gebracht hat, wünscht er seine Frau loszuwerden. Wenn der Vorhang aufgeht, sieht der Zuschauer in das prächtig ausgestattete Arbeitszimmer Astiers, wo der kleine Bediente Stenne und der Sekretär Cortigue beim Reinigen und Ordnen dem Zuschauer die nötigen Aufschlüsse über den Helden geben. Dieser selbst schläft im Nebenzimmer, dessen schwere Portière, als jene weg sind, ein nackter Frauenarm aufhebt. Gleich darauf tritt Lydia Vaillant im Korset, noch ohne Taille, aus dem Schlafzimmer, ein zwanzigjähriges Mädchen, Tochter eines ehrsamen Beamten, der der Herzogin Padovani viel und auch das verdankte, daß sie das Mädchen stets als Gesellschafterin und Vorleserin

in nächster Nähe hielt, verlobt mit dem ehrlichen, gelehrten, aber weltunkundigen Antonin Caussade, jetzt Pauls Mätresse. Ihr kurzes Liebesspiel wird durch den Eintritt des Advokatenschreibers Chemineau, eines Bewunderers und Helfers Astiers, unterbrochen. Dieser erklärt dem Verdutzten, daß er mit dem Mädchen die Nacht absichtlich in seinem ehelichen Schlafgemach zugebracht habe, um seine Frau zu einem öffentlichen Bruch zu veranlassen. Der andere zweifelt an dem Gelingen des Plans, und sie sprechen noch von dem bevorstehenden Verkauf von Mousseaux, dem altererbten, fürstlichen Landsitz der Padovani, als der Vater und der Verlobte Lydias gemeldet werden. Paul verfärbt sich wohl einen Augenblick, aber es handelt sich um Geschäfte. Die beiden armen Betrogenen vermuten nichts, obgleich nur durch eine Portiere von ihnen getrennt die Braut resp. Tochter den Geliebten eben aus ihren Armen gelassen hat; er vermag sogar sehr von oben herab die beiden, die im Namen der Menschlichkeit eine von der Herzogin zugestandene Ermäßigung eines Pachtzinses auch von ihm erbitten, kalt mit dem Schlagwort abzuweisen, daß eben im Kampf ums Leben der schwächere zu Grunde gehen müsse. Als die beiden sich entfernt, lachen die zwei anderen lustig hinter ihnen her, und Astier erzählt seinem Spießgesellen, daß er nur auf die Scheidung warte, um zur Rangierung seiner Verhältnisse eine Jüdin, enorm reich und ohne jeden Anhang, zu heiraten. Er beschließt dann, da ihm Chemineau begreiflich macht, daß der eingeschlagene Weg, eine Scheidung herbeizuführen, nicht der richtige sei, diese mit Hilfe der ihm immer noch glühenden Liebe seiner Frau zu erzwingen,

und entläßt deshalb die Lydia sofort auf lange Zeit unter dem Vorwande, daß ihm Gefahr drohe.

Der zweite Akt führt nach Mousseaux in den alten Saal der Garden, wo Maria Antonia mit der Marquise de Rocanère in vertraulichem Gespräch sitzt, das aber alsbald durch den Portier unterbrochen wird, der wütend hereinstürmt mit einer Affiche, die man überall angeschlagen hat: Domaine und Schloß Mousseaux zu jedem annehmbaren Preise zu verkaufen. Betreten vernimmt er aus dem Munde der Schloßherrin, daß es mit dem Verkauf seine Richtigkeit hat; er erlangt indessen, daß man es heut noch nicht anschlägt als am Tage der Woche, wo dem Publikum die Besichtigung des historisch interessanten Besitzes freisteht. Darauf fahren die beiden Frauen in ihrer vertraulichen Zwiesprache fort, wobei sich die Aehnlichkeit der beiderseitigen Schicksale offenbart. Frau von Rocanère, von ihrem Mann nicht geliebt, hat alle Zerstreuungen nacheinander durchgekostet und sich jetzt dem Morphium ergeben; Frau Astier erzählt dagegen, wie ihre Liebe unter der zunehmenden Kälte ihres Gatten gelitten, und wie der völlige Bruch dadurch herbeigeführt sei, daß sie ihn mit Lydia in schamloser Umarmung in flagranti abgefaßt. Sie weiß auch durch den zweideutigen Cortigue, daß er sich mit einer reichen Jüdin verheiraten will, und gerade deshalb wird sie nie in eine Scheidung einwilligen. In dem Augenblick wird der alte Vaillant, Lydias Vater, gemeldet und zuerst sehr kalt empfangen, bis sich herausgestellt, daß der arme Mann, voller Vertrauen auf seine Tochter, von deren Verhältnis zu Astier nichts weiß. Er beginnt dann gerade das Gesuch, um deswillen er schon bei Paul Astier war,

vorzubringen, als die Fremden, die das Schloß besichtigen, sie zum Rückzug zwingen. Unter den Besuchern zeichnet sich besonders eine Gräfin Esther aus Buda-Pest aus, die sich aus Neugierde das Schloß angesehen, weil sie eben, wie Mari-Anto nachher der Freundin mit Bitterkeit sagt, die zukünftige Frau Paul Astiers ist, und der es durch ein schlaues Manöver gelingt, mit der Herzogin selbst einen Blick zu wechseln. Da tritt unerwartet Paul Astier zu den beiden Damen, und als die Freundin sich bald zurückzieht, gelingt es ihm im tête à tête die zuerst mit ruhiger Energie ablehnende Frau, deren edler Charakter hier im reinsten Lichte strahlt, durch seine kaltblütige, kluge Heuchelei zu bewegen, wieder zu ihm zu ziehen. Er erregt ihr Mitleid und gewinnt so sein Spiel.

Der dritte Akt bietet ein Intérieur bei dem alten Vaillant. Lydia mit einer weißen Hausstandsschürze mädchenhaft hausmütterlich um den Theetisch beschäftigt, erwartet voll Ungeduld einen Dienstmann, der die ersehnte Antwort auf einen Brief an Paul bringen soll, aber mit leeren Händen zurückkommt. In ihren Gedanken über das Schweigen des Geliebten wird sie von der reichen Esther unterbrochen, als deren Pariser Gesellschafterin sie diente und die hinaufkommt, um sie nach einer kurzen Reise wieder in Anspruch zu nehmen. Die Jüdin erzählt von ihren Beziehungen zu Paul Astier, und daß dieser, um eine Scheidung zu provozieren, ein Verhältnis mit einem Mädchen angeknüpft hat, eine „von denen, welche man nicht heiratet". Glücklicherweise kommt gerade der alte Vaillant vom Bureau heim, sodaß Lydia, die sich in halber Ohnmacht gegen ein Möbel stützt, sich wieder sammeln kann. Der Vater ist hoch entzückt über die

Ankunft Eſthers; nachdem er bei ſeinem Beſuch in Mouſſeaux durch die halben Reden der Herzogin argwöhniſch geworden, ſieht er, daß ſeine Tochter in der That als Geſellſchafterin bei der reichen Ungarin war und ihre Erzählungen kein Vorwand. In ſeiner rührenden Freude zwingt er das Mädchen, ihm ſeine ſchlimmen Gedanken zu verzeihen, die er auch nie, nie wieder ausſprechen will. In derſelben Szene bringt der hinzutretende Bräutigam eine von dem Sekretär Cortigue unterzeichnete Erklärung, daß er alles, was er gegen Lydia und ihren Vater geſagt, als eine feige Lüge zurücknehme. Ach, der arme Antonin weiß nur zu gut, was er von dem Feigling zu halten hat, und als der Alte weggeht, um ihm Gelegenheit zu einer Ausſprache zu geben, geſchieht weiter nichts, als daß er Lydia, die ſich „zu einer langen Reiſe“ wegbegeben will, verſpricht, in der Zeit des erſten Schreckens bei dem Vater zu bleiben. Der Freund meint, ſie wolle mit Paul Aſtier entfliehen, der Hörer weiß nur zu gut, daß ſie in den Tod gehen wird.

Der vierte Akt ſpielt im Hotel Padovani zu Paris und zerfällt in zwei Bilder. Das erſte ſtellt das Zimmer Pauls dar. Es iſt heute großes Wohlthätigkeitsfeſt im Hotel Padovani. Alle Gäſte ſind da, nur der Hausherr fehlt noch. Cortigue und Chemineau, beide in Frack und weißer Binde haben genug ſich drüber zu wundern, auch darüber, daß Schloß Mouſſeaux nicht verkauft wird. Sicher führt der Herr irgend etwas im Schilde, aber was nur? Da tritt dieſer ſelbſt ein, jagt Diener und Sekretär hinaus, und indem er ſich Rock und Weſte auszieht, um ſich zum Feſte umzukleiden, erzählt er dem zurückgebliebenen Chemineau, daß er eben an ſeiner Ge-

heimwohnung vorbeifahrend oben Licht gesehen habe, eingetreten sei und Lydia angetroffen habe, im Begriff sich zu töten. „Ich bin gekommen, bei uns zu sterben" hat sie gesagt. Er hat ihr die Giftflasche mit Gewalt entreißen müssen, aber sie hatte schon einen tüchtigen Schluck getrunken. Dann hat er sie bis zur Ecke ihrer Wohnung bringen müssen. Sie wird mit dem Leben kaum davonkommen. Eine langweilige Geschichte, trotzdem sie ihn zu sehr liebt, um auch nur im Sterben einen Namen zu nennen. Auch mit Esther geht es nicht gut; sie findet, daß sich die Sache zu sehr hinzieht und wird ungeduldig. Maria Antonia schwankt von Tag zu Tag, ob sie sich scheiden lassen soll oder nicht. Der Schuft Cortigue spioniert zwischen beiden hin und her. Auch ein Graf Adriani, heute Gast hier, umschwärmt die schöne Jüdin und wird gefährlich. Heut Abend holt er sie wieder von der Oper ab. O, wenn er die Herzogin los werden könnte! Da fällt ihm das Fläschchen Gift in die Hände, welches er von Lydia mitgebracht und auf den Toilettentisch gelegt hat. Soll er — soll er nicht? Nein, niemals! ruft er aus und will den Kristall wegwerfen, da erscheint seine Gemahlin, festlich geschmückt in der Thür, um ihn zur Gesellschaft abzuholen.

Das zweite Bild im Rauchzimmer nach dem Diner. Die Gäste entfernen sich in den gedeckten Garten, wo ein berühmter Romanzier ein neues Werk, an die Theorie des Kampfes ums Dasein anschließend, vorlesen wird. Der Hausherr nimmt nicht daran teil. Den Grafen Adriani, welcher sich zu verabschieden kommt, will er dadurch zurückhalten, daß er seinen Weggang als einen Affront gegen sein Haus, seine fernere Werbung bei der

Gräfin Eſther als einen Affront gegen ihn anſieht. Eine Herausforderung iſt die Folge, und Paul ſchießt ſehr gut. Bei einem tête à tête mit dem gewiſſenloſen Cortigue bleibt er halb und unſchlüſſig, ob er dieſem ſeine Frau zum Vergiften überliefern ſoll. Da tritt Mari-Anto ſelbſt ein, von einem leichten Unwohlſein befallen und bittet — o Fügung des Schickſals! — um einen Trunk Waſſers. Mit raſchem Entſchluß geht Paul, um es ſelbſt zu bringen. Das iſt hübſch von dir, ſagt ſie mit einem dankbaren Blick, aber wie biſt du bleich? Sie ſetzt das Glas an die Lippen, er unterbricht ſie; noch einmal, da ruft er aus, ſie ſolle nicht trinken! Warum? Ich habe Durſt! Wirf es weg, ich will es, ich bitte dich, wirf es weg! Da erhebt ſich die Gattin: du haſt alſo nicht den Mut gehabt, bis zu Ende zu gehen? Sie erzählt ihm, daß ſie ſchon lange ein Attentat vorausgeſehen habe; daß ſie vorhin, als ſie ihn mit dem Fläſchchen geſehen, gewußt habe, daß es heute ſein würde. Sie will keinen Lärm darüber machen, nicht einmal mehr ſeine Frau ſein, ſie fühlt mit ihren ergrauenden Haaren nicht anders mehr für ihn als eine Mutter. Dieſer eine Verſuch ſchlug fehl, der nächſte wird beſſer gelingen, und auf das Schaffot will ſie ihn nicht bringen. Darum giebt ſie ihn frei. Da ſenkt der Struggle-for-lifer ſein Haupt wie ein geſchlagenes Tier vor der Seelengröße dieſes Weibes. Verzeihung, Verzeihung! ſtammelt er und ſie entläßt ihn mit den Worten: Verzeihung von mir, immer; aber das Leben verzeiht nicht — O werde gut und ehrenhaft — Alles bezahlt ſich auf Erden, armer Junge, alles.

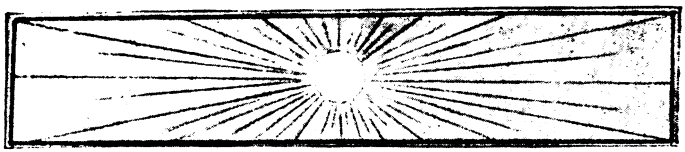
Der Schlußakt handelt wieder in Mouſſeaux am fünften Tage der Auktion, in der Schloß und Park und

alles Inventar verkauft wird. Der Thorhüter Heurtebiſe hat viel zu thun, um die Menge der Käufer und Neugierigen im Zaume zu halten. Auch der alte Vaillant, einen Trauerflor um den Hut, kommt, um ſich ein Andenken an das Haus zu erſtehen, dem er ſo viel verdankt, und erfährt jetzt von dem Portier den Namen des Verhaßten, den ſeine Tochter auch im Tode zwiſchen den zuſammengepreßten Zähnen behalten hat. Auch der Graf Adriani erſcheint, am Stock gehend, nachdem er fünf Monate an Paul Aſtiers Kugel gelegen hat. Marie-Anto iſt natürlich nicht anweſend, ſie hat ſich nach Korſika zurückgezogen; ebenſo natürlich tritt die ſchöne Jüdin Eſther mit ihrer Tante auffällig unter dem Schwarm der Beſucher hervor, die neuen Beſitzerinnen des fürſtlichen Parkes. Senſation erregt das Auftreten Paul Aſtiers, der als Deputierter des Kreiſes in der Nähe, den neuen Beſitzerinnen ſeine Huldigung bringt und ſich dabei mit Gräfin Eſther förmlich und feierlich verſpricht. Zwiſchendurch hört man die Stimme des Auktionators, der eben dem alten Vaillant ſein Andenken, ein paar Piſtolen, für den hohen Preis von tauſend Franken zugeſtanden, und jetzt ein Geſpann ausruft, auf das Paul Aſtier 25000 Franken bietet, um es ſeiner Braut als Hochzeitsgeſchenk zu geben. Da tritt ihm der alte Vaillant entgegen. „Wir kämpfen alle ums Leben, nicht wahr, junger Mann?“ Und zum dritten Mal! ruft der Auktionator. Der Alte in Trauer hebt die Piſtole: der Starke frißt den Schwachen! und indem er abſchießt: ſo unterdrücke ich dich, Bandit! Paul Aſtier, der dem Alten ruhig ins Auge geſehen hat, dreht ſich einmal um ſich ſelbſt und fällt dann tot zu Eſthers Füßen nieder.

Der Dichter hat sich in einer Einleitung über die Tendenz seines Stückes ausgesprochen: „Ich glaube absolut daran, sagt er, daß alles sich auf Erden bezahlt macht", und so hat er seinen Helden Paul Astier, der roh und gewissenlos alles, was sich ihm entgegenstellt, unterdrückt, was er benutzen kann, für seine Zwecke mißbraucht, und die Berechtigung seiner Handlungsweise mit ein paar Schlagworten des Darwinismus wie vom Kampf ums Dasein, der natürlichen Zuchtwahl, der Unterdrückung des Schwächeren hinreichend begründet findet, so hat er diesen Helden von einem Mann der alten Schule, dessen ehrliches Herz unter der unheilbaren Wunde verblutet, welche ihm jenes glatte, gefährliche Scheusal zugefügt, wie einen tollen Hund niederknallen lassen. Mit glühendem Herzen hat er diesen Paul Astier gezeichnet und zu der edlen Mari-Anto sowie der unglücklichen Lydia in einen rührenden Gegensatz gebracht. Er wird ihm zu einer Art modernen Richards III. in Frack und Glacéhandschuhen, bei dem die Größe und Ungeheuerlichkeit des Urbildes zu dem nüchternen, kalten Egoismus eines engen Horizontes sich abschwächt. Sein Repertoir aber hat Daudet mit dem Gemahl der Herzogin Padovani um einen neuen Typus bereichert. Es gelang ihm, einen von den „mit Absicht Bösen" glaubhaft und trotz aller Schärfe der Darstellung unübertrieben auf die Bühne zu bringen. — —

Blicken wir noch einmal auf Alphonse Daudets dramatische Werke zurück, so verteilen sie sich ungesucht in drei Epochen. In die erste gehören die Jugendwerke, die den Anhang der Amoureuses bilden, in ihrem Inhalt leicht, auch wo sie ernst sind, zwanglos in ihrer Form. der zweite Zeitraum beginnt mit dem ‚letzten Ideal' und

geht bis zur ‚Arleſierin‘ hier ringt der Dichter ernſthaft mit der dramatiſchen Form, die ſo ſtählern-biegſam unter den Händen der Sardou und Scribe, gerade ſeiner Anlage ſo ſpröde widerſtrebte und ſo leicht zerſprang, um epiſche Breite und lyriſchen Erguß ſtörend herausquellen zu laſſen. Die dritte Periode, welche die letzten beiden Dramen enthält, iſt durch eine lange Zeit von der zweiten getrennt. Der Dichter iſt ein anderer geworden. Noch offenbart ſich die alte Kunſt, die Herzen zu rühren, dazu die neue, eine Handlung geſchloſſen fortſchreiten zu laſſen. Der Romanzier hat auch den Dramatiker, beſonders im letzten Stück, aus der Sphäre des mehr oder minder tragiſchen Idylls zu der Höhe ſeiner großen Zeitgemälde mit ihrem Reichtum an Farben und Gedanken erhoben. Erreicht allerdings hat er ſeine Romane hier niemals, denn er ſelbſt konnte noch weniger als irgend ein anderer gegen ſeine Natur, und wie im Drama alles nach Handlung ſchreit, ſo drängte ihn ſein ganzes Naturell auf lyriſch-epiſche Stimmungsſchilderung.



VIII. Auf der Höhe des Lebens.

Am 10. März 1865 starb der Herzog von Morny, und Alphonse Daudet sah sich gezwungen, nachdem sein Lebensschifflein vier lange, glückliche Jahre sorglos dahingetrieben war, einmal selbst die feste Hand an das Steuer zu legen, um es in eine bestimmte Bahn zu lenken. Zunächst galt es zu überlegen, wo er stand. Die Stellung beim Herzog war natürlich mit dessen Tode erledigt, und der Nachfolger hatte keine Veranlassung, den Sekretär des Vorgängers in seinen persönlichen Dienst zu übernehmen. Von seiten der Schriftstellerei standen die Verhältnisse günstiger: gedruckt lagen vor das Bändchen der Amoureuses und die ebenfalls zu einem Bändchen vereinigten Phantasien, nach dem größten Stück mit dem Gesamttitel: Die Geschichte vom Rotkäppchen. Von den Dramen waren vollendet und zum Teil aufgeführt: das letzte Ideal, die Abwesenden, die weiße Nelke. Außerdem gab es in den Journalen schon eine nicht geringe Anzahl jener kleinen Geschichten, die später in den Novellensammlungen ihre Aufnahme fanden, und ihr Verfasser galt als gern gesehener Mitarbeiter von Villemessant. Kurz, der junge Schriftsteller fing an, bekannt zu werden, und schien zu denen zu gehören, die sich mehr und mehr über die Menge erheben würden. So gestaltete sich

Alphonse Daudets Bilanz in seinem fünfundzwanzigsten Jahre beim Tode Mornys.

Zwei Wege standen ihm jetzt offen: entweder konnte er als Beamter vom Staate übernommen werden, wozu sich dieser bereit erklärt hatte. Für dieses Projekt sprach die Sicherheit der Stellung, dagegen der Zwang einer geregelten Bureauthätigkeit und die beschränktere Zeit, die ihm dann zur Ausführung seiner litterarischen Pläne übrig blieb. Oder er konnte unter gänzlichem Verzicht auf den Staatsdienst mit seiner Sicherheit und Beschränktheit die freie litterarische Laufbahn einschlagen. Jenes war praktischer, dieses entsprach seinen Neigungen, und so entschied er sich denn für das letztere.

Übrigens fühlte sich unser Dichter von der Wichtigkeit des gefaßten Entschlusses und von der neuen Notwendigkeit, ohne das reiche Gehalt Mornys zu leben, durchaus nicht bedrückt. Ihm schien das Leben leicht und die Jugend ewig. Nur war er so praktisch, sich jetzt einer Dichtungsart zuzuwenden, die aus ihrer steten Reihe von Fortsetzungen einen regelmäßigeren Ertrag versprach als gelegentliche Essays und spärliche Theaterabende. Er faßte den Plan zu einem Roman, seinem ersten, nachmalig ‚der kleine Dingsda' (le petit Chose) betitelt, von welcher Anstrengung er sich alsbald auf einer Reise nach der Langue d'oc erholte, wo er den Entwurf allerdings genau festlegte und den ersten Teil niederschrieb.

Wieder nach Paris zurückgekehrt zog er, von der grassierenden Cholera aus der Hauptstadt vertrieben, 1866 zu seinem Bruder Ernest in die Sommerwohnung nach Ville d'Avray bei Paris, nicht ahnend, daß hier eins der wichtigsten Ereignisse seines Lebens freundlich

sich abspielen würde. Eines Tages empfingen die Brüder den Besuch von Bekannten, in deren Begleitung sich eine junge Dame, Fräulein Julie Allard befand. Die feingeschnittenen Züge ihres Gesichts, die ungezwungene Grazie ihres Wesens, der heitere Esprit ihres Temperaments entflammten sofort die Aufmerksamkeit des Dichters. Er suchte ihr in der Unterhaltung näher zu treten, und da auch sie sich von der vornehmen künstlerischen Persönlichkeit ihres Wirtes angezogen fühlte, entwickelte sich bald ein eifriges Gespräch, bei welchem sich dem Dichter ein außerordentlich feines Verständnis für die Fragen seiner Kunst, und eine hohe Bildung des Geistes und Herzens offenbarte. Am Anfang des Jahres 1867 fand die Hochzeit statt.

Für Alphonse Daudet war jene Heirat in der That eines der wichtigsten Ereignisse nicht bloß seines Privatlebens, sondern seiner ganzen schriftstellerischen Existenz. Julia Allard hatte das Glück gehabt, in einer Häuslichkeit voll poetischen Reizes aufzuwachsen. Vater und Mutter, selbst dichterisch thätig, besaßen eine starke Neigung für geistige Interessen. So hat denn auch die Tochter später zur Feder gegriffen. Man kennt von ihr die anmutigen Selbstbekenntnisse: „Kindheit einer Pariserin" (enfance d'une Parisienne 1883), „Fragment eines nicht erschienenen Buches" (Fragment d'un livre inédit 1884) und die „Kinder und Mütter" (enfants et mères 1888). Außerdem schrieb sie am Journal Officiel unter dem Pseudonym Karl Stern.

Alle, die Daudet kannten, wußten wohl, daß eine Gefährtin, die er sich für das Leben erwählte, sein künstlerisches Feuer, wenn er sich in seiner Wahl täuschte, er-

ſticken und ſein Talent hemmen könnte. Ihn ſelbſt hatte die Furcht vor dieſer Gefahr ſtets beherrſcht und von einer Heirat ferngehalten. Wir wiſſen ja, daß ein ganzes Buch, die Künſtlerehen, ſich um dieſe Frage dreht, und beſonders in der erſten Geſchichte, Madame Heurtebiſe, zeigt ſich, welch ſchlimmer Folgen ſich der Verfaſſer im Falle einer unglücklichen Wahl verſah. Nun hatte die Bekanntſchaft mit Julia all dieſe Bedenken über den Haufen geworfen, aber der ſchnelle Entſchluß war ihm zum Heile ausgeſchlagen. Seine Gattin wurde der warme Glanz ſeines Herdes, ſie gab ihm Stetigkeit bei der Arbeit und half ihm mit der feinſinnigen Zurückhaltung einer künſtleriſch veranlagten Frau bei der dichteriſchen Inſpiration.

Der Dichter ſelbſt öffnet hie und da einen Blick auf ihre herzliche Gemeinſchaft. Er erzählt, wie er an Regentagen den zweiten Teil des kleinen Dingsda ſchrieb, während ſeine Frau am Klavier ſaß und Chopin ſpielte. Oder er freut ſich, wie ſeine Frau zu leiden hatte in der Zeit, da er am Fromont ſchrieb. Wohl zwanzigmal mußte ſie Rede und Antwort ſtehen: Was meinſt du, ob ich Sidonie ſterben laſſe? . . Oder wenn der alte Risler am Leben bleibt? . . Was muß Delobelle oder Frantz oder Claire in dem und dem Falle ſagen? — Und das vom Morgen bis zum Abend, alle Augenblicke, beim Eſſen, im Wagen, wenn ſie zum Theater gingen, wenn ſie von einer Geſellſchaft zurückkamen, während der langen Droſchkenfahrten durch das ſchlafende Paris.

Die armen Künſtlerfrauen! Die ſeinige war in der That ſehr viel Künſtlerin und hatte einen recht großen Anteil an allem, was der Gatte ſchrieb. Er ſagt ſelbſt, es gäbe keine Seite, die ſie nicht durchgeſehen und retou-

chiert hätte, wo nicht ein wenig von ihrem feinen Goldstaub liegen geblieben wäre. Und dabei so bescheiden, so einfach, so wenig Schriftstellerin! Ueberquellenden Herzens wollte er eines Tages all diesem Ausdruck verleihen, er wollte ihr den Nabob widmen und ihr damit ein bleibendes Denkmal setzten, ihrer feinsinnigen, unermüdlichen Mitarbeiterschaft. Sie duldete nicht, daß diese Widmung erschien, und der Dichter hat sie nur ungefähr zehn für Freunde bestimmten Exemplaren vordrucken lassen. Madame Daudet spricht einmal über ihre Hilfe bei dem dichterischen Schaffen des Gatten: Unsere Mitarbeiterschaft? Ein japanischer Fächer. Von der einen Seite der Stoff, die Personen, die Atmosphäre, von der anderen ein Zweiglein, ein Blättchen, die leise Fortführung eines Aestchens, ein bischen Gold oder Farbe, das dem Maler im Pinsel geblieben ist. Das ist die feine Arbeit, die ich mache.

Ernst Daudet hat aus der Zeit, wo seine Schwägerin, dem Drängen ihres Mannes nachgebend, die Eindrücke ihrer Kindheit veröffentlicht hatte, als er eines Abends von einem Besuch bei seinem Bruder nach Hause zurückkehrte, mit einigen Worten das Interieur desselben beschrieben. Das kleine Stimmungsbild aus diesem glücklichen Milieu, „wo die Kunst die Gottheit des Hauses ist“, und dessen warm strahlendes Wohlbehagen einen tröstlichen Gegensatz zu der harten Lehrzeit des Künstlers bildet, mag auch hier von seiner Häuslichkeit einen Eindruck gewähren.

Ein weites hohes Arbeitszimmer. Vor dem Tisch mit Papieren und Büchern beladen, unter dem vollen Licht der Lampe, deren Helligkeit ein Schirm von aus-

geschnittenem Papier mildert, sitzt der Hausherr und schreibt an seinem neuen Buche, das schon von den Zeitungen angekündigt, von den Uebersetzern und Herausgebern wie von dem Publikum mit lebhafter Spannung erwartet wird. Zwischen jedem Satz, nachdem er sorgfältig alle Worte ausgewählt, alle Teile ciseliert hat, macht er eine Pause; er hält leise Zwiegespräche mit seiner Phantasie und zwingt die lose in die Grenzen der Wahrheit, denen sie stets zu entschlüpfen strebt. Die Personen, deren Handlungen er erzählt, ziehen an seinem inneren Auge vorüber und enthüllen ihm die geheimsten Regungen ihrer Seele.

Mit der Genauigkeit eines Porträtmalers giebt er sie so wieder, wie er sie gekannt hat; unablässig bemüht er sich, ebenso wahr wie die Natur zu schaffen, und in diesem Ringen nach dem richtigen Eindruck in Worten und Gedanken, nach der sinn- und sachgemäßen Beschreibung auch des Nebensächlichen entfaltet er die ganze Kraft, Anmut und Anschaulichkeit seines Stils, und bekleidet so das Gerippe seiner Fabel mit einer peinlichen Gewissenhaftigkeit, die sich nicht eher zufrieden giebt, bevor nicht alle Möglichkeit erprobt und die beste gewählt ist. Das, meint er, sei er sich selbst und dem Publikum schuldig.

Ihm gegenüber an die andere Seite des Tisches hat sich eben behutsam seine Frau gesetzt, nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht und mit einem Gute-Nacht Kuß verabschiedet. Die Zeit ist wie geschaffen zu einer ruhigen Arbeit, die etwas schönes zeitigen soll. Der Lärm der Straße hat sich gelegt, das ganze Haus scheint zu schlafen. Wie heilkräftig ist dieses tiefe Schweigen. Nur ein Holz-

scheit knistert im Kamin. Die Flamme, welche ihn verzehrt und über der glühenden Asche schwankt, läßt ihren rotglühenden Schein von den Goldrahmen der Gemälde wiederstrahlen und den kupfernen Vasen, die mit frischen Blumen gefüllt sind. Niemals schien dem Bruder die Intimität dieses häuslichen Glückes, niemals die heitere Ruhe dieses häuslichen Herdes, den doch heller Ruhm umstrahlte, eine süßere und eindringlichere Sprache geredet zu haben.

Die junge Frau läßt sich von ihren Träumereien einwiegen, sie genießt die Gegenwart und sucht in die Zukunft hinein zu denken; und dann wieder in einem unwillkürlichen Bedürfnis das, was sie besitzt und was sie erhofft, mit dem zu vergleichen, was sie einstmals gekannt, läßt sie ihre Gedanken in die Vergangenheit zurückschweifen. Sie blickt zurück in ihre Kindheit; jetzt ist sie in ein anderes Haus überführt worden, auch das warm, voller Zärtlichkeit, behaglich und friedlich; und sie träumt wieder von den fernen Tagen. Hier herrscht sie, dort gehorchte sie, und eins war so schön wie das andere. Sie bedauert nicht dieser Vergangenheit entrissen zu sein, aber sie blickt mit Freude darauf zurück. Ein Wiederhall jener Zeit erwacht in ihr und scheucht alte Erinnerungen auf.

An diesem glücklichen Tisch, wo das Talent ansteckend, gegenüber dem Manne, der alles für sie ist und dessen Feder Meisterwerke schafft, fühlt sie sich von einer Art Heimweh ergriffen, und auf das weiße Blatt unter ihrer Hand läßt sie ihre plötzlich erwachten Erinnerungen, Prosa oder Vers, in harmonischen Zügen niedergleiten. Häufig erneuen sich diese glücklichen Abende. Sie setzten sich, wenn der Sommer gekommen, in den wunderbaren Tagen ihres

Landaufenthalts fort, in dem Landhaus am Waldrande, dessen smaragdgrüne Rasenflächen sich zum klaren Bache hinabziehen, wo die blauen Blüten der Gloccinien auf ihr zitterndes Spiegelbild hinabschauen. — — — — —

Nach der Heirat nahm Daudet seinen dauernden Aufenthalt in Paris und die Einnahmen waren groß genug, um ihm und seiner Familie ein bequemes, mehr und mehr zu Wohlstand erblühendes Leben zu sichern. Von größeren schriftstellerischen Publikationen fällt in diese Jahre „Der ältere Bruder", 1867 aufgeführt, und die Herausgabe der „Briefe aus meiner Mühle" (1868). Im übrigen schrieb der Dichter kleine Erzählungen und beschäftigte sich mit neuen dramatischen Entwürfen.

Da brach der Krieg aus und schreckte auch ihn aus seiner friedlichen Thätigkeit. Er hatte es immer geliebt, durch die Wälder zu laufen, um Pilze und Kastanien zu sammeln, und war stolz darauf, allerhand eßbare Waldfrüchte zu erkennen. Den kleinen Léon auf der Schulter, die Mutter an der Hand nach sich ziehend, drang er mitten durch das dichteste Gebüsch. Nun hatte er einmal mit einem befreundeten Bildhauer einen solchen Spaziergang gemacht und sich dabei das Bein gebrochen. Man brachte ihn nach Hause, stöhnend, fiebernd, aber über alles besorgt, seinen Freund nicht ärgerlich zu machen. Es war ein schwüler Sommerabend, ein Gewitter ballte sich zusammen. Da brachten die Abendblätter die furchtbare Nachricht, der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland war erklärt. Daudet hatte nur eine Idee, so schnell als möglich gesund werden, um seinem Vaterlande dienen zu können. Dann kam die betäubende und schreckliche Zeit für ihn und für das ganze Land, wo jeder Bote

eine Niederlage meldete, und alle Gesichter Furcht und Niedergeschlagenheit ausdrückten. Endlich konnte er wieder auf seinen Beinen stehen und ein Gewehr fassen. Er trat in die Pariser Nationalgarde.

An einem heißen und begeisterungsvollen Herbsttage ging er zum erstenmale stolz auf sein Soldatenkäppi auf die Straße. Er war noch etwas ungeschickt und stieß fast mit seinem Gewehr an die Schaufenster, als er sich zu dem Bataillone seines Stadtviertels begab, um dort als Bürgersoldat einzutreten, aber wer daran gezweifelt hätte, daß er Paris retten und ganz allein Frankreich befreien würde, der riskierte, daß der neue Nationalgardist ihm sein ganzes Bajonett in den Magen gestoßen hätte. Alles glaubte ja so fest an die Nationalgarde.

Daudet machte denn auch alles mit, was es mitzumachen gab. Die Versammlungen auf den freien Plätzen von Paris, die Appelle, das groteske Exerzieren der bunt zusammengewürfelten Freiwilligen und das Ganze begleitet von dem tiefen Baß der Kanonen. Auch an seine erste Nachtwache erinnerte er sich später noch genau, an das Herumtappen im Finstern, die Patrouille, welche die nasse Böschung herunterpurzelte, weil sie den Weg verfehlte, und ihn schließlich als letzten an der Porte Montreuil allein ließ. Es war ein Hundewetter in jener Nacht. In der tiefen Stille, die über Stadt und Land gebreitet lag, hörte man nur den Wind, der um die Wälle sauste, die Schildwache schüttelte, die Parole verwehte und die Scheiben einer alter Gaslaterne auf dem Wege erzittern ließ, daß er jedesmal glaubte, den Säbel eines Ulanen klirren zu hören.

Auch den Dienst in der Stadt selbst hatte er mitgemacht;

er hatte vor den leeren Läden, an den Thüren der Märieen, auf den durchweichten Plätzen Wache gestanden, als Patrouillengänger hat er Straßenpolizei gespielt, betrunkene Soldaten, Dirnen und Diebe aufgelesen, bis er beim bleichen Morgenlicht heimkehrte, mit Staub bedeckt, ermattet, die Kleider von Tabak, Petroleum und Pechdünsten geschwängert. Dann die eintönigen, langen Tage, die man nicht anders auszufüllen wußte, als daß man Kompagnieklatsch breit trat oder auf den Tischen der Cafés mit Streichhölzern Schlachtpläne erklärte. Und zwischen all diesem die Spionenriecherei, der Massenausfall, das unvernünftige Mißtrauen und das übertriebene Zutrauen, all die Thorheiten des eingesperrten Volkes.

Politisch stand Daudet, wie oben bemerkt und wie es natürlich war, mit blindem Haß gegen die Feinde auf Seiten seines unglücklichen Vaterlandes. Er war immer ein glühender Patriot gewesen, schon vorher; sein Freund Alfred Delvau, mit dem er im Jahre 1866 eine Rheinreise machte, und der diese in einem Büchlein „Vom Pont des Arts bis zur Kehler Brücke“ (Du pont des Arts au pont de Kehl) beschrieb, erzählt darüber eine interessante Anekdote: „Eines Abends während dieses Ausfluges spielte ein Reisegefährte auf dem Klavier eines Wirtshauses in einem rheinischen Städtchen Stücke aus Beethoven und Mozart. Ein französischer Deserteur, als ein solcher bekannt, blätterte ihm die Noten um. Der Klavierspieler wollte eben aufstehen, als ihm jener ein paar Worte auf deutsch zuflüsterte. Nachdem der Reisegefährte einige Augenblicke gezaudert, spielte und sang er die wundervollen Beleidigungen gegen Frankreich, die Rücken in Musik gesetzt hat. Daudet und ich zitterten vor Erregung, um

ſo mehr, als ein kleiner deutſcher Jude ſich königlich dabei amüſierte und der Deſerteur Beifall klatſchte. „Ans Klavier, Daudet, ans Klavier! Wir wollen ihnen mit dem „Rhein“ von Müſſet antworten, mit der Muſik von Delioux, die ebenſo kraftvoll iſt wie der Text. Daudet eilte an das Klavier, ſeine Finger, aufgeregt wie ſein Herz, ließen die Elfenbeintaſten ertönen, und mit einer Stimme, die unſer Zorn unrein machte, ſtimmten wir an:

Wenn er euch gehört, euer deutſcher Rhein,
Waſcht darin eure Livrée.

Und jetzt überſetzen Sie ihnen das, ſagte ich wütend zu dem Deſerteur, und wies auf unſern Reiſegefährten und den Juden hin, welche aufgehört hatten zu lachen.“

Jetzt wirkte der Krieg im ganzen auf unſern Dichter wie eine Offenbarung: er machte ihn, wie er ſelbſt ſagte, zum Manne. Als er eines Abends im dicken Schnee auf Feldwache war, hatte er zugleich den erſten Anfall ſeiner Schmerzen und empfand Gewiſſensbiſſe über ſeine Gleichgiltigkeit, die ihn hübſche Verſe oder leichte Proſa ſchreiben ließ ohne einen ernſthaften, ſoliden Beruf. Auch für die ganze Nation, ihre Kultur, ihre Sitten und Vorurteile bedeutete ihm das „ſchreckliche Jahr“ einen Wendepunkt. Einen Roman freilich über dieſe Zeit zu ſchreiben lehnte er ab. Man erzieht die Menſchen nicht durch eine ſolche Erzählung; einem kriegeriſchen Lande wie dem unſrigen muß man von Sieg und Fanfaren ſprechen. An der Notwendigkeit und dem endlichen Eintreten einer Revanche hat er nie gezweifelt, ſo ſehr er die deutſche Litteratur ſchätzte.

Den Krieg als eine Allgemeinerſcheinung menſchlicher Kraftäußerung ſah er als ein Dichter an. Er geſtand

gern zu, daß es nichts dümmeres und traurigeres auf der Welt gäbe, als ihn. Auch ihm schien es scheußlich genug, sich durch eine ganze lange Winternacht im Chausseegraben wie ein alter Wolf durchzufrieren, und im Grunde ziemlich albern, wenn einem von acht Kilometern Entfernung ein Stück Eisen wie ein Kochkessel groß auf den Kopf geworfen wird. Aber trotz alledem — an einem schönen Winterabend in die Schlacht zu ziehen, den Magen voll und das Herz warm, in die unheimliche Dunkelheit hineinzugleiten in Gesellschaft wackerer Kameraden, deren Ellbogen man an seiner Seite fühlte, das dünkte ihn doch ein köstlicher Genuß, so etwas wie eine wunderbare Trunkenheit von der besonderen Art, die die Trunkenen ernüchtert und die schwachen Augen klar sehen läßt.

So wurde Daudet um manche Erfahrung reicher, die er dann für seine Novellen verwertete. Retten allerdings hat weder er mit seinem roten Munizipalgardenkäppi auf dem lockigen Künstlerkopf noch irgend ein anderer die belagerte Hauptstadt können. Sie mußte sich eben ergeben, und die Deutschen zogen durch den prächtigen Triumphbogen Napoleons. Unser Schriftsteller blieb noch in Paris. Er sah von der Terrasse des Café Riche aus die Bataillone der Kommune defilieren. Es war noch nicht zum Kampf gekommen, aber verschiedene Blutthaten hatten sich schon ereignet; so die beiden in der rue des Rosiers erschossenen Generale, auch auf dem Vendômeplatz und bei der Polizeipräfektur. Die Posse begann tragisch zu werden, und auf den Boulevards lachte man nicht mehr darüber.

Acht Tage später wehte die Flagge der Kommune

auf allen Märieen, die Zugbrücken waren aufgezogen, die Schlacht überall in vollem Gange, und von Stunde zu Stunde wurden die Trottoire breiter und die Straßen verlaſſener. Jeder brachte ſich in Sicherheit, wie er konnte, auf Gemüſewagen oder in den Packwagen der Geſandtſchaften. Es gab Leute, die ſich als Schiffer, Heizer oder Bediente verkleideten. Die Romantiſchſten überſtiegen nachts auf Strickleitern den Wall, die Verwegenen rotteten ſich zu Haufen von einigen Dreißig zuſammen, um eine Ausfallpforte mit Sturm zu nehmen, andere, praktiſcher veranlagt, zogen ſich in aller Harmloſigkeit mit einem Fünffrankſtück aus der Affäre. Auch hinter Leichenwagen gingen viele her, um dann außerhalb der Bannmeile ſich aus dem Staube zu machen. Weg zu kommen aber, das war ſicher, ſuchte jeder, der es nach Neigung und Beruf irgendwie ermöglichen konnte.

Da gedachte auch Daudet an Weib und Kind, wie es für ſie beſſer ſei, aus dem mehr und mehr ſiedenden Keſſel der Hauptſtadt herauszukommen, er war auch vernünftig genug, einzuſehen, trotzdem ihm das leicht erregbare ſüdfranzöſiſche Herz in der Bruſt ſchwoll, daß auch ſein eigenes Verweilen in Paris nur ihm ſelbſt zum Schaden gereichen könne. So erſah er ſich eine Gelegenheit, gewann mit einem Wagen voller Leidensgefährten ein ſüdliches Thor und beobachtete mit pochendem Herzen, wie die Feſtungswerke mehr und mehr zurückblieben, bis endlich nach Choiſy le Roy ein Seufzer der Erleichterung aus den Herzen der Geborgenen emporſtieg.

Die Pariſer ſind ein ſeltſames Volk. Schon im Wagen lernte der Dichter ein Exemplar dieſer Spezies kennen, einen kleinen, ſchmächtigen Menſchen, der, je mehr

ſie die Wälle hinter ſich ließen, deſto herausfordernder und grimmiger gegen die Kommune wütete. Aehnlich benahmen ſich die meiſten, vergaßen die hinter ihnen liegende Gefahr, betrachteten ſich lachend, ſprangen umher und warfen Kußhände nach Paris hin. Nachher allerdings packte ſie bald Heimweh nach dem Asphalt ſeiner Straßen, und die Auswanderung, die anfangs den Eindruck erweckte, als wenn übermütige Jungen hinter die Schule liefen, wurde allmählich drückend und traurig wie ein Exil.

Für Alphonſe Daudet lagen die Dinge verhältnismäßig günſtig. Von Juviſy nach Corbeil zieht ſich, den mäandriſchen Windungen der Seine und den ſie begleitenden Waldungen von Sénart folgend, das Thal von Champroſay. Das rechte Ufer, wo das Dorf und der Hauptteil des Forſtes liegen, halbkreisförmig der Sonne ausgeſetzt, von einer wohlthuenden Milde der Witterung, iſt mit hiſtoriſchen Schlöſſern beſät, Soiſy-Sous-Etiolles z. B., Lagrange, Grosbois erinnern hintereinander an das achtzehnte Jahrhundert, die Revolution und das Empire. Das linke Ufer, nach Monthléry und Eſtampes zu, von dem Aquädukt der Vanne durchſchnitten, erweckt ähnliche Erinnerungen, z. T. an noch frühere Zeiten. Einzelne Dörfer ſtammen hier aus dem zwölften Jahrhundert. Dort auf dem rechten Ufer beſaß nun Daudet ein idylliſches Sommerhäuschen und er befand ſich daſelbſt zurückgezogen in voller Sicherheit. Zum richtigen Frieden konnte er aber auch hier nicht kommen. Die Ironie des Schickſals hatte es gewollt, daß er, der heißblütige Patriot, der mit ſo fanatiſchem Herzen auf Seiten ſeines Vaterlandes ſtand, als er ſein verſtecktes Häuschen am Waldrand nach all den ſchlimmen Erlebniſſen der Belagerung, des Bür-

gerkrieges, der Flucht aus Paris wiederſah, daß ihm als erſtes ein deutſch geſchriebener Zettel in die Augen fiel, der über der Eingangsthür hing:

5te Kompagnie.
Boehm
Feldwebel
mit 3 Mann.

Alſo Einquartierung hatte er erhalten, und es iſt drollig zu leſen, wie ſich der gereizte Schriftſteller über die unliebſamen Gäſte ausläßt:

Mein Haus iſt voller Preußen. Ich habe meinen Tiſch in den hinterſten Winkel des Gartens getragen und dort ſchreibe ich unter dem zarten Schatten eines duftenden Ginſterbaumes, in dem es von Bienen ſummt, und der es verhindert, daß ich die pommerſchen Strümpfe ſehen muß, die in meinen armen Fenſtern zum Trocknen aufgehängt ſind. Der Herr Böhm iſt ein großer, ſchweigſamer und verdrehter Kerl, der die Läden ſeines Fenſters immer geſchloſſen hält und abends ohne Licht ißt und zu Bett geht. Dabei fühlt er ſich äußerſt wohl, immer die Zigarre zwiſchen den Zähnen und anſpruchsvoll! Seine Gnaden brauchen ein Zimmer für ſich, eins für ihren Sekretär, eins für den Burſchen. Der Eingang durch die eine Thür iſt verboten, verboten der Ausgang durch eine andere. Er wollte uns ſogar verhindern, in den Garten zu gehen. Endlich iſt der Maire gekommen, der Hauptmann hat ſich dazwiſchen geſteckt, und nun ſind wir endlich zu Hauſe. Es iſt nicht heiter bei uns dieſes Jahr. Ueberall geniert und ärgert einen dieſe Nachbarſchaft. Das Stroh, welches ſie rings für ihre Pferde ſchneiden,

fliegt einem ins Essen und in die Augen, daß man weinen möchte. Selbst das Kind leidet unbewußt unter diesem Drucke. Es spielt ganz leise in der einen Ecke des Gartens, hält sein Lachen zurück, singt mit halber Stimme, und morgens anstatt wie sonst mit heller Lebenslust zu erwachen, hält es sich ganz ruhig, die Augen weit offen, und fragt leise von Zeit zu Zeit: darf ich nun aufwachen?

Der Dichter fährt fort: Unsere trübe Stimmung wurde noch mehr gedrückt durch den unaufhörlichen Kanonendonner, der von Paris herüber schallte, wo die Kommune hauste. Besonders gestern abend war es furchtbar. Die Schüsse folgten aufeinander rasend, verzweifelt, von unaufhörlichen Blitzschlägen begleitet. Ich hatte das Fenster geöffnet, was über die Seine nach Paris zu ging, und hörte mit angstvollem Herzen den dumpfen Lärm, der über den schweigenden Fluß zu mir herüberdrang. Zu Zeiten schien es mir, als ob dort hinten am Horizont ein großes Schiff in Not wäre, das wütende Allarmschüsse abfeuerte. Jede Minute, dünkte mich, sah ich die Wogen steigen, das Leck sich erweitern und während der Zeit die Menschen im Stadthause an ihren grünen Tischen sitzend dekretieren und dekretieren in dem Sturm und Toben des Ungewitters, dann ein letzter Anprall der Wogen und das große Schiff sinkt hinunter mit seinen roten Fahnen und goldenen Schärpen, seinen Delegierten in Richtertalar und Generalsuniform, seinen Bataillonen von Amazonen mit Gamaschenstiefeln und Federbüschen, seinen Zirkussoldaten wie zum Mummenschanz angethan mit spanischen Käppis und Garibaldis Schlapphüten, mit seinen polnischen Lanzenträgern und Türken wie aus der Maskenbude, all das trunken, wütend, singend und wir-

belnd verſank in dem unermeßlichen Schlunde, und von ſoviel Lärm, Thorheit, Verbrechen, Verleumdung und ſelbſt Edelſinn blieb nichts als eine rote Schärpe, ein Käppi mit Goldtreſſen und eine polniſche Jacke mit Schnüren, die ich eines Morgens am Ufer fand, von Schlamm und Blut beſchmutzt . . . . .

Das Korſarenſchiff der Kommune war in der That untergegangen und nicht lange nachher konnte auch Daudet ohne Gefahr in ſein geliebtes Paris zurückkehren. Er hat die Stadt nach dem Kriege nicht mehr verlaſſen, außer auf gelegentlichen Reiſen und für den jährlichen Sommeraufenthalt in Champroſay. Ueberhaupt fließt von jetzt an ſein Leben in gleichmäßiger Ruhe dahin und überhebt ſeinen Berichterſtatter der Mühe, deſſen Gang weiter zu verfolgen. Von äußeren Ereigniſſen iſt vielleicht noch nachzutragen, daß der Dichter noch im Jahre 1871 dekoriert wurde, ſonſt bilden die großen Romane die Etappen ſeines Lebens, und was davon dem ferner ſtehenden Intereſſe gewähren kann, hängt mit jenen zuſammen und ſoll auch in ſolchem Zuſammenhange erwähnt werden. Soviel für jetzt, daß ſein Leben eine von Jahr zu Jahr gleichmäßig aufſteigende Bahn bildet zu Ruhm und Wohlſtand, beſonders ſeit der Veröffentlichung von „Fromont junior und Risler senior“ im Jahre 1874, wo er wie Zola durch den Aſſommoir und Flaubert durch Madame Bovary mit einem Schlage ſich zu den berühmteſten Dichtern ſeiner Nation erhob. Bis dahin hatte ſich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit hauptſächlich auf die Novelliſtik und Bühnendichtung konzentriert.

Wertvoller als eine detaillierte Beſchreibung der

äußeren Umstände seines Lebens scheint es, jetzt, nachdem der Dichter ein gereifter Mann geworden, auf seinen Charakter und seine Persönlichkeit einen Blick zu werfen, auch das wieder in der Art, daß wir etwas vorgreifend uns in die Zeit seines vollen Ruhms, etwa in das Jahr 1880 versetzen.

Was ihm körperlich geblieben ist aus der Zeit seiner blühenden Jugend, ist seine Schönheit, seine Grazie und — seine Kurzsichtigkeit. Diese war in der That so stark, daß er trotz des Monocles, das er trug, jedesmal, wenn er die Boulevards bei großem Verkehr überschreiten wollte, den Arm eines Freundes nahm. Ueber sein Aeußeres aber giebt der berühmte Kritiker Lemaître ein drolliges Zeugnis, wenn er gelegentlich der Besprechung des „Unsterblichen" ausruft: Daudet wirft der Akademie vor, daß soviel häßliche Leute darin sitzen! — Lieber Gott, die launische Natur hat eben nicht einem jeden von uns so reiche schwarze Locken verliehen, eine so fein gebogene Nase, lang geschnittene Augen und das herrliche, immer jugendliche Haupt eines Sarazenenherrschers.

Der Charakter Daudets war nicht kompliziert. Trotz allen Pariser Schliffs war er ein Südländer geblieben mit leicht erregbaren Affekten aber wenig von dem Problematischen, das der bewundernde Laie sonst an seinen Künstlern mit neidvollem Gruseln wahrnimmt. Südfranzose war er zunächst in seinem Familiensinn, der sich bei ihm zu so beherrschender Stärke entwickelte, daß man in ihm den zureichenden Grund seiner meisten Charaktereigenschaften findet. Wir wissen ja, wie innig sich schon im Elternhause das Verhältnis der einzelnen Familienglieder gestaltete; man schloß sich um so enger zusammen,

je drohender der ewig bewölkte Himmel über ihnen hing, und das erste Ideal der jung ausziehenden Brüder bildete ja die Wiederherstellung des väterlichen Herdes. Wir wissen ferner, wie innig er mit dem stets hilfsbereiten Ernest zusammenhielt, und auch dies Verhältnis ist später nie getrübt worden. Zuerst war der Aeltere der Gebende, und man bewunderte seine selbstlose, mütterliche Hingabe für den Jüngeren; nachher zahlte ihm dieser zurück, nicht bloß dadurch, daß er ihn durch Mornys Vermittelung nach Paris zurückrief. Viel außerordentlicher aber scheint es, daß später, als beide ihren Standort in der Litteratur gewonnen hatten, keine Rivalität unter ihnen entstand. Sie waren Konkurrenten, die gleiche Abstammung forderte den Vergleich heraus, oft wurde er angestellt, und Ernest erzählt selbst, wie man über ihn geschrieben: Daudet, nicht der, welcher Talent hat, sondern der andere. Das klang bitter, zumal beide Brüder unter der ungeschliffenen, böswilligen Form den wahren Kern herausfühlen mußten; daß dennoch keine Ueberhebung auf der einen, kein Neid auf der anderen Seite entstand, bewies herrlich ihren engen Zusammenhang.

Die ganze Herzlichkeit seines Wesens übertrug der Dichter natürlich, nachdem er den eigenen Herd gegründet, auf Frau und Kinder. Indem er die Interessen seiner Familie mitteilsam in den Kreis der eigenen Bestrebungen gewissermaßen hineinzog, zwang er sie, teilzunehmen an dem eigenen Freud und Leid, wie ihn dann selbst wieder der reiche Geist seiner Gattin, das aufblühende geistige und leibliche Leben der Kinder, wo jeder Tag neue Blüten zeitigte oder entfaltete, stets mit

neuer Freude und Anregung erfüllte. Das ſagt man von vielen, aber bei ihm iſt's keine Phraſe. Wir ſahen es oben, als wir von Frau Julia berichteten, wir ſehen es, wenn er von ſeinen Künſtlerfahrten ſpricht, wo er Frau und Kind mitnimmt, wenn er auszieht, ſeine Milieus zu finden und zu ſtudieren, aus den Erinnerungen ſeines Sohnes Léon leuchtet es ſonnig und warm hervor:

„Ganz hinten, weit in den Erinnerungen meiner kleinſten Kindheit nehme ich die Güte meines Vaters wahr. Sie äußert ſich in Zärtlichkeiten. Er drückt mich an ſich. Er erzählt mir ſo ſchöne Geſchichten. Wir gehen zuſammen in den Straßen von Paris, und alles ſieht ſo feſtlich aus. Ich fühle die Wärme der Sonne und dann noch eine andere Wärme, mir vertraut und nahe, zu mir geleitet durch die liebe, ſtarke Hand, die mich führt. Ich fühle in meinem kleinen Herzen etwas wirkliches und feines, was mich lebhafter atmen läßt, und was ich ſchon „das Glück" nenne; und ich wiederhole für mich im Gehen: Ich bin ſehr glücklich heut. Mein Vater ſpricht mit mir. Er hat keine Züge, kein Geſicht, keinen Namen; er iſt auch nicht berühmt. Er iſt ganz einfach „mein Vater". Ich nenne ihn oft „Papa, Papa", weil es mir Vergnügen macht, und ich frage ihn nach allem, was mir auffällt, und freue mich über ſeine antwortende Stimme. Wir gehen über menſchenbelebte Plätze, wir treten in große Häuſer. Die Leute freuen ſich, wenn wir kommen, und Papa bringt ſie immer zum Lachen. Ich begreife, daß er mehr iſt als die anderen. An ihn wendet man ſich, zu ihm ſpricht man. — — —

Wir ſind, er, meine Mutter und ich, im Arbeits-

zimmer. Wir wohnten damals in der Straße Pavé-aux-Marais, Nr. 24, dem alten Hotel Lamoignon. Die Sonne ſcheint, die Mutter ſitzt und ſchreibt. Der Vater ſchreibt auch, aber ſtehend, an einem Pult, das an der Wand befeſtigt iſt. Manchmal unterbricht er ſich, wendet ſich um, fragt die Mutter. Manchmal verläßt er ſein Pult, geht auf und ab mit großen Schritten, und wiederholt halblaut Sätze, von denen ich weiß, daß ſie ſeine „Arbeit“ ſind. Dieſe Selbſtgeſpräche des Vaters, wenn er in der Arbeit ſteckt, bilden einen Teil der Atmoſphäre meiner Kindheit. Aber die eifrigſte Arbeit hindert ihn nicht, wenn er an mir vorbeigeht, mich in den Armen hochzunehmen, mich zu ſtreicheln, mich auf einen Stuhl zu heben oder auf den Tiſch, wo ich in ſchwindelnder Höhe ſtehe. Unter all meinen Kameraden kann er am beſten ſpielen. Wir haben in einem Winkel einen großen Haufen Papierkugeln um eine Schneeſchlacht zu liefern. Wir haben eine Ecke des Salons, wo zwei Lehnſtühle nebeneinandergeſtellt unſer Blockhaus bilden, wo wir keine Wilden fürchten. Wenn der Winter uns um den Kamin verſammelt, befindet ſich die ſichere Hütte zwiſchen den Knieen meines Vaters. — —

Lange Jahre ſpäter. Wir ſind auf dem Lande in der Provence. An einem wunderbaren Morgen nimmt er den Vergil, ſein ewiges Umſchlagetuch und die kurze Pfeife, und wir laſſen uns am Ufer eines Baches nieder. Der Horizont iſt von einer prachtvollen Klarheit. Mein Vater erklärt mir die Georgica des Vergil. Hier empfange ich den erſten Eindruck von Poeſie. Die Schönheit der Verſe, der Rhythmus ſeiner melodiſchen Stimme und die Harmonie der Landſchaft dringen auf einmal in

mein Herz. Ein unsägliches Glücksgefühl überkommt mich, meine Augen füllen sich mit Thränen, und er schließt mich gerührt in seine Arme. — —

Immer war er von außerordentlicher Güte. Wenn er mit uns Kindern nicht zufrieden war, ein Schweigen, aber ohne Brummen, trotzdem sehr unangenehm, oder einige Seitenbemerkungen, wie absichtslos: Du gehst eigentlich in dieser Woche recht viel aus, oder: Mit deiner Arbeit geht es wohl nicht recht vorwärts?, u. ä."

Auch in Alphonse Daudets Notizen findet sich manche Stelle, die zeigt, mit welch liebevollem Interesse er seine Kinder beobachtet. Einmal beklagt er sich darüber, daß er in seiner Jugend keine Algebra und Geometrie gelernt, und auch seine philosophischen Lehrstunden vernachlässigt habe. Daher stände seine Fassungskraft allgemeinen Ideen so störrisch gegenüber, mit absoluter Unfähigkeit, für irgend eine philosophische Frage eine Formel zu finden. Dabei fällt ihm ein: der ganz Kleine, sechs Jahre alt, hat heute das ganze Frühstück hindurch seine Mutter nach dem Tode, der Seele und dem Himmel gefragt (er glaubt nämlich nur an seine Mutter und wendet sich immer an sie). Er begriff nicht, wie man zugleich unter der Erde und im Himmel sein könne. Bei der ganzen ewigen Seligkeit hat ihm nur das gefallen, daß man aufersteht, um nie wieder zu sterben. „Das ist fein" rief er und verzehrte sein Kotelette mit großem Appetit. — Ein anderes Mal bemerkt er die trübe Stimmung seines Aeltesten, der eben nach Prima versetzt moderne Philosophie in die Hände bekommt. Mit väterlicher Sorge verbringt er den ganzen Abend, dem Sohn wieder etwas Lebensfreudigkeit in die Seele zu flößen,

und beobachtet nachher, wie er sich selbst an seinem eigenen Feuer erwärmt hat. In der Nacht aber denkt er wieder an den armen Jungen, und er thut ihm leid mit seinen trüben Gedanken.

Dieser Gewohnheit des Lebens in der Familie entstammt auch eine gewisse Schüchternheit unseres Dichters, die ihn z. B. verhindert hat, jemals vor der Oeffentlichkeit zu sprechen. Im übrigen war er großer Geselligkeit durchaus nicht abhold, und je mehr sein Ruhm stieg, desto größer wurde der Kreis bedeutender Freunde und Bekanntschaften, die sich um ihn versammelten. Gewährte doch gerade seine milde, konziliante Art ein Neutrales, in welchem die persönlichen und beruflichen Gegensätze ruhig verebben konnten, ohne stürmisch aufeinander zu prallen. Es hat ja Daudet thatsächlich in der Litteratur eine eigenartige Stellung eingenommen, die ihn keiner „Schule" ausschließlich zugehören ließ, nicht weil er sich gegen andere abschloß, sondern weil er vermittelnd zwischen ihnen stand. So bietet die Reihe der berühmten Leute seines Verkehrs eine Musterkarte der verschiedensten Richtungen. Von Politikern verband ihn eine nähere Bekanntschaft mit dem Volkstribun Gambetta, dem bekannten Ollivier und im Gegensatz dazu mit dem hitzköpfigen Rochefort. Von den Dichtern stand er in nahem Verkehr mit den „Félibres", den schwärmerischen Erneuerern provençalischer Dichterherrlichkeit, wie Mathieu, Aubanel und dem bedeutenden Mistral, und auf der anderen Seite der tiefsinnige Baudelaire mit seinen philosophischen Problemen. Unter den Journalisten traf er neben Villemessant mit dem Polemiker Drumont, seinem alten Kameraden Hébrard und der universalen Madame

Adam häufig und gern zusammen. Doch wozu weiter Namen! — Es läßt sich ungefähr behaupten, daß kaum eine der zeitgenössischen Größen auf litterarischem Gebiet ihm fremd geblieben sei. Persönlich wie künstlerisch fühlten die meisten eine oder die andere verwandte Saite zwischen ihnen zusammenklingen.

Zu einer gewissen Berühmtheit gelangte sein Freundschaftsverhältnis zu Zola, Flaubert und Goncourt. Diese vier größten Romanziers des damaligen Frankreich trafen des Sonntags zum Diner bei dem Altmeister Flaubert zusammen mit Ausschluß jedes sechsten, denn den fünften, etwas unregelmäßig besetzten Platz nahm der Russe Turgenjeff ein, wenn ihn nicht gerade die Gicht plagte. Mit gutmütiger Selbstverspottung nannten sie ihre Zusammenkunft das „Mahl der Ausgepfiffenen", denn jedem von ihnen war dies Malheur bei seinen dramatischen Dichtungen passiert, und selbst als Turgenjeff in den heiteren, geistig regsamen Kreis aufgenommen werden sollte, mußte er schwören, daß er wenigstens in Rußland schon auf dem Theater ausgepfiffen sei.

Auch Fremden gegenüber zeigte sich Daudets spontane Liebenswürdigkeit, die zum Herzen ging, weil sie von Herzen kam. Wenn er morgens seine Zeitungen mit einem Gemisch von Raschheit und Genauigkeit durchflog, konnte er selten dem Verlangen widerstehen, dem Verfasser eines Artikels, der ihm gefallen, sofort ein paar Worte zur Beglückwünschung zu schreiben. Er merkte sich alle neuen Namen, hier, wie in einem Buch, erregte jede Spur von Talent sein lebhaftes Interesse. Er wollte den Verfasser sehen, ihn sprechen hören, ihm helfen. Zuweilen kam es vor, daß er die Rollen vertauschte und

den Reporter reden ließ, der zu ihm geschickt war, um ihn zum Reden zu bringen. So manche, die heute berühmt sind, erinnern sich an seine Aufmunterungen und an die liebenswürdige Art, mit der er die Schüchternen ermutigte.

Die jungen Kollegen zu empfangen gehörte zu seinen liebsten Dingen. Wenn er einen dieser jungen Leute bei sich sah, die mit Mühe ihren Lebensunterhalt verdienten, so und soviel für die Zeile, erinnerte er sich an seine eigene Anfängerzeit und dachte, daß er vielleicht einen Menschen mit einer Zukunft und einem wahren Talent vor sich habe. Dann ermutigte er sie, besonders wenn sie sich über die Geringwertigkeit ihres Penny-a-linertums niedergeschlagen aussprachen: Ihr Beruf, der Sie jetzt anwidert, wird Ihnen später einmal von Nutzen sein. Durch ihn werden Sie in viele Familienverhältnisse Einblick bekommen, nicht wenige Charaktere kennen und beurteilen lernen, so manche Komödien mit ansehen. Der Informationsdienst, wie man ihn jetzt betreibt, ist nicht aus New-York oder Chicago zu uns gekommen. Er ist aus dem realistischen Roman hervorgegangen. Er entspricht dem Bedürfnis nach Lebenswahrheit, das mehr und mehr von den Menschen Besitz ergreift.

Ueberhaupt zeigte er ein lebhaftes Interesse für die Tagespresse, auch nachdem er selbst als ein berühmter Schriftsteller nicht mehr ausschließlich auf ihren guten Willen angewiesen war. So sehr er die Reklame verachtete, so sehr interessierte er sich für die verschiedenen Formen von Nachrichten und Aufschlüssen, die im Zeitraum von wenigen Jahren die Physiognomie der großen Tagesblätter umgestalteten. Wie oben erwähnt, zählte er

viele der bedeutendsten Journalisten zu seinen Freunden und verbrachte manche fröhliche Stunde mit ihnen. Wie lachten sie dann, die mit so vielen Menschen und Ereignissen vertraut waren, die so viele Erfahrungen gemacht hatten und trotzdem ohne Bitterkeit geblieben waren. Sowohl diese Leute, die den Gipfel erklommen hatten, wie die unbedeutendsten Reporter, die er mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit und Gemütlichkeit empfing, konnten für seinen Scharfsinn und sein feines Gefühl Zeugnis ablegen. Niemand erriet besser als er den Geschmack, die Launen und die wechselnden Stimmungen des Publikums. Niemand hatte die verschiedenen Arten der lesenden Menge genauer studiert. Er war ein Anhänger der völligen Freiheit der Presse, die ihm als ein treffliches Sicherheitsventil galt. So hielt er in Frankreich keine Regierung für denkbar, die im stande wäre, das geschriebene Wort zu unterdrücken; jeder Versuch in dieser Richtung, meinte er, würde wie unter dem Kaiserreich nur dazu dienen, die Ironie zu verstärken, die Anspielungen zu vergiften, die seltsame Kraft des „Eisenschnabels“ zu verdoppeln und zu verdreifachen.

Er nahm keinen Teil am Boulangismus; denn er ergriff nur dann lebhaft Partei, wenn er sich eine klare und selbständige Meinung gebildet hatte, aber er interessierte sich für diese Bewegung als für „eine Kombination von geheimem antiparlamentarischen Mißbehagen mit einem patriotischen Drang.“ Aber der Spruch des obersten Gerichtshofes, der Rochefort seiner Zeitungsartikel wegen zur Verbannung verurteilte, empörte ihn: Das ist kleinliche Rache von Menschen ohne Geist, von gemeinen Politikern an einem Schriftsteller von unendlich reichem Geist.

Sie stellten sich, als verachteten sie den Pamphletisten, der doch einer der Haupturheber des gegenwärtigen Regimes war, an dem sie sich mästen, und sie haben Furcht genug vor ihm, um ihn zu verbannen. Sie werden diese Infamie teuer bezahlen.

Das war einmal ein Ausbruch südfranzösischen Temperaments, und zu solchen ließ er sich kaum anders hinreißen, als wenn es sich um politische Fragen handelte. Am Ende seines Robert Helmont hatte er in leidenschaftlicher Schlußrede der Politik ein „Ich hasse dich" zugerufen, und diesem Gefühl ist er bis an sein Lebensende treu geblieben. Sie galt ihm als grob, ungerecht, schwatzhaft und marktschreierisch, als eine Feindin der Kunst und ruhiger Arbeit, während sie aller möglichen Art von Thorheit, Trägheit und Müßiggang als Vorwand diente. Durch sie und ihre leidenschaftliche Verblendung, meinte er, würden wackere Herzen getrennt, die für einander geschaffen seien, und andere, die garnicht zu einander paßten, zusammengeführt. Uebrigens hinderte seine Abneigung, so ernst und lebhaft sie empfunden war, den Dichter nicht, mit den einzelnen Politikern in aller Freundschaft zu verkehren, und auch in der Politik gewann seine herzlich gutmütige Art einen ausgleichenden Einfluß auf die Anhänger der verschiedenen Parteien, soweit sie mit ihnen in Berührung kamen.

Eine natürliche Ergänzung bildete auf anderer Seite die Vorliebe Daudets für die Musik. Der Dichter unterschied sich darin mit Bewußtsein von den meisten andern Schriftstellern Frankreichs. Während jene außer von der Poesie nur noch von der Malerei etwas wissen wollten, erklärte er ganz offen, daß er von Farben nichts und von

Noten alles hielte. Er schob dies auf seine Kurzsichtigkeit und sein südländisches Temperament. In der That stand er mit seiner Vorliebe recht allein. Gautier erklärte die Musik für das unangenehmste aller Geräusche, Leconte de Lisle und Banville ebenso, Goncourt rümpfte die Nase, sowie man ein Klavier öffnete, Zola hatte eine dunkle Erinnerung, daß er irgend etwas in seiner Jugend gespielt habe, wußte aber nicht mehr was. Der gute alte Flaubert heuchelte ein großes Musikverständnis, aber nur, um dem russischen Fremdling Turgenjeff einen Gefallen zu thun, und der wiederum hatte sich die Musik nur angewöhnt, weil er als einsamer Junggeselle jahrelang bei der Viardot Garcia gewohnt hatte, der Schwester der Malibran. Daudet dagegen liebte sie alle, von Mozart zu Wagner, vom Leierkasten bis zum Symphoniekonzert, und eine Zigeunerkapelle hat ihn fast verhindert, die ganze übrige Weltausstellung im Jahre 1879 zu sehen.

Die Liebe zur Natur ging mit der Musik zusammen. Schon als er mit Ernest die Spaziergänge um Lyon machte, erwachte in ihm ein außerordentlich lebhaftes Naturgefühl, das ihm bis in sein Alter geblieben ist. Auch späterhin lebte er den größten Teil des Jahres auf dem Lande, und da er sein Paris nicht missen konnte, hegte er eine zärtliche Liebe für die Wälder der Umgebung, die er häufig durchquerte, um plötzlich mit einem schnellen Entschluß nach dem Elsaß und in die Vogesen zu eilen, und sie auf langen Fußwanderungen zu durchstreifen. Wie weit diese Liebe zur Natur des Dichters ganzes Wesen durchtränkt hat, erkennt man überall aus seinen Werken; man braucht nur aufzuschlagen in den Skizzen oder Romanen, Dramen oder Erinnerungen, man wird

nie lange zu suchen brauchen, um zu erkennen: der das geschrieben, liebte die Natur mit inniger Seele und verstand ihre stumme beredte Sprache wie die des eigenen Herzens. Man lese nur noch einmal das aus den Mühlenbriefen herausgehobene Stück. — Daß es einem Mann mit so gestimmter Seele natürlich und heilsam ist, ab und zu einige Zeit in der Natureinsamkeit fern von dem Getriebe der Menschen zuzubringen, liegt auf der Hand; so hat er ja auch auf seiner einsamen Mühle, auf seinem korsikanischen Leuchtturm und in der afrikanischen Wüste Kraft und Genesung gefunden.

Der idyllisch-friedliche Hang in Daudets Seele äußerte sich auch in seinem Verkehr mit den Menschen in einer herzlichen Menschenfreundlichkeit, an der er seine ganze Familie teilnehmen zu lassen strebte. Ein einziges Beispiel mag angeführt werden: Jack, der Held des gleichnamigen Romans, der wirklich gelebt hat und von dem Dichter und seinem Hause wie ein Sohn ausgestattet und unterstützt worden ist.

Wunderbar berührt Alphonse Daudets Milde und Resignation, wenn er, wie jeder, gelegentlich die Erfahrung menschlichen Undanks machte. So schrieb er über Turgenjeff einen Essay für das Century Magazine in New-York, es war im Jahre 1880. Er hatte den eigenartigen russischen Romanzier liebgewonnen, in sein Haus aufgenommen, manchen Abend intimer Unterhaltung im Familienkreise mit ihm verbracht, und so schrieb er Worte der Freundschaft und des Ruhmes über den Freund. Den Artikel nahm er als Schlußkapitel in die Sammlung „dreißig Jahre Paris," und das Schicksal fügte es, gerade als er die Korrektur dazu las, daß ihm ein Buch „Erinne-

rungen" des inzwischen Verstorbenen in die Hände kam. Und dieses Buch mißhandelte ihn auf das nachdrücklichste. Als Mensch und als Schriftsteller sei er nichts wert; seine Freunde wüßten das auch und erzählten sich nette Geschichten von ihm. Daudet sah ihn im Geiste noch vor sich an seinem Tische, liebenswürdig, herzlich, wie er seine Kinder küßte; er bewahrte noch Briefe voll herzlicher Freundschaft von ihm . . . Großer Gott, rief er aus, wie das Leben seltsam spielt, und wie hübsch es ist, das hübsche Wort der griechischen Sprache: Ironie. — Da ist kein Zorn, keine Bitterkeit, den lobenden Aufsatz läßt er ruhig in der Sammlung stehen, nichts als ein wehmütiges Lächeln über den im Grabe noch verlorenen Freund. Man hat hier und häufig bei den Schriften unseres Autors den Eindruck, daß das ‚Tout comprendre c'est tout pardonner' in seiner ganzen Reinheit bei ihm Lebensmaxime geworden ist.

Ganz in dieser Sinnesart liegt der Stoff, den er in seinen Notizen zur gelegentlichen Benutzung aufzeichnet: Eine lungenkranke Frau, treu bis dahin, verliebt sich in ihrer Krankheit — Nichtsthun und Ueberspanntheit liegen ja so nahe beisammen — in einen jungen Schriftsteller und schreibt sich postlagernd mit ihm. Der Mann entdeckt das Verhältnis und — nun kommt das eigentlich Daudetsche — von Mitleid ergriffen versteht er dies romantische Bedürfnis und tritt nicht dazwischen. Das ist Daudet ganz in seiner Stärke und Schwäche.

Um diesen weichen Kern in der Seele des Dichters legten sich nun die anderen Eigenschaften, die je nach Stärke und Consistenz ihrer Ablagerung jenes glühende Innere durchscheinen ließen oder verhüllten.

So fiel dem fremden Besucher zunächst die südländische Lebhaftigkeit und Ungeniertheit in der Sprache auf. Der Dichter spielte zugleich, was er erzählte, und dem Maler Bayard, der ihm den Numa Roumestan illustrierte, hat er bei häufigen Besuchen während der beiderseitigen Arbeit den ganzen Inhalt mit Milieuschilderung und provençalischem Kling und Klang vorgetanzt, gespielt und gesungen. Daß er bei diesem Temperament auch ehrlich war, lag schon als eine etwas tiefere Schicht darunter, und ließ sich von dem Besucher wohl ahnen, aber nicht wissen. In seinen Notizen aber fragt er einmal: Giebt es wohl einen Menschen, des Stimme und Gebahren sich nicht ändern, wenn er sich nicht mehr im intimsten Kreise unterhält? Und er ruft aus: Bin ich denn einzig in meiner Art, die Wahrheit zu lieben und mein Wort nach den Schlägen meines Herzens zu lenken? — Das war wohlgemerkt nur für ihn selbst geschrieben, und so sieht man hier durch die Offenheit der Sprache die Ehrlichkeit der Meinung hindurchschimmern und unter dieser wieder die einfache Grundstimmung einer natürlich guten Seele.

Dazu stimmt ein harmloser Humor, der nicht nur äußerlich aufgetragen ist, sondern ebenfalls in der Tiefe wurzelt und das ganze Wesen des Dichters durchdringt. Das ist keine Kaustik, nichts Sarkastisches, sondern er gehört zu der bekannten echten Art, die ihren Träger unter Thränen lächeln läßt. Schlagendes hat er nicht, noch Kraft genug, für sich zu bestehen, aber er durchdringt Daudets ganzes Wesen wie ein zartes Fluidum, das fein genug überall durchsickert, selbst in die trüben Stimmungen hinein, die den scharfsichtigen Beobachter be-

sonders der Großstadt leicht überfallen. Dann aber ist er stark genug, um sich zur Ironie zersetzend auch aus schlimmen Dingen hie und da einen goldenen Strahl aufblitzen zu lassen. So ist es auch gekommen, daß niemand Daudet im Ernst böse sein konnte, und als er z. B. mit dem „Unsterblichen" der Akademie den seltsamen Streich gespielt hatte, fand Lemaître, selbst einer der Unsterblichen, nur das bedauernde Wort: Wir sind Herrn Daudet nicht böse, nur betrübt und betroffen über seine Ungerechtigkeit und seinen Mangel an Achtung.

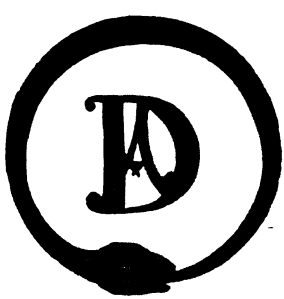
Aeußerlicher ist das Sprunghafte, Kapriziöse, das unser Schriftsteller besonders in seiner früheren Zeit an sich trug. Da war keine Ruhe noch Rast. Wie er in der Schule schon sich nicht an den regelmäßigen Gang des Unterrichts gewöhnen konnte, so wurde es ihm auch später schwer, konsequent bei der Arbeit zu bleiben. So war er nach Südfrankreich gegangen, um den Plan zu einem Drama auszuspinnen. Kaum ist er angekommen, fällt ihm ein, einen Roman zu schreiben (le petit Chose). Als er ihn halb beendigt hat, läuft er von der Arbeit weg, um in Paris sich wieder dem Drama zuzuwenden; dann nach langer Pause macht er sich daran, ihn zu beenden. Ein andermal, als er mitten im Nabob ist, erzählt er einem Freunde die Geschichte des Jack und dieser erklärt sie für einen vorzüglichen Romanstoff. Augenblicklich läßt Daudet das andere halbfertig mit Gerüst und Trümmern stehen, und macht sich an das Neue. Frau Julia mochte wohl nicht wenig Mühe davon haben, den kapriziösen Künstlerkopf ihres Herrn Gemahls an die Idee soliden, planmäßigen Schaffens zu gewöhnen. Dabei schrieb er, wo und wie es ihm gerade einfiel, des Tags,

in der Nacht, im Hause, im Garten, eine Zeit lang in seinem Ruderboot unter einem Naturdach von Schilf und Uferweiden, auf vernünftigem Papier an einem vernünftigen Schreibtisch, dann wieder an einem alten Bauerntisch auf groben Konzeptbogen, die er einen nach dem andern an die Erde warf, wenn sie vollgeschrieben waren. Drollig war auch das Experiment, das er machte, um sich zur soliden Arbeit zu zwingen, wenn er sich bei einem Bekannten einnistete, der die Manier hatte, Tag für Tag zur bestimmten Zeit seine bestimmte Zeilenzahl fertig zu stellen, wenn er sich ihm gegenüber an dessen Schreibtisch setzte, um durch den Fleiß des andern zur eigenen Thätigkeit sich anstacheln zu lassen.

Aeußerliches südfranzösisches Erbteil war eine kleine Eitelkeit, die ihm schon am Tage seines Einzugs in Paris den Namen „Grand Hôtel du Sénat" gewaltig imponieren ließ, und eine Lust an harmlosem Prahlen, die ihm nachmals zu der köstlichen Abfertigung durch Morny verhalf. Später entwickelte sich dazu eine echte Freude über seinen wachsenden Ruhm. Das Leben besitzt nichts besseres, rief er entzückt bei dem erwachenden Erfolge des Fromont aus, und man stirbt, wenn man ihn nicht mehr hat, heißt es in seinen Notizen. Mündlich spricht er sich selbst einmal darüber aus: Meine Bewegung ist immer noch die gleiche, wenn ich gelegentlich eines Vorübergehenden oder eines in der Politik oder sonstwie bemerkbar gewordenen Charakters sagen höre: Das ist der reine Tartarin, Monpavon, oder Delobelle. Dann überläuft mich ein Schauder, das Gefühl des Stolzes, den ein Vater empfindet, der unter der Menge verborgen ist, wenn man seinem Sohn applaudiert, und

welcher die ganze Zeit über rufen möchte: Das iſt mein Sohn! —

Das ſind ſo in einigen ſtarken Strichen die hervorſtechendſten Charaktereigenſchaften Daudets. Für ein kurzes, zuſammenfaſſendes Geſamtbild hat Karl Buſſe in einem Dezemberheft der Zukunft von 1898 die richtigen Worte gefunden, wo er ſagt: Wenn man ſein Leben überſchaut, wird man nicht durch Züge der Größe geblendet, aber man hat etwas Rundes, Fertiges, Einheitliches vor ſich, einen ganzen Menſchen, einen ganzen Dichter, an dem Zug um Zug ſich zu einem vollen Bilde zuſammenſchließt. Temperamentvoll und ein bischen leichtſinnig, brav und gutmütig, nicht pathetiſch-renommiſtiſch wie Zola, ſondern nur drollig radotierend, dabei ehrlich in Haß und Liebe, heiter und phantaſievoll, graziös und meiſtens von angeborenem Takte.



IX. Die großen Romane.

Schon in der Novelliſtik Daudets finden ſich Schöpfungen, die zu den feinſten Gaben ſeiner Muſe gehören, den Gipfel des Ruhmes aber und ſeine litterariſche Bedeutung hat er mit ſeinen großen Romanen erreicht. Es iſt eben nicht weiter wunderbar, daß ein Kunſtwerk von größeren Dimenſionen ſich und ſeinen Schöpfer mehr aus der Menge heraushebt als ein zierliches Detailſtück. Im übrigen blieb ſich des Dichters Kunſtübung in den Novellen und Romanen ziemlich gleich. Liebevolle Ausmalung in Stimmung und Ausſehen bedeuten auch hier ſeine Stärke, und die Kompoſition, die als etwas Neues in den umfangreicheren Schöpfungen auftrat, wurde ſeine ſchwächſte Seite. Daher behält man von ſeinen Romanen mehr einzelne Szenen in der Erinnerung als die Handlung der Geſamtheit. Er ſelbſt pflegte zu ſagen: Im Grunde wird ein Roman zum zweitenmale doch nur wegen

seiner Einzelheiten gelesen. Für die Entwickelung der gesamten französischen Romandichtung, besonders für die seit den ersten achtziger Jahren sich mehr und mehr verbreitende Abschwenkung zum Naturalismus, waren diese Romane unseres Dichters von großer Bedeutung. Daudet galt nicht ganz mit Unrecht als ein Schriftsteller für Frauen, der sie rührte, weil er selbst bewegt war, den sie deshalb liebten und bei seiner starken Subjektivität immer zwischen den Zeilen durchfühlten, wie er ihre Thränen trocknete, diskret lächelte und unermüdlich war, seine Helden beklagenswert oder lächerlich erscheinen zu lassen. Trotzdem übte er eine außerordentlich scharfe Seelenanalyse, schreckte vor keinen Konsequenzen zurück, die sich aus dem Charakter seiner Helden ergaben, auch vor peinlichen Szenen nicht oder dem rechten Wort für häßliche Dinge, wenn beides sich für nötig ergab. So konnte es der junge Naturalismus in seinen ersten Kämpfen als ein wirkliches Glück empfinden, daß, wenn auch nicht zu ihm gehörig, ein Autor an der Spitze stand, der zu bezaubern verstand und trotzdem so manches mit ihnen gemeinsam hatte. Ihnen kam es vor, als schritte er lächelnd im Vortrabe des französischen Romans und seine Aufgabe bestände darin, die Herzen zu rühren, und den nachfolgenden Trupp der Naturalisten, welche unerbittlicher und weniger graziös waren als er, die Thüren zu öffnen. Sie meinten nicht mit Unrecht, er gewöhne das Publikum an die genaue Analyse, die Darstellung der modernen Welt und neue Kühnheiten des Stils. Zufälligerweise war auch das Stoffgebiet bei Daudet und den führenden Naturalisten das gleiche; er sowohl wie Zola brachten eine Darstellung der sittlichen Zustände des zweiten Kaiser-

reiches und ihres Verfalls. Daß der eine rücksichtsloser, wuchtiger, kolossaler, der andere künstlerischer, farbenreicher, feiner schilderte, unterschied dann wieder nicht bloß die Führer, sondern auch ihre Richtungen.

Wenn wir jetzt auf die einzelnen Romane des Dichters eingehen, so bezeichnen wir als große Romane diejenigen, welche sich durch Inhalt und Darstellung den ersten Platz erworben haben, die, an welche der Leser zunächst bei dem Namen Daudet zu denken pflegt. Es sind dies in zeitlicher Folge: Fromont junior und Risler senior (Fromont jeune et Risler ainé), Jack, der Nabob (le Nabab), die Könige im Exil (les rois en exile), Numa Roumestan, der Unsterbliche (l'immortel), Sappho. Dazwischen schieben wir noch das unbekanntere die Evangelistin (l'Evangéliste), und voran stellen wir den ersten Versuch in dem ganzen Genre, den in den Schulen häufig gelesenen „Kleinen Dingsda" (le petit Chose). Das sind im ganzen neun Werke. Ihnen gegenüber stellen wir später die letzten Romane, mit sinkender Kraft und geringerer Kunst geschrieben.

1. **Der kleine Dingsda** (le petit Chose).

Es war im Februar 1866. Hinter dem Dichter lag seine Jugendzeit, die Episode in Allais und die ersten Pariser Jahre; auch die Zeit seines Aufenthaltes bei Morny war vorüber, der Herzog im März des vergangenen Jahres gestorben. Schon galt Daudet durch seine Mitarbeiterschaft an Villemessants Figaro als gern gesehener Gast bei vielen Zeitungen, die vornehme Bühne des Théâtre-français hatte seiner „weißen Nelke" die Thore geöffnet. So schien ihm die Bahn als Novellist und Bühnendichter vorgezeichnet, und er dachte nicht daran,

sich in dem langatmigen Genre des Romans zu versuchen. Vielmehr machte er sich an ein neues Drama „der ältere Bruder“ und förderte rüstig das Werk bis zu den letzten Szenen. Die aber wollten und wollten nicht glücken, und so kehrte er schließlich Paris und seinen Zerstreuungen den Rücken; in der heimatlichen Einsamkeit des Südens hoffte er Sammlung und Muße für den Abschluß seines Dramas zu finden.

Zweihundert Meilen von Paris zwischen Beaucaire und Nîmes quartierte er sich in einer großen verlassen stehenden Bauernwohnung ein, die ihm Verwandte für einige Wintermonate freundlichst zur Verfügung gestellt hatten. Aber der melancholische Friede, der die großen winterlichen Ebenen verschleierte, wollte nicht recht zu der Schlußstimmung eines Theaterstückes passen. Die Nähe seiner Geburtsstadt, all die kleinen Dörfer, deren Kirchtürme er mit den Augen so gut erreichen konnte, wie ihre Namen ihm aus seiner Kindheit her geläufig waren, weckten eine ganze Welt alter Erinnerungen, die sich nicht zum Schweigen wollten bringen lassen, bis er sein Drama verließ und sich hinsetzte, sie aufzuzeichnen.

Als Daudet anfing, wußte er selbst nicht, daß das, was er, nur von der Stimmung der eigenen Vergangenheit gedrängt, ohne jede Vorüberlegung begann, zu seinem ersten Romane auswachsen würde. Kein anderes seiner Bücher weder vor noch hinter diesem ist so ganz als Improvisation entstanden, ohne Plan, ohne Notizen, mit fliegender Feder aufs Papier geworfen. Begonnen in den ersten Tagen des Februar 1866 wurde die Arbeit in einem Zuge bis in die zweite Hälfte des März hinein fortgesetzt. Dabei lebte der Dichter in vollkommener

Einſamkeit. Das Haus lag fern von der Chauſſee mitten auf dem Lande. Zweimal täglich kam eine Frau von dem nächſten Pachthofe und richtete ihm das Mahl in einer Ecke des großen Eßzimmers, deſſen Fenſterläden des kalten Winters wegen mit Ausnahme eines einzigen geſchloſſen waren. Auch ſie ſprach keinen Ton, ſie begriff nicht, welch ſeltſames Geſchäft dieſen Städter mitten in die Wintereinſamkeit hinausgeführt habe, und betrachtete ihn mit mißtrauiſcher Furcht. Eiligſt ſetzte ſie das Tiſchzeug hin und verſchwand ohne ſich umzuſehen, ohne Wort und Gruß. Die einzige Erholung beſtand in einem Spaziergange, den er gegen Abend in einer Allee von hohen Platanen unternahm, während der Wind klagend durch die ſtarren Zweige heulte, und die Fröſche mit ihrem mißtönenden Gequack das ſchnelle Sinken des roten Sonnenballs begleiteten.

Sobald die erſte Niederſchrift beendet war, machte ſich Daudet an die Ausarbeitung, ein hartes Geſchäft für ſeine ſprunghafte, wenig ausdauernde Art. Indeſſen er nahm ſeinen Mut zuſammen und ſchanzte tapfer darauf los. Da ertönt eines Morgens zu ungewohnter Stunde die Stimme ſeiner Beſchließerin: Herr, Herr, es kommt Beſuch. Ein Pariſer, der ſeinen Aufenthalt wußte, war auf den Einfall geraten, ihn aufzuſuchen. Man aß zuſammen, rauchte, plauderte über Zeitungen, Theater, Boulevards, das Pariſer Fieber packt unſeren Einſiedler, und am Abend reiſt er mit ſeinem Beſuche ab. Wieder in der Stadt unter neuen Eindrücken mochte das Manuſkript in ſeinem Schreibtiſche gelb werden, das Leben des Dichters war zu zerſtückelt, um eine längere Arbeit hineinzuſpannen. Aber der Gedanke an das unvollendete

Buch quälte ihn doch; und so quartierte er sich im folgenden Winter wieder einmal um, dies Mal zu seinem Freunde Jean Duboys. Der Mut imponierte ihm, mit dem dieser sich vor seine endlosen Romane spannte, die schon vorher durch regelmäßige Einschnitte in bestimmte Stücke zerlegt waren, und er hoffte, der beständige Anblick dieses beharrlichen Arbeiters würde auch für ihn von gutem Einfluß sein. Richtig; der erste Teil des Buches wurde in dieser Zeit druckfertig; der zweite allerdings folgte recht viel später, nachdem der Verfasser in der Zwischenzeit außer anderen Erlebnissen auch seine Heirat zu verzeichnen hatte.

Natürlich wurde das Manuskript mit auf die Hochzeitsreise genommen, wo es auf dem Grunde des Koffers oder auf einem Hoteltisch vor einem ausgetrockneten Tintenfaß mit einer verrosteten Feder herumlag. Auch nach der Rückkehr bot die Einrichtung des jungen Haushalts, die Neuheit des intimen Lebens, der Bau und Schmuck des Nestes genug Vorwände, um nicht zu arbeiten. Endlich im Sommer 1867, im Jahre der Weltausstellung, die der Dichter nicht einmal besuchen wollte, um sich nicht abzulenken, ging er wieder an seinen endlosen Roman. Das erste Mal offenbart sich der glückliche Einfluß von Frau Julia Daudet; im Herbst des Jahres wurde er wirklich beendet und erschien unter dem Titel: Der kleine Dingsda, Geschichte eines Kindes (le petit Chose, histoire d'un enfant), im Romanfeuilleton des Petit Moniteur und darauf als Buch bei dem Verleger Hetzel, wo es einigen Erfolg hatte.

Der kleine Dingsda, eine Art Selbstbiographie, zerfällt wie das Leben des Dichters in zwei deutlich unter-

schiedene Teile, deren einer die Zeit vor, der andere die nach der Ankunft in Paris schildert. Folgendes ist der Inhalt: Daniel, der Held des Romans, wurde dem provençalischen Seidenfabrikanten Eyssette als dritter Sohn geboren, bald nach seiner Geburt geriet der Vater in finanzielle Schwierigkeiten und mußte schließlich Konkurs anmelden. So stand die Fabrik still und bot dem kleinen Daniel und seinem rotköpfigen Spielgefährten, dem Sohn des Portiers, einen unbeschränkten Raum für ihre Robinsonspiele. Bald wurde sie aber verkauft, und die ganze Familie siedelte nach Lyon über, wo man eine häßliche Mietswohnung bezog. Hier kamen Daniel und der ältere, weichherzige Jacques, der bei jeder Gelegenheit in Thränen ausbrach, in eine Elementarschule, wo sie Chorknabendienste verrichten mußten, und dann ging der Jüngere mit Hilfe eines Stipendiums auf das Gymnasium, während Jacques in das Geschäft des Vaters genommen wurde, den er durch seine Thränenseligkeit zur Verzweiflung brachte. Der kleine Daniel arbeitete fleißig, um dem Vater und der abgehärmten Mutter ihre Sorgen nicht noch zu vergrößern. Die Verhältnisse verschlimmerten sich ohnedies, da ein älterer Sohn, der Abbé, plötzlich starb, und das Geschäft immer schlechter ging. Die beiden Knaben fanden ihre einzige Erholung in der Lektüre, der sie sich bis tief in die Nacht hinein hingaben. Der gefühlvolle Jacques hatte auch ein großes philosophisches Lehrgedicht begonnen, dessen vier erste Zeilen in ein selbst fabriziertes rotes Buch niedergelegt wurden, die fünfte Zeile wollte sich indessen niemals finden lassen, und so schenkte er das Buch dem Jüngeren, der nun ebenfalls Gedichte hineinschrieb.

Nach fünf Jahren trennte sich die Familie, der Vater wurde Reisender in einem Spirituosengeschäft, die Mutter zog nach dem Süden zu Verwandten, Jacques bekleidete eine Stellung in Lyon, und Daniel ging als Pion nach Sarlande. Der Direktor setzte den kleinen, schwächlichen Studienmeister, den er mit unfreundlichem Mißtrauen empfing, in die Klasse der Kleinen, mit denen er ganz gut fertig wurde. Im übrigen verkehrte er, da die Professoren ihn über die Achsel ansahen, nur mit seinen engeren Kollegen und den Unteroffizieren der Garnison, am vertrautesten mit Roger, dem Fechtmeister der Anstalt. Nach einem Jahre wurde er über eine höhere Klasse gesetzt und hier konnte er mit den größeren Rangen, die ihn auf Schritt und Tritt ärgerten, nicht fertig werden. Dabei arbeitete er unausgesetzt zu seinem Examen, was ihm den Verkehr mit einem als Sonderling verschrieenen Professor, dem würdigen Abbé Germane, eintrug, aber in den Ferien erlag sein schwächlicher Körper der Ueberanstrengung, ein hitziges Fieber brachte ihn in das Spital des Ortes, wo ihn der Vater besuchte. Nachdem der Unterricht wieder begonnen, feierte er den Geburtstag des Direktors durch ein poetisches Lob der Anstalt, zum großen Aerger des Hausmeisters Viot, der sonst bei derartigen Gelegenheiten der offizielle Dichter war. Trotz dieses Lobgedichtes erteilte ihm bald darauf sein Chef vor versammelten Lehrern und Schülern eine empfindliche Rüge, weil er einen aufsässigen Schüler mit Recht gezüchtigt hatte.

Ein Unglück kommt selten allein. Sein Freund Roger hatte ihn überredet, für ihn, der nicht gewandt genug sei, die Korrespondenz mit einem Mädchen, das er liebte,

zu führen. Da beschwerte sich der Unterpräfekt, daß einer der Unterlehrer mit der Zofe seiner Gattin ein Liebesverhältnis angeknüpft habe, und als das Mädchen auf Drängen des Direktors die Briefe herausgab, erwies es sich, daß der kleine Daniel Eyssette der Missethäter war. Als er wegen dieser dem ganzen Institut zugefügten Schande vor die Konferenz citiert wurde, traf er im Vorzimmer Roger, der ihn anflehte, ihn nicht anzugeben, er müßte sich das Leben nehmen, wenn er seine Stellung verlieren würde und seine alte Mutter nicht mehr ernähren könne. Daniel dachte an seine eigene Mutter und ließ sich für den Freund aus der Anstalt weisen. Er war froh im Bewußtsein seiner guten That und wollte nach Paris gehen, wo Jacques bei einem alten Marquis eine Sekretärstelle erhalten. Das Reisegeld hoffte er von Roger leihen zu können. Er suchte ihn in einem Wirtshause vor der Stadt auf und hörte hier durch das Fenster, wie sich der ungetreue Freund mit der ganzen Gesellschaft über den leichtgläubigen Pion lustig machten. Das war mehr als der Schwergeprüfte ertragen konnte; in seinem Glauben an die Menschheit betrogen, der Möglichkeit nach Paris zu kommen beraubt, beschloß er, sich das Leben zu nehmen. Am Abend schlich er sich in den Turnsaal und hatte schon den Kopf in der Schlinge, als der Zufall den würdigen Abbé Germane des Weges führte. Der brachte den Lebensmüden wieder zu sich, stattete ihn mit dem nötigen Reisegeld aus, gab ihm auch die Mittel seine Kaffeehausschulden zu begleichen, und dann machte sich Daniel Eyssette nach Paris auf die lange Fahrt, in bitterer Kälte, in leichter Sommerkleidung, mit einem Paar Gummischuhen an den Füßen.

Nachdem er unterwegs die Mutter besucht, die sich bei dem närrischen Onkel Baptiste und dessen geiziger Frau recht unglücklich fühlte, langte er in der Hauptstadt an, von Jacques, der aus einem larmoyanten Sonderling ein vernünftiger Mann geworden war, empfangen und mit mütterlicher Zärtlichkeit umgeben. Der Bruder war sofort nach Durchsicht des roten Buches der Meinung, daß der jüngere Schriftsteller werden solle. Er selbst wollte inzwischen für den gemeinsamen Lebensunterhalt sorgen und deshalb noch zu seiner Sekretärstelle für einige Abende einen Posten als Buchhalter in einem kleineren Geschäfte annehmen. Freund Pierre, so hoffte er, würde ihm dazu verhelfen. Besagter Freund Pierre war der Inhaber eines blühenden Porzellangeschäftes, zu dessen Erwerbung der alte Eyssette ihm einstmals das Geld vorgestreckt hatte. Für dessen Tochter Camilla empfand Jacques eine stille Liebe, das Mädchen aber bevorzugte den reicher begabten Daniel, und als der ältere Bruder das bemerkte, verzichtete er in seiner mütterlichen Selbstlosigkeit dem jüngeren zu Liebe. Die bürgerlich einfache Camilla versprach auch jenem ihre Hand, wenn er eine gesicherte Lebensstellung erreicht hätte. So beendete denn Daniel seine poetische Idylle „Schmetterling und Marienwürmchen", und nachdem sie in einer Familienversammlung bei Freund Pierre vorgelesen, gelang es ihm nach vieler Mühe und fruchtlosem Umherlaufen einen Drucker zu finden, der 1000 Exemplare auf Kredit druckte, nachdem inzwischen der präsumtive Schwiegervater dem jungen Dichter erklärt hatte, er würde dem Sohne der hochgeschätzten Frau Eyssette gern seine Tochter zur Frau geben, wenn er das Dichten aufgeben und in sein Ge-

ſchäft eintreten wolle, ein Vorſchlag, der natürlich mit Entrüſtung zurückgewieſen wurde. Ein Exemplar der Idylle wurde übrigens verkauft, an wen ſollte Daniel bald erfahren.

In dem Hauſe, wo die Brüder eine Manſarde bewohnten, lebte nämlich ein Fräulein oder Frau (das wußte niemand) Irma Borel, die ſich für eine Kreolin ausgab, die den Dichter in einer Anwandlung von Neugier zu ſich lud und ihn von Stund an mit ihren Koketterien mehr und mehr umgarnte. Jacques war mit ſeinem Marquis auf Reiſen, ſo daß er den Bruder weder warnen noch ſchützen konnte, und dieſer vergaß den älteren, deſſen Briefe er nicht mehr beantwortete, vergaß Camilla, machte mehr und mehr Anleihen bei dem Drucker der Idylle, bis er ſchließlich mit Irma ein Engagement an einem Vorſtadttheater nahm. Aus der tiefen Miſere, dem Ekel vor ſich ſelbſt, rettete ihn Jacques, der auf einen Brief des Buchdruckers ſpornſtreichs aus Italien herbeigeeilt kam. Aber das neue Zuſammenleben der Brüder dauerte nicht lange, der ältere ſtarb an einer Lungenaffektion, nachdem er Daniel noch in der letzten Nacht das Verſprechen abgenommen, ſich rückhaltlos an Pierre anzuſchließen. Nach einer hitzigen Krankheit willigte denn auch Daniel Eyſſette ein, in deſſen Geſchäft zu treten. So wurde der kleine Dingsda nach mancherlei Irrungen der Mann Camillas und gründete eine ſolid bürgerliche Exiſtenz.

Man ſieht ſofort, daß der kleine Dingsda eine Selbſtbiographie iſt, wo ſich der Verfaſſer hinter dem kleinen Daniel, ſein Bruder Erneſt unter dem thränenreichen Jacques verbirgt. Herr und Frau Eyſſette mögen in

Art und Haltung ihren Originalen Vincent Daudet und Frau ziemlich entsprechen, und auch in den Nebenfiguren und einzelnen Szenen besitzt recht vieles, wenn auch in etwas veränderter Form, realen Hintergrund. Doch gilt dies nur von dem ersten Teil des Romans. Im zweiten Teil beruht das meiste auf reiner Erfindung; der richtige Daudet ist niemals Schauspieler gewesen, er hat sogar niemals ein Wort öffentlich sprechen können, ebenso ist ihm das Porzellangeschäft gänzlich unbekannt; der Onkel Pierre und Camilla, die Dame aus dem ersten Stock und ihre Negerin haben niemals gelebt und der gereifte Dichter meint später, daß allen diesen das Relief und das richtige Leben fehle. Einiges allerdings beruht auch hier auf Wahrheit, so nach der Ankunft das Mansardenzimmer und die mütterliche Fürsorge der Mutter Jacques, thatsächlich Mutter Erneſt von den Genossen genannt.

Der Dichter selbst fand in späteren Jahren manches an seinem Erstlingsroman auszusetzen. Der größte Fehler lag für ihn darin, daß er noch zu jung war, um den ersten, zu unerfahren, um den zweiten Teil zu schreiben. Ihm schien die erste Zeit der Spiele in der Fabrik nicht stimmungsvoll genug, der Abschnitt über Lyon zu lückenhaft, der eigene Charakter zu wenig gleichmäßig nach allen Seiten ausgeführt. Für uns, die wir den Roman ohne diese subjektiven Parallelen vor uns sehen, bleibt es eine liebenswürdige Schöpfung seiner Muse. Ein Erstling immerhin, dem es an Bedeutung gebricht, der deshalb mit den späteren nicht verglichen werden darf. Auch für uns leidet er an einer unheilbaren Zweiteilung, wobei der erste Teil erheblich über dem zweiten steht. Aber schon hier findet sich reizende graziöse Schelmerei

und andererseits Szenen voll tiefer Empfindung so gut wie später in des Dichters wertvolleren Schöpfungen, und schließlich enthält diese Kindergeschichte fortschreitende Entwickelung und Spannung, an deren Mangel sonst die meisten Daudetschen Romane kranken.

2. Fromont junior und Risler senior.

(Fromont jeune et Risler ainé.)

Es war im Jahre 1872. Daudet wohnte einer der Generalproben seines dramatischen Lieblingskindes, der Arlesierin bei. In wunderbaren Dekorationen entrollte das Hirtengedicht seine Szenen, begleitet von der lieblichen Musik Birets, aber dem Dichter bangte trotzdem für den glücklichen Ausgang, er fürchtete, die ganze Handlung könne ein wenig zu lokal sein, zu einfach, und die Pariser möchte es am Ende langweilen, ihn immer von seinen Cikaden, dem Mistral, den Mädchen von Arles und von seiner Mühle sprechen zu hören. So nahm er sich vor, seinen nächsten Stoff in Paris selbst zu suchen.

Er wohnte damals im Marais, dem Viertel, wo Handel und Industrie der Hauptstadt ein lebendiges Treiben zeitigten, und der Gedanke lag nahe, die Welt der Fabrikanten als Milieu dem neuen Werke zu Grunde zu legen. Gerade ihm als Sohn eines solchen, der in den Traditionen eines alten Kaufmannsgeschlechtes auferzogen war, konnte es nicht schwer fallen, das Denken, Fühlen und Handeln dieser Kreise wahrheitsgetreu darzustellen. Auch wußte er aus seiner eigenen Familie, welche Konflikte aus der Teilhaberschaft verschiedener an einem Geschäfte sich ergeben, wo ganz verschiedenartig

angelegte Individuen gezwungen sind, täglich und stündlich in der engsten Gemeinschaft zu handeln; er kannte die Eifersüchteleien zwischen den Haushaltungen von Kompagnons, die Rivalität der Frauen, all die kleinlichen Nörgeleien einer gemeinsamen Wohnung.

Vorbilder hatte er in Nîmes, in Lyon, Paris zehn für eins, und so begann er an einen Stoff zu denken, dessen Angelpunkt die Ehre der Firma und ihrer Inhaber sein sollte. Unglücklicherweise aber bedurfte es der Leidenschaft für ein Theaterstück, und diese war für den Franzosen nur denkbar mit Rücksicht auf eine Frau, die denn ebenso natürlich, sei es aktiv oder passiv, mit dem Ehebruch in Berührung kommen mußte. So drängte sich für den überlegenden Dichter Sidonie mit ihren Abenteuern mehr und mehr in den Vordergrund, während die Konflikte, die sich aus der engen Verbindung zweier Haushaltungen ergaben, von ihrer ursprünglichen Hauptstellung zurücktraten.

Da fiel die Arlesierin glänzend durch, und die Gedanken und Absichten ihres Autors wurden auf eine ganz andere Bahn gelenkt. Er beschloß, gar nicht mehr für das Theater zu schreiben. Was aber thun mit dem Fromont, der schon fast ausgearbeitet akt- und szenenweise fertig lag? Ihn aufzugeben schien unmöglich; so machte sich der Dichter daran, die kunstvoll gefügte Handlung wieder in ihre einzelnen Bestandteile zu zerlegen und aus den Elementen seines Dramas einen Roman aufzubauen.

In der obersten Etage einer Mietskaserne im Marais bewohnte Risler, Musterzeichner in der Fabrik des Herrn Fromont, mit seinem Bruder Franz, der auf seine Kosten die In-

genieurschule besuchte, ein bescheidenes Zimmer. Auf dem gleichen Flur lagen noch zwei Wohnungen, die des Schauspielers Delobelle und des kleinen Rentiers Chèbe. Herr Delobelle gehörte zum Geschlecht der Verkannten und ließ sich von seiner Frau und seiner Tochter Désirée durch das Anfertigen von Blumen und Vögeln für ein Putzgeschäft ernähren. Herr Chèbe hatte die ansehnliche Mitgift seiner Frau durchgebracht und lebte nun mit Frau und Tochter von einer kleinen Rente. Sidonie Chèbe war ein echtes Pariser Mädel, für Putz und Tand eingenommen, dabei zierlich und anstellig. Aus dem Flurfenster des Hauses blickte sie auf den Fabrikhof und den Garten des Herrn Fromont hinab, wo sie dessen Tochter Claire mit glühendem Neid spielen sah. Das sind die Hauptpersonen, zu denen noch Georges, Claires Vetter und späterer Gemahl, hinzukommt.

Als Franz die Ingenieurschule verlassen hatte, verlobte er sich mit Sidonie, zum Leidwesen der armen Désirée, die auf seine Hand still gehofft hatte. Sidonie wurde von Claire auf die Besitzung von deren Großvater eingeladen und begann hier ein Liebesspiel mit dem leichtentzündlichen Georges, dem indessen ein unglücklicher Schuß, durch den Georges schwer verwundet wurde, ein vorzeitiges Ende machte. Nach Paris zurückgekehrt, löste Sidonie die Verlobung mit Franz auf, angeblich weil Désirée ihn liebte, thatsächlich, weil sich ihr die Heirat mit Georges, dem Erben der Fabrik, bot. Franz ging als Ingenieur nach Ismaila, die kecke Pariserin aber sah sich in ihren Berechnungen getäuscht; nach dem Tode des alten Fromont fand sich ein Testament, daß Georges Claire heiraten und den alten Risler als Teilhaber in

die Fabrik aufnehmen sollte. Sidonie fiel in eine heftige Krankheit; als sie aus ihren Fieberträumen erwachte, gestand sie, daß sie immer nur den alten Risler geliebt habe. Mit der Hochzeit Rislers und der Sidonie Chèbe setzt der Roman ein.

Die Familien Fromont und Risler bewohnten dasselbe Haus. Claire war sehr gut und freundlich gegen ihre frühere Gespielin, diese dagegen suchte deren vornehme Art nachzumachen und faßte, da ihr dies nicht gelang, einen neidischen Haß gegen jene. Mit ihrem Mann teilte sie wenig gemeinsames, zudem war ihr sein Wesen zu geradeaus und ungebildet; mit Georges versuchte sie wieder anzubinden, aber der kannte sich und liebte seine Frau, deshalb wich er aus. Nur mit einer sentimentalen Engländerin, Miß Dobson, die ihr als Gesellschafterin diente, hatte sie einen engeren Verkehr. Da wurden beide Familien nach Savigny geladen, und hier gelang es Sidonie, Georges wieder in ihre Fesseln zu schlagen und diesmal mit ihm zum Ziele zu kommen. Claire lebte ganz für das Kind, das sie inzwischen ihrem Manne geboren, Risler arbeitete an einer Erfindung, die ihre ganze Tapetenfabrikation umgestalten sollte, so merkte niemand etwas von dem Verhältnis der beiden als der hämische alte Großvater Claires. Die Schuldigen setzten ihr Liebesleben in Paris fort, alle Arbeiter und Arbeiterinnen der Fabrik wußten darum, da Sidonie sich keine Mühe gab, es zu verbergen, Georges zahlte Unsummen für seine Geliebte, und Risler ließ alles ruhig geschehen, da er keine Ahnung hatte, wieviel der Schmuck seiner Frau kostete. Der Kassierer Planus, ein alter Freund Rislers, hatte zuerst Fromont im Verdacht, daß er spielte,

dann, als er hinter die Wahrheit kam, schien es ihm unmöglich, daß Risler nichts von dem Treiben seiner Frau wisse, er meinte, jener treibe ein schimpfliches Spiel, um das Vermögen des Hauses in seine Hand zu bekommen. Als schließlich Sidonie nach Claires Vorbild eine Villa zum Geschenk wünschte und erhielt, schrieb Planus an Franz, daß dieser als Rächer käme und dem schamlosen Treiben sein Ende mache.

Franz eilte spornstreichs nach Paris. Er nahm Wohnung im Hause der überglücklichen Désirée, die glaubte, er sei ihrethalb zurückgekehrt. Mit herzlicher Liebe empfing ihn der Bruder, aus dessen Wesen der Heimgekehrte sofort merkte, daß ihm nichts von dem Ehebruch seiner Frau bekannt war. Bei Sidonie aber unterlag der Rächer schon während des ersten Beisammenseins. Aus Liebe zu dir habe ich deinen Bruder geheiratet, sagte sie, und es gelang ihr, den Armen wieder so in ihre Fesseln zu bringen, daß er mit ihr zu fliehen beschloß. Ein glühendes Billet-doux, das ihr diesen Entschluß mitteilte, war eben das, worauf die Falsche gewartet hatte. Mit diesem Beweise seiner Schuld in Händen, sandte sie den geschlagenen Rächer lächelnd nach Ismaila zurück, während Désirée durch die Enttäuschung ins tiefste Leben getroffen einen Selbstmordversuch machte, an dessen Folgen sie starb. Ihr Leichenbegängnis ist ein Meisterstück Daudetscher Charakteristik.

Inzwischen wurde die Fabrik mehr und mehr demoralisiert, Zahlungsstockungen traten ein, auch Georges fühlte sich unglücklich, denn Sidonie seiner überdrüssig unterhielt jetzt ein Verhältnis mit einem Sänger. Als eines Tages zwei Wechsel im Betrage von 100 000 Franks

fällig waren, teilte er seiner Frau seine Verlegenheit mit. Claire rasch und großmütig entschloß sich, ihren Schmuck zu veräußern und zu dem hämischen Großvater nach Savigny als Bittende hinauszufahren, während der Kassierer Planus bei den Kunden herumging, um Forderungen einzutreiben. Beide kamen entsetzt heim, Planus mit der Nachricht, daß Fromont privatim alles einkassiert habe, Claire mit dem erschreckendem Beweise der Untreue ihres Mannes. Nur der Umstand, daß die Firma vor dem Bankerott stand, bewog sie zu bleiben.

Risler kehrte eben vergnügt heim, seine Erfindung stand dicht vor ihrer Vollendung, da erzählte ihm Planus von dem Zusammenbruch der Firma und der Treulosigkeit seines Weibes. Den Alten hätte beinahe der Schlag gerührt, aber jetzt mußte er leben und handeln. Er warf alle Wertsachen ab, die er an sich trug, dann eilte er hinauf, wo Sidonie gerade einen Ball gab, in voller Toilette zerrte er sie hinab, riß ihr die Schmucksachen ab und schleuderte die Erschreckte der zurückweichenden Claire zu Füßen. Die Schuldige entfloh, von niemand verfolgt, durch die offene Thür in die Winternacht hinaus zu den Delobelles, wo sie schon nach einer halben Stunde über ihre Lage scherzte und auf Anregung des großen Schauspielers beschloß zur Bühne zu gehen.

Der Bankerott wurde von der Firma abgewendet, Risler diente ihr als einfacher Werkführer, mit dem zerknirschten Georges vermied er dem alten Fromont zu Liebe jede Auseinandersetzung. Von Sidonie kam am Tage nach ihrer Flucht ein Brief, den er uneröffnet seinem alten Freunde Planus zum Aufbewahren gab. Dank seiner Erfindung kam das Haus wieder in Flor, und als

seine Maschine preisgekrönt wurde, ging er zum erstenmale mit seinem alten Planus wieder aus. Da sah er, als sie in eine Singspielhalle traten, Sidonie als Chansonette wieder. Tieferschüttert kehrte er mit Planus in dessen Wohnung heim, er wollte, nachdem so grausam die Erinnerung an die Verlorene wachgerufen, endlich ihren Brief lesen. In der Nacht erbrach er ihn, er enthielt nur das Billet von Franz. Der Treubruch seines Bruders tötete ihn, bei Nacht und Nebel eilte er aus dem Hause und erhängte sich.

Als Sigismund Planus begriffen hatte, stand er wie vernichtet. Er stand mit dem Briefe Franzs in der Hand und sah mechanisch durch das weit offene Fenster. Es schlug sechs Uhr. Unten erhob sich über Paris, das man grollen hörte ohne es zu sehen, schwer und langsam eine weiße Wolke am Rande rot und schwarz gesäumt wie eine Pulverwolke über einem Schlachtfelde. . . Langsam lösten sich aus dem Nebel die Glockentürme, weiße Fassaden, goldene Kuppeln und erglänzten im Licht der Morgensonne. Dann begannen in der Richtung des Windes die tausend Schornsteine der Fabriken, die aus der breiten Menge der Dächer in die Lüfte ragten, alle zugleich ihren Dampf keuchend auszusenden mit der Rührigkeit eines abgehenden Dampfers. Das Leben hebt aufs Neue an, vorwärts Maschine! Was kümmert dich, wer auf dem Wege bleibt. Und in furchtbarem Zorne brauste der alte Planus auf: O Dirne, Dirne! rief er und ballte die Faust, und man wußte nicht, ob er zum Weibe redete oder zur Stadt.

Mit diesen Worten schließt der Roman. Daudet schrieb ihn in einem der ältesten Häuser des Marais-

viertels, wo die großen hellen Fenster seines Arbeitszimmers auf das Grüne und das geschwärzte Gitterwerk eines Gartens hinausgingen. Aber jenseits dieser Zone der Ruhe und des Vogelgezwitschers herrschte das betriebsame Leben der Faubourgs, der Rauch stieg aus den Schloten, die Wagen rollten, der Lärm hastigen Verkehrs drang herüber. So wuchs aus diesem Milieu ein echt Pariser Roman heraus, von der Vorstudie des petit Chose abgesehen der erste große des Dichters, nach der Meinung vieler überhaupt sein größter.

Der Roman selbst verleugnet seine ursprünglich dramatische Form nicht, der Dichter selbst meint, seine Fabel habe dadurch etwas Konventionelles erhalten. Mag sein, aber was mehr wert ist, die Komposition des Ganzen ist dadurch klar und durchsichtig geworden, die Handlung, obzwar einfach und schlicht, schreitet stetig vorwärts und erregt Spannung, während sie sich zugleich von Unwahrscheinlichkeiten freihält. Von außerordentlicher Plastik sind die Charaktere, so lebenswahr, daß sie den Franzosen seitdem zu Typen geworden sind, der alte Risler und sein Landsmann Sigismund Planus, der Schauspieler Dolobelle, ein unübertroffenes Meisterstück dichterischer Schöpferkraft, von den Frauen die leichtsinnige, kalte Sidonie, die edle Claire, die rührende Gestalt der armen Désirée. Wie sie alle in Fleisch und Blut unbekannt unter den Lebenden geweilt haben, so sind sie durch Daudets Roman in die Oeffentlichkeit gestellt und nicht nur für Frankreich unsterblich geworden. Auch die Tonart ist gut getroffen, der Dichter erzählt ernst und würdig ohne schleppend zu werden, und heitere Szenen sorgen dafür, daß das Bild des Pariser Lebens, welches der Roman entrollt, auch in seiner Viel-

seitigkeit dem Leben entspreche. Denn ein Pariser Lebensbild sollte es sein, wie es sich der Dichter in der Probe seiner Arlesierin vorgenommen, und daß er seine neuen Landsleute ins Herz getroffen, bewies der ungeahnte Erfolg.

Fromont junior und Risler senior erschien 1874 als Feuilletonroman in der Zeitung Bien public, und schon während dieser Veröffentlichung empfand der Autor mit verwunderter Freude zum erstenmale, wie sich im großen Publikum ein ernsthaftes Interesse regte. Claire und Désirée erwarben sich Freunde, man warf ihm den Tod Rislers vor, Briefe trafen ein, die für die arme Tochter Delobelles baten. Wunderbar köstlich erschien dem Dichter das Erwachen der Popularität, die enge Wechselbeziehung zwischen ihm und dem Leser. Auch die Buchausgabe erzielte einen außerordentlichen Erfolg, der Daudet selbst ganz unerwartet traf. Bis dahin in einem kleinen Kreise von Künstlern anerkannt, hatte er niemals an große Popularität gedacht und erinnerte sich noch später gern an seine freudige Ueberraschung, als er einige Tage nach dem Erscheinen sich schüchtern erkundigte, und der Verleger ihm schmunzelnd mitteilte, daß schon eine zweite Auflage nötig sei. Bald folgte eine dritte, vierte und ihre stetig wachsende Zahl ist bis heut nicht stillgestanden; dann kamen auch Bitten um Ueberlassung des Uebersetzungsrechtes aus Italien, Deutschland, Spanien, Schweden, Dänemark; auch England meldete sich, obzwar später. Wunderbarerweise drang Daudet in jenem Lande, das doch den geistesverwandten Dickens zu seinen populärsten Erzählern rechnet, am langsamsten durch. Schließlich erhielt der Dichter im Jahre 1875 noch für seinen Fromont den großen Preis der Académie française.

Der Pariſer Sittenroman bot alſo das Feld, auf dem ihm Lorbeeren zu erringen beſtimmt war, und ſo fuhr Daudet fort, auf dieſem Gebiete weiter zu ſchaffen und die Hauptſtadt mit den Geſtalten ſeiner dichteriſchen Anſchauung zu bevölkern.

3. Jack.

Hatte ſich der erſte Roman in den Kreiſen der Fabrikanten und ihres Anhangs bewegt, ſo unternahm es der nächſte, das Leben der Arbeiter zu ſchildern und die eigentümliche Welt jener Verkommenen, die urſprünglich zu einem Berufe geiſtiger Thätigkeit beſtimmt, aus Mangel an Energie es zu nichts bringen. Ihren Mittelpunkt fand dieſe Schilderung in der rührenden Geſtalt des Jack.

Daudets Bekanntſchaft mit dieſem Helden — auch er hatte unter den Lebenden geweilt — ging weit zurück, faſt acht Jahre. Damals war ein junger Menſch zu ihm gekommen durch irgend einen Zufall nach dem kleinen Landhauſe in Champroſay, verfroren, vornüber gebeugt, mit den Händen ſeine Jacke über der ſchmalen Bruſt zuhaltend, aus der ein trockener Huſten hervordrang.

Sie waren beide Nachbarn durch den Wald von Sénart. Schon krank, ins Innerſte getroffen durch das ſchlimme Leben eines Arbeiters, zu dem ihn die Laune eines Liebhabers ſeiner Mutter zwang, war er zu ſeiner Erholung aufs Land gekommen. Er hauſte in einer für ihn viel zu großen halbverfallenen Wohnung wie ein Robinſon. Mit einem Sack Kartoffeln und dem Brot, das ihm der Bäcker des Dorfes auf Kredit gab, friſtete er ſein Daſein. Er beſaß keinen Frank, nicht einmal das Geld, um nach Paris zu fahren. Konnte er es nicht

mehr aushalten, ſeine Mutter nicht zu ſehen, machte er die ſechs weiten Meilen zu Fuß und kam zurück, erſchöpft und entzückt, denn er betete ſeine Mutter an, ſprach von ihr mit einer zärtlichen, bewundernden Hingebung. Mama iſt Stiftsdame, ſagte er einſt dem Dichter mit einem ſo überzeugten Ton, daß dieſer ihn nicht fragen mochte, in welchem Stift. Aber einige Worte dieſer Art hatten ihm ſchon gezeigt, was für eine Frau dieſe Thörin war, die nach hohem Rang und Titeln geizte, während ſie es ruhig geſchehen ließ, daß ihr Sohn Maſchinenſchloſſer wurde. So erzählte ſie ihm eines Tages, daß er ein Sohn des Marquis P. ſei, eines bekannten Herrn aus dem zweiten Kaiſerreich, und die Vorſtellung, eines ſo hohen Mannes Abkömmling zu ſein, würzte mit einem Körnchen Eitelkeit das traurige Einerlei des Sohnes. Später hatte ſie ihr erſtes Geſtändnis vergeſſen und gab ihm als Vater einen höheren Artillerieoffizier, ohne daß man hätte unterſcheiden können, wann ſie gelogen, oder ob ſie überhaupt aufrichtig ſprach mit ihrer Eitelkeit und dem Gedächtnis eines Kanarienvogels. In dem Roman Daudets hat dieſes charakteriſtiſche Detail einige Leſer chokiert, es ſchien ihnen eine pſychologiſche Uebertreibung, die der Dichter, wie er ſelber zugiebt, nicht gewagt haben würde, wenn das Leben ſie ihm nicht geboten hätte.

Raoul, dies war der Name des Sohnes, verzieh aber auch das ſeiner Mutter. Er hatte nur ein troſtloſes Lächeln, welches um Verzeihung für die Thörin bat. Was wollen Sie, ſie iſt einmal ſo! und außerdem war, wie häufiger bei ſolchen Verhältniſſen, ſein Zartgefühl in dieſem Punkte nicht beſonders entwickelt. Und Raoul gehörte jetzt wirklich zu dem niederen Volke, in das man

ihn hineingeworfen hatte, nachdem er einige Monate in einem reichen Pensionat zu Auteuil zugebracht. Von diesem Versuche einer feinen Erziehung waren ihm noch einige unbestimmte Kenntnisse geblieben, Schriftstellernamen, Büchertitel, eine große Neigung zum Studium, die er nie hatte befriedigen können. Jetzt, da der Arzt ihm jede körperliche Arbeit untersagt und Daudet ihm seine ganze Bibliothek geöffnet hatte, verschlang er mit einem Heißhunger die Bücher. In den Pausen der Arbeit fragte ihn der Dichter über sein Leben, über das Milieu der Arbeiter, und der Gefragte zeigte darin eine Anschauung, die weit über sein Alter und seinen jetzigen Stand hinausging. Er besaß eine feine Empfindung für die traurige oder scherzhafte Seite der Dinge und für die Größe gewisser Schauspiele in der Fabrik.

Der beginnende Winter trennte die beiden. Daudet ging nach Paris zurück, und Raoul tauchte neugekräftigt in die Werkstätten der Südbahn hinab. Zwei- oder dreimal sahen sie sich während des halben Jahres; er jedesmal magerer und abgefallener. Endlich empfing der Dichter einen kleinen Brief: Ich bin krank, liege in der Charité. Dort suchte er ihn auf und fand ihn auf einer Bahre, da der harte Winter alle Betten belegt hatte; sobald der Tod eins leer machte, würde auch er seins erhalten. Er schien sehr angegriffen, die Augen hohl, die Stimme rauh, außerordentlich niedergeschlagen durch die traurige Umgebung, das fortwährende Husten im Saal, das Beten der Schwestern und den Anblick des Hauskaplans, der bei den verzweifelten Todeskämpfen mit geistlichem Zuspruch zur Stelle war. Daudet gab sich Mühe, den Kranken zu beruhigen und wunderte sich,

daß seine Mutter ihn nicht bei sich im Hause pflegen ließ. Ich habe es nicht gewollt, erwiderte ihm das arme Opfer, sie lassen bauen, sie vergrößern sich, ich würde sie gestört haben, und wie um einem Vorwurf vorzubeugen: O, Mama ist sehr lieb zu mir, sie schreibt mir und wird mich auch besuchen. Um den Kranken den schlimmen Träumereien seiner Unthätigkeit zu entreißen, riet ihm der Dichter, seine Beobachtungen im Krankenhause niederzuschreiben, und versprach ihm, sie unterzubringen.

Von da an erschien ihm das Hospital in einem andern Lichte, und einige Zeit später konnte er es verlassen, obgleich die Aerzte dem Freunde nicht verhehlten, daß sein Zustand sehr bedenklich sei. Da erinnerte sich Daudet, wie ihm einst in einer ähnlichen Lage der Aufenthalt in Algier Wunder gethan, und durch die Vermittelung eines dortigen Bekannten verschaffte er ihm dort unten eine bequeme, einträgliche Beamtenstellung. Dem Raoul kam es wie ein Feenmärchen vor, diese große Reise und nicht mehr in die Fabrik zurück zu müssen. Von den Daudets wurde er ausgestattet, die Schwiegermutter bezahlte die Reise, ein anderer die Wäsche, ein anderer dies und das, und jetzt nahm der Glückliche alles ohne Scheu mit herzlichem Danke an, er wußte ja, er konnte jetzt die Schuld von seinem Gehalt zahlen. Von Algier schrieb er oft an den Dichter: Ich träume, ich träume ... ich bin wie im Himmel! Er wohnte in einer Vorstadt, vom Meer durch einen Orangenhain getrennt, nahe bei einem Maler, an den ihn Daudet empfohlen hatte ebenso wie an Charles Jourdan, der ihm sein gastliches Haus öffnete. Sein Dienst beschäftigte ihn wenig, und ließ ihm Zeit genug, seiner Neigung zum Selbststudium nach-

zuhängen an der Hand eines Programms, das ihm der Dichter gemacht hatte.

Aber man hatte zu spät daran gedacht, ihn seinem Elend zu entreißen. Er hatte zuviel gelitten und in zu jungem Alter: solche Wunden aus der Jugend wachsen mit den Jahren. Noch im Juni 1870 schrieb er an Daudet nach einem schweren Fieberanfall. Dann kam der Krieg dazwischen mit all seinem Unglück und seiner Aufregung. Unter der Flut von Briefen, die, bald nachdem die Belagerung von Paris aufgehoben, Daudets Schreibtisch überschwemmten, befand sich einer von einem Arzt aus Algier mit der Nachricht, daß Raoul schwer krank sei. Daudet thue ein Werk Gottes, wenn er die Mutter benachrichtige, von der der Kranke immer Nachricht haben wolle. Die Mutter hat ihm nicht geschrieben. Warum? Niemand wußte es; aber am 9. Februar empfing sie von Charles Jourdan die unwilligen Zeilen: Gnädige Frau! Ihr Sohn liegt im Hospital. Er stirbt. Er verlangt nach einer Nachricht von seiner Mutter. Im Namen der Barmherzigkeit senden Sie zwei Worte von Ihrer Hand an Ihr Kind, das Sie nie wieder sehen werden.

Am 13. Februar starb der Arme im Hospital. Jourdan hatte ihn gedrängt, sich bei ihm pflegen zu lassen, aber er fühlte, daß es zu Ende ging, und hatte dem Freunde nicht das traurige Schauspiel seines Todes geben wollen. Bis zu seinem letzten Atemzuge verlangte er nach einer Zärtlichkeit seiner Mutter. Ich leide sehr, sagte er zu Jourdan, aber ein Wort meiner Mutter würde meine Schmerzen lindern. Das Wort ist niemals gekommen. Mitleidslos und grausam ist diese Frau gegen ihr Kind

gewesen. Raoul betete sie an, doch auf seinem Totenbette hatte er ein schlimmes Wort über sie gesprochen: Ich kann sie weder als Mutter noch als Frau achten, aber mein ganzes Herz, das jetzt bald brechen wird, ist voll von ihr; ich verzeihe ihr das Schlechte, was sie mir gethan hat.

Soweit von dem armen Raoul D., dessen Leben von der eigenen Mutter in seiner Blüte vergiftet und zerstört wurde. Von einem Freunde, dem er die Geschichte absichtslos erzählte, darauf gebracht, daß sie einen wunderbaren Roman abgeben würde, machte sich der Dichter, der schon mitten in den Vorbereitungen zum Nabob steckte, auf die Fährte des neuen Buches und schrieb es nieder in einer Hast wie kein anderes zuvor und nachher. Gegen Ende Oktober 1874 wurde der Roman beendet, ungefähr ein Jahr hatte Daudet gebraucht, ihn niederzuschreiben. Es ist das bei weitem längste und am schnellsten zu Ende geführte all seiner Werke.

Der Held blieb derselbe im Roman wie im Leben, der Dichter taufte ihn Jack, seine Mutter Ida v. Barancy, die Frau mit dem Vogelhirn. Dazu tritt als dritter Hauptspieler der Liebhaber der Mutter, d'Argenton, dessen Wille auf das Schicksal von Idas Sohn immer bestimmend wirkt. Die einzelnen Etappen des Romans sind kurz folgende: Jack kommt zuerst in das Institut Moronval, ein bettelhaft aufgeblasenes Pensionat in Dickens' Art, wo alle möglichen gestrandeten Bohémiens unterrichten. Der „schöne" Litteraturlehrer und Dichter d'Argenton nimmt Idas Herz und Phantasie gefangen, so daß sie ihren ersten Liebhaber verläßt und zu ihm zieht. Da der neue den lebendigen Zeugen des alten Verhältnisses nicht leiden

kann, trennt sich Ida, jetzt Charlotte genannt, von Jack, ohne daß dieser es ahnt. Er läuft dann später aus der Schule, wo er allmählich, da die Geldsendungen knapper werden, ziemlich schlecht behandelt wird, und eilt zu seiner Mutter, die mit ihrem Dichter ein Haus in Etiolles bewohnt. Argenton will ihn zuerst ausbilden, besitzt aber dazu so wenig wie zu allem andern die nötige Ausdauer und beschließt mit seinen Bohémiens, den schwächlichen Knaben als Arbeiter nach den großen Fabriken von Indret zu schicken. Hier lebt er sich ein, wird ein Arbeiter wie alle andern und geht schließlich als Heizer an Bord des Cydnus mit dem Gedanken, einmal so viel Geld zu ersparen, daß er seine Mutter zu sich nehmen kann. Als Krüppel aus dem Schiffbruch des Dampfers zurückgekehrt, wird er Redaktionsdiener bei der Zeitung, die d'Argenton und seine Bande mit seinem (Jacks) Gelde gegründet haben, dann Verwalter in d'Argentons Villa in Etiolles. Hier findet er in dem Doktor Rivals einen Freund in der Art wie Raoul selbst an Daudet, und die Enkelin des menschenfreundlichen Arztes verspricht, für eine Heirat auf ihn zu warten. Unter dem Einfluß dieser Guten wird Jack, der unter den Arbeitern etwas verroht ist, ein anderer, besserer, nimmt auch seine Mutter zu sich, die von d'Argenton hinausgeworfen ist. Er selbst setzt sich mit dem Dichter auseinander, aber die Mutter kehrt doch zu diesem zurück. So bleibt ihm nur Cäcilie, bis ihm diese durch den Dr. Rivals eröffnet, sie könne ihn nicht heiraten. Das schlägt Jack nieder. Ein schweres Brustleiden kommt zum Ausbruch. Was hilft es ihm jetzt, daß Cäcilie ihre Weigerung, die auf einem edlen Motive beruht, zurücknimmt, er stirbt im Krankenhause,

wohin seine Mutter zum Besuch kommt, als er schon tot ist.

So kurz dieses Inhaltsverzeichnis ist, um so länger ist der Roman selbst. Er ist in der That das umfangreichste Buch, das Daudet geschrieben hat. Ein bischen zu viel Papier, mein Sohn! sagte der Meister Flaubert, dem er das Buch gewidmet hatte. Es ist ja auch ein ganzes Menschenleben, das sich hier entwickelt, und so folgen Episoden auf Episoden, Gemälde auf Gemälde, und das Ganze würde etwas uferlos auseinanderfließen, wenn nicht eine Hauptidee die Teile vereinigte und sie ein und demselben Ziele zuführte. Das Buch kann mit ähnlichen Entwickelungsgeschichten von Dickens verglichen werden, Oliver Twist vielleicht; auch ihn mit dem Roman des kleinen Dingsda zusammenzuhalten ist lehrreich. Beide enthalten sie die Geschichte eines Kindes —, aber dort läuft sie glücklich aus, hier endet sie mit einem trüben Mißklang, dort scheinen auch die traurigen Ereignisse nur ein Uebergang, auf den Regen wird der Sonnenschein folgen, in Jack dagegen geht ein Riß durch diese Welt des Jammers, der die Rührung bitter, das Lachen zur Satire macht und keinen rechten Frohsinn aufkommen läßt, selbst wo dem Helden die Sonne des Glücks etwas lächelt. Es war die Welt, in der der arme Raoul in Wirklichkeit lebte, und wie er selbst, stirbt auch dem Dichter sein Held unter den Händen. Mußte Jack sterben? Man kann darüber streiten, aber daß er es that, paßt durchaus in diese Welt des Zwielichts hinein.

Die Charaktere sind meisterhaft. Am tiefsten steht Argenton, ein widerwärtiger aber unvergeßlicher Mensch. Auch Jack ist lebenswahr und allseitig herausgearbeitet.

Mit seltener Feinheit ist Ida v. Barancy behandelt. Charakteristisch gleich ist ihre erste Szene, wo sie morgens bei dem Jesuitenpater weint, der ihren Sohn als nicht genügend legitimiert nicht in seine Schule aufnehmen will, abends einen Ball besucht, und die Dienstboten in der Küche über Jacks Zukunft entscheiden. Der Dichter hat diese Frau nicht zu einem hassenswerten Geschöpf, einer gemeinen Person, einer schlechten Mutter, einer lasterhaften Maitresse gemacht. Sie hat nur eine verkehrte Verstandesrichtung, sie hat sich eines Tages über alles hinweggesetzt und lebt seit jener Zeit in unordentlichen Verhältnissen. Sie vergöttert ihren Sohn, hat aber nicht die Kraft für ihn etwas zu thun, und sie läßt ihn zu Grunde gehen, ohne etwas anderes zu finden als ein paar Thränen, die von selber trocknen. Sie ist zugleich reizend, kokett und spießbürgerlich.

Die Milieuschilderung nimmt einen erheblich breiteren Raum ein als bei dem Fromont, und darin liegt ein großer Teil seiner litterarischen Bedeutung. Der Roman hatte sich, wie Zola sagt, bis dahin nicht um das Volk gekümmert. Nun war der Dichter des Jack einer der ersten, die es wagten, in jene besondere Welt hinabzusteigen, die für einen Koloristen so wunderbare Aufgaben birgt. So hat denn Daudet mit großer Sorgfalt die beiden Milieus der Arbeiterkreise zu Indret und der seltsamen Bohèmewelt des Gymnasium Moronval herausgearbeitet und damit zwei kulturgeschichtliche „Dokumente“ von seltener Treue und Anschaulichkeit geliefert. Auf diese Weise aber näherte sich das Ganze bedenklich einer langen Reihe von Sittenschilderungen, die Ornamente und Arabesken überspannen das ohnehin nicht feste Gefüge der Handlung mit ihrem

Rankenwerk und ließen deren architektonische Gliederung häufig verschwinden.

Und noch etwas Neues fand sich in dem Romane. Als einer der ersten fühlte Daudet, welche bis dahin ungeahnte Poesie sich aus dem Innern einer Fabrik gewinnen ließ, und er schreckte nicht vor der Schwierigkeit zurück, sich an Beschreibung und Schilderung von Dingen zu wagen, für welche die poetische Sprache noch keinen Vokabelschatz besaß. Vor ihm hatte sich, von Victor Hugo abgesehen, noch niemand mit der geheimnisvollen Schönheit einer laufenden Maschine beschäftigt, noch geahnt, welche Quellen künstlerischer Wirkung sich damit einem Dichter erschließen konnten. Nachher kamen andere, Zola besonders, die das Leben in den großen Werkstätten beschrieben, voller Dampf und Bewegung. Die erzählten von den Rädern, deren Zähne in einander griffen, die ihre Kräfte verdoppelten, indem sie sich in einander häkelten, von dem Sausen der Transmissionsriemen, fest und schwebend zugleich, wo die verwandelte Kraft in Leichtigkeit vorbeieilt und nichts merken läßt von ihrer Macht. Der Stil dieser Nachfolger gewöhnte sich nachher geschmeidig dem rhythmischen hin und her der Kolben zu folgen und dem Spiel der Pleuelstangen um die Excenterscheiben. Aber wenn jene später verstanden, mit lyrischem Schwung und genauer Sachkenntnis die intelligente Kraft der brutalen Maschinenmassen zu fruchtbarer poetischer Darstellung zu erheben, Daudet ist ihr erstes Vorbild gewesen. Er hat bei seinen Maschinen zu Jndret zuerst die Vorstellung erweckt, daß etwas Lebendiges in diesen Kolossen sei, die durch das Genie und die Berechnung des Menschen besiegt, ihm gelehrig dienen, trotzdem in ihrer Wildheit, sowie er einen

Augenblick wegfieht, immer bereit, ihn zu verderben. So ist die Aufstellung der Maschine in Indret ein litterarisches Faktum von bedeutender Tragweite. Hier liegt der Keim des größten Teils von Zolas mächtigen Schilderungen.

Der Erfolg des Jack reichte nicht an den des Fromont heran. Nicht nur, wie Ernest meint, weil er zwei dicke Bände füllt. Das Publikum will eben, wenn es Romane liest, sich unterhalten, rühren oder erheitern lassen, aber keine Kulturgeschichte lernen. Der Bruder hat ganz recht, Daudet hat sich hier von seiner Liebe für die Armen und Niedrigen leiten lassen; selbst bewegt, erschüttert er auch hier den Leser durch die klägliche Geschichte seines Jack, in blendenden Lichtern bricht seine berühmte Ironie daraus hervor. Das schwere Buch hat es ja auch nach und nach zu einer stattlichen Zahl von Auflagen gebracht, aber es ist eben ein „schweres" Buch und steht weniger auf der Scheide, wo Poesie und Leben, als auf dem Grenzgebiet, wo Poesie und Kulturgeschichte sich berühren.

4. Der Nabob. (le Nabab).

Der Nabob gehört zu den gewaltigsten Schöpfungen des Dichters, trotzdem er vielleicht am schlechtesten komponiert ist. Er erschien, an Umfang nicht den Jack erreichend aber trotzdem ungefähr doppelt so lang wie z. B. der Unsterbliche, zuerst im Feuilleton des Temps und dann im Jahre 1877 im Buchhandel. Mein Handexemplar aus dem Jahre 1897 zeigt die Zahl von 101 Auflagen. „Meiner lieben Frau" steht auf dem Titelblatt. Eine schmeichelhaftere Widmung an seine Frau unterdrückte der Dichter auf deren eigenes Verlangen. Der Wortlaut hieß: Der treuen, fein-

sinnigen und unermüdlichen Mitarbeiterin, meiner vielgeliebten Julia Daudet, widme ich dies Buch, das ihr so viel verschuldet, in herzlicher, zärtlicher Dankbarkeit. Wollte man den Inhalt des reichhaltigen Werkes so genau angeben, wie es bei der Lektüre unerläßlich scheint, so müßte man — der Verfasser dieser Biographie hat selbst den Versuch gemacht — ungefähr 30 unserer Seiten dazu verwenden. Wir begnügen uns deshalb mit folgenden Andeutungen.

Der Titelheld, der Nabob, ist Bernhardt Jansoulet, ein Mann, der als armer Schlucker nach Tunis ging, ein Trödler, der in Marseille bis in sein 30. Lebensjahr am Hungertuche genagt hatte und nun drüben fabelhafte Reichtümer gewann, so daß er mit 25 Millionen nach Frankreich zurückkehrte, während er mehr als das Dreifache an liegenden Besitztümern in Afrika vorläufig zurückließ. Er ist nach Paris gekommen, um eine Rolle in der großen Welt zu spielen, was ihm natürlich, dem fabelhaft Reichen, Unsummen kostet, die er alle an Schmeichler verschleudert. Der Ehrgeiz treibt ihn, in der Politik mitzuwirken, und er läßt sich, das Ganze spielt zu Anfang der sechziger Jahre, zum Mitgliede für Corsika in die französische Deputiertenkammer wählen. Mit ungeheuren Geldopfern wird die Wahl durchgesetzt, aber sie wird beanstandet, denn durch das Geld eines alten Feindes, des Bankier Hemerlingue, hat sich eine Coterie gebildet, die den Reichen stürzen will. Der Tod des Herzogs von Mora, der dem gutmütig-ungehobelten Nabob wohl will, der drohende Verlust der tunesischen Liegenschaften, welche der Bey unter dem Einfluß des alten Hemerlingue einzuziehen droht, machen die Lage für Jansoulet ernsthaft

peinlich. Schließlich verdirbt ein ungeschickt angelegter Bestechungsversuch alles: die Wahl wird für ungiltig erklärt, und der Nabob stirbt am Schlagfluß, von all dem Geschmeiß gemieden und geschmäht, in der prächtigen Loge eines Theaters, daß er mit seinen Millionen aus der drohenden Gefahr des Bankerotts zu neuem, prächtigen Glanze erhoben.

Diese Schicksale Jansoulets bilden man mag viel eher den Titel als die Haupthandlung des Romans sagen. Neben und um ihn herum sehen wir gleich in den ersten Szenen eine Menge Personen, die an seiner Tafel schmausen und von ihm etwas zu erlangen hoffen. Da ist der Irländer Dr. Jenkins, ein in den höchsten Kreisen sehr beliebter Arzt und Erfinder der stimulierenden und den Organismus aufregenden Jenkins-Perlen. Ferner der verlebte Monpavon, der von seinem Posten als Steuereinnehmer aus Gesundheitsrücksichten zurücktreten mußte, zu seinem Glück ein Freund des allmächtigen Mora, ferner Paganetti, Direktor der Territorialkasse von Corsika, einer längst verkrachten Schwindelgesellschaft, und der Bilderhändler Schwalbach. Von Litteraten der einstige Theaterdirektor Carvailhac, berühmt durch die Zahl seiner Bankerotte, und der gefährliche Moëssard, Mitarbeiter am Messager und Geliebter einer in Paris wohnenden Exkönigin, als der einzig anständige in dieser Gesellschaft von Geiern der junge Paul de Géry, der von der Mutter Jansoulets an den Nabob empfohlen wird für eine Privatsekretärstelle. — Außerdem sind noch wichtige Figuren des Romans der Herzog von Mora, unter welchem sich natürlich Morny verbirgt, bei dem Daudet selbst als Sekretär diente, die Bildhauerin Felicia

Ruys, unter der man die Sarah Bernhardt nicht ganz mit Unrecht vermutet, der würdige Papa Joyeuse, Exbuchhalter bei Hemerlingue, mit seiner Familie.

Um alle diese Personen gruppieren sich nun Nebenhandlungen, die indessen bei der mangelnden Perspektive dieses großen französischen Weltbildes, so wie sie angeschlagen werden, sofort Geltung und Interesse von Haupthandlungen beanspruchen. Mit dem eigentlichen Schicksal des Nabob hängen die meisten gar nicht zusammen. Papa Joyeuse z. B., der von Hemerlingue weggejagt ist, wird nur dadurch von ihm mittelbar unterstützt, daß Paul de Géry bei ihm Buchführung lernt. Die älteste Tochter seines Lehrers heiratet er später, während die zweite, die liebliche Alice, Frau des André Maranne wird, der im oberen Stock sich schlecht und recht durch Photographieren ernährt, bis er als Dichter durch die Aufführung seines Stückes Erfolg hat. Die Familie Joyeuse und was ihr anhängt bildet die Gruppe der ehrenhaften Leute des Romans.

André ist der Sohn der Frau Dr. Jenkins aus erster Ehe. Wie diese, die thatsächlich nicht mit dem Irländer getraut ist, von dem Niedrigdenkenden weggejagt und fast in den Tod getrieben wird, wenn sie nicht bei ihrem Sohne geöffnete Arme gefunden hätte, das ist ihr Roman. Der Arzt aber verstößt sie aus Liebe zu der schönen Felicia Ruys, der er, als sie eben zur Jungfrau herangereift war, durch einen versuchten Gewaltstreich die Seele in der Blüte entblättert hatte. Felicia will erst den Nabob heiraten, aber der hat eine Frau, eine dicke Odaliske aus Tunis, dann Paul de Géry, aber der liebt eine andere; da ergiebt sie sich dem schon lange in sehnsüchtiger Lust wer-

benden Mora. Eine gute Dosis Jenkins-Perlen haben dem noch einmal die schlaffe Natur aufgerüttelt zur nötigen Liebeskraft, aber er stirbt an den Folgen dieser Ausschreitung, und das ist sein Roman. Felicia aber geht zum Bey nach Tunis, wohin sie dieser geladen, und Jenkins, dem wegen seiner Perlen nach Moras Tode der Boden heiß wird unter den Füßen, folgt ihr, womit der Roman dieser beiden schließen mag. Ebenfalls durch den Tod des Mächtigen wird Monpavon aus der Bahn der Lebenden gedrängt. Man beginnt jetzt seinen Unterschlagungen nachzuforschen, er zieht es vor, in einer obskuren Badeanstalt der Vorstadt sich die Pulsader aufzuschneiden, womit denn sein Roman zu Ende ist. Kurz es sind so viel Handlungen und Personen, daß es schon bei einer oberflächlichen Aufzählung reichlich zu viel scheint, und nun denke man sich all diese Personen mit einer Kraft und Anschaulichkeit dargestellt, daß sie alle ihr einzelnes individuelles Leben für sich führen, so hat man einen Begriff von dem ungeheueren Gestaltenreichtum des großen Kulturbildes.

In der That ein Kulturbild ist der Nabob und kein Roman, schon der Untertitel „Pariser Sitten“ weist darauf hin. Die Idee des Ganzen ist eine Schilderung von Paris, das goldgierig, lustberauscht, mit all seinen Sünden in großen mächtigen Freskogemälden vor dem geblendeten Leser aufgerollt wird, der zunächst von der Fülle der Erscheinungen verwirrt, nicht weiß, wohin er schauen soll. Wenn aber das Auge sich gewöhnt hat, und wenn man sich darin gefunden, von der gewöhnlichen Spannung eines Romans wenig zu entdecken, dann wird man mit stets neuem Interesse zu den figuren- und farbenreichen Ge-

mälden zurückkehren, die auch bei wiederholtem Lesen immer noch gehaltvoll etwas Neues zu sagen vermögen. Das ganze Buch ist eine Reihe von herrlichen Bildern, aus denen wir nur, um einige Beispiele zu geben, auf den Tod und das Begräbnis des Herzogs von Mora hinweisen, eine Art historisches Kolossalgemälde mit dem Pathos etwa wie Pilotys Tod Alexanders des Großen. Daneben sei noch hingewiesen auf die Atelierszenen bei Felicia, die Eröffnung des „Salon", die Feste des Bey in St. Romans.

Vielleicht interessiert es, über die Originale dieser lebenswahren Charaktertypen etwas zu vernehmen, und zwar, was noch interessanter ist, aus dem Munde Zolas, der sich in seinem ästhetischen Studium mit unserem Roman des weiteren beschäftigt. Wir entnehmen ihm folgende Notizen:

Jansoulet ist ein Finanzmann, mit dem sich gegen das Jahr 1864 ganz Paris beschäftigte. Er hatte ein bedeutendes Vermögen zusammengebracht, zwar nicht in Tunis, aber in Aegypten, wo er der Günstling und Vertraute des Khedive war. Später wollte er sich eine ehrenhafte und wichtige Stelle erwerben und bot der Deputation seine Kandidatur an. Dreimal wurde er im Gard, einem südfranzösischen Departement, erwählt, natürlich mit Hilfe des Geldes, das er mit vollen Händen ausstreute, dreimal verwarf die Kammer seine Wahl; sie wollte nicht dieses räudige Schaf, und sie machte ihm die Verbrechen aller jener verderbten Menschen, die sie schon hatte durchgehen lassen, zum Vorwurf. Andererseits ist der Kampf Hemerlingues gegen Jansoulet der Wirklichkeit entnommen. Ein Bankier, der noch lebt, hat in der That Jansoulet mit

seinem Hasse verfolgt, bis er ihn ruiniert hatte. Erst am Ende entfernt sich der Roman von der Wirklichkeit, denn der Finanzmann hat nicht den Tod Jansoulets gefunden, er ist nicht durch die Mißachtung zerschmettert worden; er hat im Gegenteil eine grausame Existenz mit sich herumgeschleppt, nachdem er vollständig ruiniert vom alten Glanze herabgesunken und unter der Wucht aller in Umlauf gebrachten Geschichten erdrückt worden war. Wie Daudet sagt, ist es dumm, daß man ihm heute vorwirft, sich undankbar gegen sein Modell benommen zu haben. Das ganze Werk ist eine Verteidigung des Helden. Zumal wenn man die Verdächtigungen liest, die über den Unglücklichen verbreitet waren, scheint er das ganze Werk nur geschrieben zu haben, um einen ehrenhaften aber verkannten Menschen zu rechtfertigen.

Was den Herzog von Morny angeht, so würde er gewiß über sein Porträt gelacht haben. Die Bonapartisten haben Daudet mit beispielloser Strenge der Undankbarkeit und fast des politischen Verrats angeklagt. Darüber kann man nur die Achsel zucken. Daudet ist weit davon entfernt, einen Herzog von Morny in seiner amtlichen Stellung zu zeichnen. Er hat die vorspringenden Züge dieser Gestalt bei Seite gelassen, die kalte Entschlossenheit, den ruhigen Cynismus, den absoluten moralischen Defekt, das Bedürfnis immer lustig zu sein, kurz das ganze Gemisch von Energie und Skepticismus, das aus diesem schon ausgemergelten Lebemanne das Werkzeug eines politischen Handstreichs gemacht hat. Er begnügt sich, sein äußeres Profil, die liebenswürdigen Manieren dieses Ministers anzudeuten, der sich zwischen zwei wichtigen Ratssitzungen damit beschäftigte, Stücke und Vaudevilles zu verfassen.

Trotzdem haben die Moraepiſoden intenſives Leben, Tiefe der Beobachtung, die ergreifende Wahrheit einer Seite von St. Simon. Der ſo mutige und korrekte Todeskampf dieſes Lebemannes, der aus dem Leben gehen will, wie man aus einem Salon geht, die Beſtürzung ſeiner Vertrauten um ihn, die fühlen, daß ſie einen mächtigen Protektor verlieren und die ſich an ſein dahingehendes Leben klammern, die niedrige Habgier der Diener, die alles Gold, deſſen ſie habhaft werden können, rauben, die Sorge der Freunde, welche die kompromittierenden Papiere, die Liebes- und Geſchäftsbriefe erwiſchen, ſie vernichten wollen aber nicht verbrennen können und ſie im Kloſett verſtecken, das Geſchrei, dann der in tiefes Schweigen gehüllte Palaſt, dieſe ganze Schilderung iſt von einer Macht, welche die der Thatſache entnommene und mit dem Schauder unmittelbarer Empfindung wiedergegebene Wahrheit begreifen läßt.

Monpavon und de Bois Landry ſind zwei in ganz Paris bekannte Typen mit nur wenig veränderten Namen. Einer lebt noch. Moëſſard iſt jüngſt geſtorben. Paganetti, Hemerlingue und le Merquier exiſtieren noch. Ich glaube ſogar einmal mit dem alten Joyeuſe zuſammengekommen zu ſein. Cardailhac, der Theaterdirektor, iſt nicht Carvalho, Direktor der komiſchen Oper, ſondern Neſtor Roqueplan, jener liebenswürdige Mann, deſſen Worte man noch heute citiert. Dr. Jenkins iſt aus mehreren Perſonen zuſammengeſetzt. Seinetwegen waren die engliſchen Journale beſonders ſtreng gegen Daudet, weil ſie in ihm einen Arzt zu erkennen glaubten, der einmal Morny behandelte. Das Unternehmen von Bethlehem, welches Jenkins mit des Nabobs Geld ins Leben ruft, um das Kreuz der

Ehrenlegion zu unterhalten, existierte wirklich und vielleicht noch unter dem Namen ‚das Säuglingshaus'. Die Gründer machten großes Aufsehen von ihren menschenfreundlichen Gefühlen. Sie wollten, sagten sie, den armen kleinen Wesen, die ihre Mütter nicht ernähren könnten, eine reichliche Ernährung verschaffen, gesunde Luft und alle erdenkliche Sorgfalt. Sie hatten an den Thoren von Paris ein Institut geschaffen, in dem Ziegen die Stelle der Ammen vertraten, schöne Ziegen, die man im Garten herumspringen sah. Das Haus war mit großartigem Komfort eingerichtet, hatte Schlaf-, Speise- und Waschsäle, Promenade, Kranken-, Badezimmer, Waschhaus usw. Aber das Uebel war, daß die Kinder alle starben. Zu jener Zeit wollte man das Säuglingshaus aus Neugier sehen. Daher wohl unser Kapitel so voll Rührung und Ironie, wie nur Daudet schreiben konnte.

So weit der große Freund und Rivale Daudets. Wir aber erkennen aus seinen Ausführungen nicht bloß den Gehalt des Romans, sondern gewinnen auch einen Einblick in das zeitgenössische Litteraturleben unseres Dichters und sehen, wie seine Werke im Mittelpunkt stürmischer öffentlicher Kontroversen stehen, kein geringes Zeugnis für ihre Bedeutung.

5. Die Könige im Exil. (les rois en exil.)

Der nächste Roman, der in den siebziger Jahren spielt, giebt ein Lebensbild von hoher Tragik und wagt sich zugleich in ein Milieu, das in seiner geringen Ausdehnung der Seltenheit entspricht, mit der ein Schriftsteller sich ihm nähern darf. Es ist die Welt der depossedierten

Fürſtlichkeiten, die da und dort von ihren kleinen Thronen geſtoßen in Paris ihr Exil verleben.

Die erſte Idee entſtand an einem Oktoberabend, als Daudet über den Karuſſelplatz ging und plötzlich gegenüber die Trümmer der Tuilerien in den düſteren Himmel hineinragen ſah. Er malte ſich aus, wie entthronte Fürſtlichkeiten nach Paris in die Verbannung gezogen, in der rue de Rivoli abgeſtiegen waren, und am Morgen, nachdem ſie die Vorhänge zurückgeſchlagen, vom Balkon des Hotels aus jene Trümmer vor ſich liegen ſahen. Das mußte einen reizvollen Eingang zu einem Buche geben. Der eventuelle Titel „Die Könige im Exil“ klang ebenfalls verlockend.

Wie der Dichter einmal geartet war, lag die Schwierigkeit hauptſächlich darin, die thatſächlichen Unterlagen, die Modelle uſw. zu bekommen, denn das ganze Milieu lag ihm recht fern. Freilich war er als jüngerer Mann oft in den Nachtcafés dem Herzog von Braunſchweig begegnet, eines Nachts hatte er den wegen ſeines liederlichen Lebens berüchtigten Prinzen von Oranien, Prinz Citron überall genannt, in einem Reſtaurant geſehen, wie er einer Straßendirne gegenüberſaß und ein Stück Gänſeleberpaſtete verzehrte, eines Sonntags hatte er am Ausgang des Konſervatoriums die hohe und ſtolze Erſcheinung des blinden Königs von Hannover bemerkt, der ſich zwiſchen den Säulen der Vorhalle durchtaſtete, am Arme der edlen Prinzeſſin Friederike, die ihm ſagte, wann er grüßen mußte. Aber das waren alles ſehr ſchattenhafte Erinnerungen, keine genaue Kenntnis von dem intimen Leben dieſer exilierten Fürſten, von der Art, wie ſie ihr Mißgeſchick ertrugen, wie Paris und die Verbannung auf ſie wirkten,

wieviel Vergoldung ihrer Hoftracht und wieviel Ceremoniell ihrem Leben noch geblieben war.

Um darüber sich zu belehren, mußte er oft und lange herumlaufen, er mußte all die Beziehungen eines alten Parisers, wie sie ihm jetzt zu Gebote standen, die ganze gesellschaftliche Stufenleiter hinauf in Bewegung setzen, von dem Tapezierer, welcher das königliche Hotel in der rue de Presbourg möbliert, bis zu dem alten Edelmann, der als Zeuge bei der Abdankung der Königin Isabella fungiert hatte. Immer lag er auf der Lauer, um bei zweckmäßig ausgewählter Lektüre — die Memoiren Chateaubriands z. B. kamen, solange er an dem Roman schrieb, nicht von seinem Arbeitstisch — und bei absichtlich eingeleiteter Unterhaltung im Fluge zu erhaschen, was ihm Neues und Verwendbares brachte. Endlich hatte er den Hintergrund für sein Gemälde sich erarbeitet, er wußte, welcher Mangel sich dort zeitweilig hinter dem Stolze barg, wie eng heroische Aufopferung sich mit veralteten Anschauungen in einem durchaus nicht immer einwandsfreien Ehrgefühl vereinigen konnte, kurz er sah durch all den äußeren Schein hindurch. Damit kannte er das Milieu seines neuen Romans. Es galt nun, dessen Charaktere und Fabel oder Intrigue, wie die Franzosen sagen, zu bestimmen.

Von vornherein erhob sich eine große Schwierigkeit. Daudet war entschlossen, kein Pamphlet zu schreiben, und so mußte das Gottesgnadentum wie das Werk eines legitimen Herrscherhauses von einem der Mitspielenden aus tiefster Ueberzeugung vertreten werden. Sich da hineinzuversetzen war für einen Franzosen der dritten Republik nicht eben einfach, und so wollte auch unserem Dichter,

ſo eifrig er bezügliche Tendenzſchriften ſtudierte, gerade hier ſich keine Lebendigkeit und Kraft herausſchlagen laſſen. Da kam ihm ein glücklicher Zufall zu Hilfe. Er entdeckte eines Tages in einem alten Buche über die franzöſiſche Reſtauration, das er beim Antiquar gekauft, einen vergeſſenen Brief des Verfaſſers, worin dieſer einen Herrn Thérion empfahl, dort und dort wohnhaft. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er kannte ja dieſen Thérion ſeit ſeiner Bohèmezeit, er erinnerte ſich noch ſehr gut der mächtigen Figur und der ſchwarzen flammenden Augen, wenn dieſer gelehrte Bohémien mit hinreißender Beredtſamkeit in den Kneipen das legitimiſtiſche Königtum vertrat. O wenn er den jetzt bei ſich gehabt hätte, um ſich von ſeinem edlen Feuer erwärmen und zugleich über das Leben von Königen belehren zu laſſen. Denn der feurige Schwärmer war einmal Prinzenerzieher am öſterreichiſchen Hofe geweſen, und von dort recht enttäuſcht wiedergekommen. Nun war er allerdings ſchon mehrere Jahre tot, im Elend geſtorben, der Dichter konnte ihn nur noch aus der Erinnerung rekonſtruiren. Aber gleichviel, in ihm hatte er den Träger der monarchiſchen Idee für ſein Buch gefunden, den edlen, uneigennützigen, armen Elyſée Méraut, und indem er ſich zugleich des eigenen legitimiſtiſchen Milieu ſeiner Kindheit und des Vaters Vincent erinnerte, fand er zugleich eine Vorgeſchichte für dieſe rührende Geſtalt; das heimatliche Milieu des Elyſée iſt mutatis mutandis das Milieu ſeines eigenen elterlichen Hauſes.

Mit Elyſée ergab ſich zugleich eine andere Figur: der Prinz Zara, der nötig war, um jenem als Erzieher die Verbindung mit dem königlichen Hauſe zu ermög-

lichen. Zugleich brachte ein Unglücksfall in einer befreundeten Familie, wo ein Kind mit einer Salonbüchse ins Auge geschossen wurde, den Dichter auf die Idee, auf den Prinzen Zara ein gleiches Verhängnis hineinbrechen zu lassen, und zwar sollte der Erzieher Méraut selbst es sein, der so das eigene Werk zerstört. Noch manche andere Ereignisse des realen Lebens wurden in den Roman verwoben. Den Spaziergang, den Méraut mit der Königin und dem Kronprinzen durch das Volksgewühl des Jahrmarktes unternimmt, hat Daudet selbst gemacht und dabei eins seiner Kinder, das sich wie der kleine Zara fürchtete, auf den Rücken genommen. Beim Anhören einer Zigeunerkapelle gelegentlich der Weltausstellung 1878 erinnerte sich der Dichter eines Abschiedsfestes, das bei der Gräfin Chodsko zu Ehren einer Menge junger Polen gegeben wurde, von denen viele nicht zurückkehren sollten. Der Ball im Hotel Rosen giebt den Niederschlag dieser Erinnerung. Auch der Verkauf der königlichen Wagen an das Hippodrom, die Ersetzung der echten Steine in den königlichen Kronen durch farbiges Glas und so mancherlei andere Ereignisse verdanken ihre Verwendung ihrem zufälligen Eintreffen in der Zeit, da der Dichter am Werke war. Erwähnen wollen wir noch den Arzt Boucherau, der seitdem in den Werken Daudets öfter auftritt, und den der Dichter, der mitten in der Arbeit erkrankt war, als Rekonvalescent in den Bädern von Allevard kennen lernte. Von dieser Bekanntschaft stammt die Idee zu der Schlußscene des Romans.

Die Könige im Exil erschienen im Temps, dann als Buch bei Dentu 1879. Ihr Inhalt ist in allgemeinen Umrissen folgender: König Christian von Illyrien hat

sich nach heldenmütiger Verteidigung von Ragusa, bei der sich besonders die schöne Königin Friederike ausgezeichnet, mit seiner Familie unter tausend Gefahren endlich nach Paris geflüchtet. Verschieden ertragen König und Königin ihr Geschick; jener freut sich, dem lästigen Zwang des Ceremoniells entronnen ungestört hübschen Mädchen nachstellen zu können, diese denkt mit Bitterkeit ihres Geschicks, aber mit hoher Zuversicht auf dessen endliche Wendung, voll Vertrauen auf ihr Gottesgnadentum. In der französischen Hauptstadt treffen sie den früheren Kabinetschef Christians, den General Herzog von Rosen, und dessen Sohn Herbert mit seiner Frau Colette, der Tochter eines Pariser Weinhändlers. Aus der Familie Rosen wird eine Art Hofstaat gebildet, und man beginnt das erste Jahr des Exils damit, daß Königin Friederike alle Hebel in Bewegung setzt, um den verlorenen rechtmäßigen Thron für ihren Gemahl wieder zu erlangen, während dieser schnell eines der leichtsinnigsten Mitglieder des Klubs wird. Unter dem Spitznamen Rigolo bald stadtbekannt durchstreift er mit seinem Freunde Prinz Axel, Hühnerschwanz zubenannt, abenteuernd die Hauptstadt und entblödet sich nicht, die Frau seines Adjutanten Herbert als Maitresse zu benutzen. Dafür, daß die Königin an der Seite dieses nichtsnutzigen Gatten in ihren Bestrebungen nicht erlahmt, sorgt Elysée Méraut, der von ihrem Beichtvater zum Erzieher des Kronprinzen empfohlen worden ist und sich voll Begeisterung gelobt hat, das Kind mit Anspannung seiner besten Kräfte zu einem Könige zu erziehen.

Der in dem Verhältnis der Gatten liegende latente Konflikt wird auf die Bahn gelenkt, die schließlich zur

Kataſtrophe führt, als König Chriſtian mit Tom Lewis, dem Inhaber einer Generalagentur, in Verbindung tritt. Der ſpitzbübiſche Agent hat mit ſeiner Frau, der ſchönen Jüdin Sephora, den Plan ausgeheckt, den leichtſinnigen König zum offiziellen Verzicht auf die illyriſche Krone zu bewegen, um die Millionen, die jener dann ausgeliefert bekommt, in ſeine Gewalt zu bringen. Sephora verſpricht ſich dem Verliebten für den Fall, daß er abdankt, und veranlaßt ihn zugleich, ſich in Schulden zu ſtürzen, um auch von dieſer Seite einen Druck auszuüben. Letzteres gelingt ihr am beſten, denn die königliche Familie iſt ſchon lange mittellos und lebt, ohne daß es die Königin zunächſt merkt, von dem Geld des Herzogs Roſen. Aber als Friederike das erfahren, ſchränkt ſie ihren Haushalt auf das nötigſte ein, verkauft, was an Luxus ſich überflüſſig erweiſt, und macht ſich ſchließlich daran, mit Elyſée die Edelſteine aus der Krone zu brechen, um ſie zu verpfänden. Elyſée, mit dem peinlichen Geſchäft betraut, kehrt entſetzt zurück und berichtet, daß die Steine überhaupt nicht echt ſeien. Der König hat ſie ſchon vorher herausgebrochen. Es war eine Demütigung mehr. Schon vorher hatte ſie erfahren, daß Chriſtian ſeine ſchöne Jüdin zur Gräfin von Spalato, eines der edelſten Adelsgeſchlechter ſeines Landes, erhoben und außerdem die verſchiedenen Klaſſen ſeines Hausordens nach einem gewiſſen Preiskurant verſchacherte.

Aber die thatkräftige, edle Frau kämpft weiter. Durch ihre Parteigänger hat ſie das niedere Volk Illyriens bearbeitet und mit Méraut und ihrem Beichtvater eine Expedition vorbereitet, die die jetzige nicht populäre Regierung ſtürzen und durch einen Aufſtand ihr angeſtammtes

Königshaus wieder einsetzen soll. Da erfährt sie zu ihrem tödlichen Schrecken, daß Christian in seinem Arbeitskabinett eine Abdankungsurkunde liegen hat, die er vielleicht eben unterzeichnet. Mit der Hast der Verzweiflung stürzt sie, den Kronprinzen Zara an der Hand, zu ihrem Gemahl und zwingt den Schuldbewußten durch die ernste Drohung, sich mit ihrem Sohne aus dem Fenster zu stürzen, von dem Verzicht abzustehen und sich dem Unternehmen anzuschließen.

Sephora aber hat durch den Kammerdiener Lebeau, den Spion ihres Gatten, erfahren, wie die Sachen stehen. Christian darf auf keinen Fall an der Expedition teilnehmen. Deshalb zeigt sie den geplanten Anschlag der Polizei an und weiß es, für ihre Person in diesem kritischen Augenblick zu allem entschlossen, durch Lebeau so einzurichten, daß der König in ein Coupé geschoben wird, in dem sie selbst sich befindet. Sie verführt den Leichtsinnigen, mit ihr in Fontainebleau wieder auszusteigen, und hält ihn, indem sie sich ihm in der Nacht hingiebt, um einen Tag auf. Als Christian dann am anderen Morgen weiterfährt, wird er in Marseille von der Polizei zurückgehalten. Die Expedition wird in Illyrien abgefangen und teils im Kampfe teils, wie der unglückliche Herbert Rosen, kriegsgerichtlich erschossen. Die königstreuen Illyrier wollen aber jetzt von dem wankelmütigen, unzuverlässigen Herrscher nichts mehr wissen. Er muß abdanken, und Prinz Zara wird zum König von Illyrien proklamiert. Als Christian zu der geliebten Sephora will, um ihr freudig seine endliche Abdankung mitzuteilen, wird er von der durch diese Wendung um den Ertrag ihres Anschlages gebrachten aus dem Hause gejagt.

Jetzt lebt Friederike, die Königin-Mutter, wieder auf. Sie sieht voll Stolz, wie ihr Sohn sich entwickelt. Nur ihr Verhältnis zu Méraut flößt ihr Unruhe ein. Sie weiß, daß der Königstreue sie liebt, heiß und innig, und wenn sie auch von seiner Seite nie ein Wort zu fürchten braucht, sie selbst fühlt mehr und mehr eine Neigung zu ihm aufsteigen. Da hat der Lehrer das Unglück, mit der Salonbüchse durch eine abprallende Kugel seinem Zögling ins Auge zu schießen, so daß er die Sehkraft auf demselben verliert. Die Königin sieht hierin eine gerechte Strafe für ihre verbrecherische Neigung. Haßerfüllt schickt sie den unglücklichen Erzieher davon, der sein eigenes Werk zerstört hat. Der Prinz bleibt seitdem schwachsinnig; Elysée aber stirbt an einem Brustleiden, welches, durch die Entbehrungen seiner Jugend entstanden, durch die Aufregungen der letzten Zeit zum Ausbruch gekommen ist. Vor seinem Tode besucht ihn die Königin in seiner ärmlichen Stube und bringt ihm durch die Hand des Prinzen Zara ihre Verzeihung. Der Roman endet damit, daß Friederike, um nur den Zara zu erhalten, der eine Operation nicht aushalten kann, wegen seiner schwächlichen Konstitution auch für ihn auf den Thron verzichten muß und sich schließlich freut, wenn ihr nur der Sohn am Leben bleibt.

Der Roman erntete den verdienten großen Erfolg, und besonders die Frauenwelt hat sich bis auf den heutigen Tag für die edle Gestalt der Königin Friederike begeistert. Im übrigen erhob sich, wie das bei Daudets Art nach Modellen zu arbeiten nicht Wunder nimmt, der übliche Lärm der Presse, diesmal noch durch politische Kontroversen über den Wert des Legitimismus und der

Demokratie verstärkt, und durch eine dramatische Bearbeitung von Paul Delair, die unverdienterweise durchfiel, in verstärkter Auflage wiederholt. Der unbefangene Leser stellt dem Dichter gern das Zeugnis aus, daß er sich von jeder politischen Tendenz freigehalten und lediglich seinen künstlerischen Zwecken dienend beide Parteien mit Ehrlichkeit hat plädieren lassen.

6. Numa Roumestan.

Auch bei dem nächsten Roman unterzog sich der Dichter einer bedeutenden Aufgabe. Er behandelte als Thema den Gegensatz zwischen Nord und Süd, wie er im ganzen Frankreich zur Geltung kommt und im Leben der Einzelnen sich bis zur Tragik steigern kann. Die Art, wie der Roman erschien, ließ die außerordentliche Wertschätzung des Dichters im Publikum erkennen. Er wurde gleichzeitig in zwei französischen und einer deutschen Zeitung gedruckt. Als Buch kam er 1887 heraus. Der Titel war Numa Roumestan.

Numa Roumestan war nach Paris gegangen wie viele Südfranzosen, um dort zu studieren und mit seiner natürlichen Beredsamkeit und der Aufsehen erregenden Aufdringlichkeit seines Stammes sein Glück zu schmieden. Nachdem er seinen Doktor gemacht und seine nicht eben wohlhabenden Eltern ihm keine Unterstützung mehr zuwenden konnten, lebte er auf Kredit seines Kneipwirtes Malmus, der ihm im Hinblick auf seine reiche Tante Portal lieh. Als Schreiber bei einem Advokaten wurde Numa bald wegen Trägheit entlassen. Jetzt etablierte er sich selbst und hatte das Glück, durch einen gewonnenen

Prozeß berühmt zu werden. Ein zweiter Prozeß brachte ihm ebenfalls Ruf genug aber kein Geld. Endlich, als nach einem dritten sein Name in allen Zeitungen genannt wurde, schrieb ihm die Tante, er solle sich mit einer Tochter des Appellationsgerichtsrates Le Quesnoi verheiraten, sie werde ihm dann von seiner einstigen Erbschaft schon jetzt 100000 Franks auszahlen.

Die Familie Le Quesnoi bestand, nachdem vor kurzem ein Sohn an einem Lungenleiden gestorben, außer dem ruhigen, ehrenhaften Vater und der stillen etwas weichmütigen Mutter aus zwei Töchtern: der geraden, schlichten Rosalie und der romantischen Hortense. Die ältere heiratete den stattlichen Provençalen, der so schön zu reden wußte, aus echter Neigung. Bald aber lernte sie ihn genauer kennen. Sie merkte, daß seine Güte nur Laune war, statt einer ruhigen Häuslichkeit liebte er Lärm und lautes Leben, sein steter Begleiter Bompard, ein aufschneiderischer Prahler, der log aus Lust am Lügen, obgleich er wußte, daß ihm niemand glaubte, wurde dem ehrlichen Sinn der Frau ganz verhaßt. Auf einer Untreue ertappte sie den Gemahl, der also auch in der Geringschätzung der Frau ein echter Südländer war, und schließlich liebäugelte er sogar mit der bonapartistischen Partei und wollte einen Staatsratsposten annehmen. Mit überlegener Ruhe brachte ihn Rosalie von diesem Plane ab, zu seinem Glück. Als bald darauf der Krieg ausbrach, und mit dem Tage von Sedan die Republik entstand, wurde Numa Mitglied der Kammer, bald wegen seiner Beredsamkeit Parteiführer, dann Generalrat des Departements.

Um diese Zeit machte er eine Reise in den Süden,

von seiner Gattin und seiner Schwägerin Hortense begleitet, überall von dem leicht entflammten Volk enthusiastisch empfangen. In seiner Freude versprach er allen alles, unter anderm auch dem Valmajour, einem provençalischen Tamburinspieler, den sie auf einem Feste in der Arena von Aps spielen hörten, eine glänzende Laufbahn in Paris. Mit Hortense, in deren schwärmerischem Köpfchen sich der bäuerliche Künstler wie ein Nachkomme der alten Troubadours malte, besuchte er die Eltern desselben und erregte ihnen derartige Illusionen, daß die ganze Familie nach Paris überzusiedeln beschloß. Die leicht erregbare Audiberte, des Spielmanns zähe Schwester, trat bei den Unterredungen besonders hervor.

Nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt wurde Numa bald Minister des Unterrichts und der schönen Künste. Ein glänzender Empfangstag feierte das Ereignis, und der Minister schwamm in einem Meer von aufgeregter Geschäftigkeit, in seinem Glücksgefühl nur durch den unleidlichen Valmajour gestört, der sich Tag für Tag in seinem Vorzimmer herumdrückte und an die Erfüllung der Versprechungen mahnte. Endlich nahm die kluge Audiberte die Sache in die Hand und führte ihren Bruder zu — Hortense, durch deren Vermittelung dieser dann die Erlaubnis erhielt, auf einer musikalischen Soirée im Hause mitzuwirken. Auch die pikante Soubrette Alice Bachellery sollte mitwirken, nachdem sie vor dem Minister selbst Probe gesungen und ihn durch ihre Koketterie ganz bezaubert hatte.

Hortense liebte den Valmajour, der durch einen kleinen Erfolg bei der Soirée womöglich noch alberner und hochmütiger geworden war, und Audiberte arbeitete

daran, nachdem sie sich durch affektierte Naivetät bei den Quesnois eingeschmeichelt, aus den beiden ein Paar zu machen. Der ernsten Schwester, welche die Gefahr merkte, kam der Befehl des Arztes sehr gelegen, die leicht hustende Hortense solle die Bäder von Arvillard aufsuchen. Fräulein Bachellery besuchte dasselbe Bad und bald auch der Minister unter dem Vorwande, bei der Grundsteinlegung eines benachbarten Gymnasiums mitwirken zu wollen. Hier hörte denn Numa von dem als Patient anwesenden berühmten Arzte Bouchereau voll Entsetzen, daß Hortense dem baldigen Tode geweiht sei. Zugleich brachte Bompard eine Pariser Zeitung mit der Nachricht, daß Valmajour bei einem öffentlichen Auftreten glänzend hineingefallen sei. Aber seinen Zweck bei Fräulein Bachellery erreichte er doch, nachdem er der stimmlich Unzulänglichen von Cardaillac dadurch einen glänzenden Kontrakt erwirkt hatte, daß er den gewissenlosen Spekulanten aufs neue als Direktor der großen Oper bestätigte.

Um den Fehler ihres Gatten wieder gut zu machen, bot Rosalie der Familie Valmajour eine bedeutende Entschädigung. Audiberte aber, gesichert durch ein Bildnis Hortenses mit Widmung und eigenhändiger Unterschrift, trat mit dreisten und bestimmten Forderungen auf. Sie brachte Hortense halb überredet, halb gezwungen zu Stelldicheins mit ihrem Bruder und schließlich, obgleich jene ihre phantastische Laune abgelegt, zwang sie die Verschüchterte, die sich durch die Unterschrift des Bildes kompromittiert und verpflichtet wähnte, dem Debüt des Spielmanns in einer großen öffentlichen Singspielhalle beizuwohnen. Infolge der nächtlichen Fahrt und der Aufregungen wurde Hortense krank, um nicht wieder zu

gefunden. Das Bild, welches Audiberte sich geweigert hatte herauszugeben, wurde ihr mit Hilfe der Polizei abgenommen.

Da schrieb die rachsüchtige Provençalin der Rosalie, daß ihr Mann mit der Bachellery ein Verhältnis habe. Leicht fand die Gattin das Haus, welches er mit jener bewohnte, und ging sofort zu ihren Eltern, zum Entsetzen des Ministers, der gerade jetzt um keinen Preis einen Skandal haben durfte. Durch ihre Eltern wurde auch Rosalie überredet, von einer Scheidung Abstand zu nehmen, aber sie wollte weg von dem Treulosen und reiste mit Hortense nach dem Süden. Für die Kranke aber gab es keine Heilung. Sie starb, nachdem sie die beiden Gatten äußerlich versöhnt hatte. Mit der Taufe eines Sohnes von Numa schließt der Roman, an Stimmung und Tiefe der Empfindung wiederum eine wunderbare Schöpfung des Dichters. Auch ihm selbst schien es das am wenigsten unvollständige seiner Werke, dasjenige, wo er sich am besten gegeben, am meisten Erfindung im vornehmen Sinne des Wortes hineingelegt.

Wieder erhob sich auch hier sofort mit dem Erscheinen der Sturm im Blätterwalde der Zeitungen, und überall rauschten die Vermutungen, wen der Dichter in diesen oder jenen seiner Figuren abkonterfeit habe. Gerade hier öffnete sich weitesten Phantasien Thor und Thür, weil die meisten aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt waren. Ein einziger, und wie man wohl vermuten durfte, der absonderlichste und unwahrscheinlichste von allen, war genau nach der Natur gezeichnet: es war Bompard mit seinen chimärischen Einbildungen, jener schweigsame Südländer, der sich nur in Explosionen er-

ging, und dessen Erfindungen jedes Maß übertrafen, weil den Einbildungen dieses Phantasten die leichte Fähigkeit des Redens oder Schreibens abging, die sonst dem Provençalen als Sicherheitsventil dient. Dieser Typus findet sich recht häufig im Süden, obgleich der Dichter nur sein eines Exemplar studiert hatte, einen liebenswürdigen, sanften Menschen, dem er noch später manchmal auf dem Boulevard begegnete, und dem sein Doppelgänger im Numa keinen Augenblick die Laune verdorben hat: bei der Menge Romane, die in seinem Kopfe gärten, fand er nie die Zeit, diejenigen anderer Leute zu lesen.

Von dem Spielmann Valmajour sind einige Züge echt: so seine ständige Erzählung, wie ihm die Idee zu der Verbesserung seiner Flöte gekommen sei. Auch die ganze Persönlichkeit war nach dem Leben. Der provençalische Dichter Mistral hatte in der That einmal einen Tamburinspieler an Daudet gesandt mit der Bitte, ihn zu lancieren, und der Dichter hatte sich in seiner Gutmütigkeit wirklich der Mühe unterzogen und, allerdings erfolglos, alles mögliche versucht, um den unglücklichen Musikanten in Aufnahme zu bringen. Ein kleines Geheimnis spielte ebenfalls dabei, das Daudet erst nach dem Tode Valmajours lüftete: er war gar kein echter Tamburinspieler, sondern ein kleiner Stadtmusikant und konnte, als er nach Paris kam, keinen einzigen der Nationaltänze spielen, weder die Aubade noch die Farandole. Das und ähnliches mußte ihm erst der freundwillige Landsmann in Paris beibringen. Nachher allerdings wurden sogar echte Südfranzosen durch ihn getäuscht, wenn sie sein bizarres Französisch hörten und dazu den äthiopischen Teint, die buschigen, schwarzen Augenbraunen sahen, die

wie sein dichter Schnurrbart in der Mitte zusammengewachsen waren.

Am meisten stritt man sich über das Original des Helden selbst. Numa Baragnon, ein Landsmann und so etwas wie ein ehemaliger Minister, wollte durch die Aehnlichkeit des Vornamens getäuscht als der erste sich in Numa Roumestan wiedererkennen. Er protestierte: man hätte ihm niemals die Pferde ausgespannt! . . . Dann aber tauchte das Gerücht auf, mit dem Titelhelden des Romans sei Léon Gambetta gemeint, und dies Gerücht hat sich seitdem gehalten. Der Dichter selbst nennt es eine Albernheit, die durch die ungeschickte Reklame eines Dresdener Buchhändlers von Deutschland importiert sei, und meint voll Selbstbewußtsein, wenn er den berühmten Staatsmann hätte schildern wollen, so möchte man ihm doch die Fähigkeit zutrauen, es so zu thun, daß niemand über das wahre Urbild im Zweifel bleiben könne.

Gambetta selbst amüsierte sich jedenfalls sehr über den Numa und glaubte nicht an jene Legende. Noch das letzte Mal, als er mit Daudet zusammentraf, unterhielt er sich mit ihm über unseren Roman. Ist das Wort des Numa: „Wenn ich nicht spreche, denke ich nicht" eigene Erfindung oder irgendwo gehört? fragte er. Durchaus eigene Erfindung, lieber Freund! war die Antwort. Dann ist es jedenfalls echt, entgegnete jener mit seinem lauten, offenen Lachen: heute morgen sagte einer meiner Kollegen im Ministerrate, er könne nur denken, wenn er spräche! und der war aus Montpellier.

Alle Südländer zeigten sich nicht so verständig, und eine Zeitlang regnete es anonyme Wutbriefe, fast alle mit dem Poststempel des Südens; und der Dichter

rechnete doch gerade darauf, daß seine Landsleute ihm bestätigen sollten, daß er weder gelogen noch aufgebauscht hätte. Aber nein . . . so wahr und naturgetreu die Geschichte ist, die Provençalen meinen noch heute: Oh, tout cela est bien „ézagéré“!

Was den litterarischen Erfolg des Romans angeht, so ist besonders eine herzliche und schmeichelhafte Studie Zolas darüber interessant. Der berühmte Romancier warf dem Dichter nur die Liebe von Hortense le Quesnoi für den Tamburinspieler als zu unwahrscheinlich vor. Der Autor aber entgegnete, trotzdem ihm von vielen Seiten der gleiche Vorwurf gemacht werde, würde er doch, sollte er sein Buch noch einmal anfangen, auf den eigenartigen Reflex, den die üppige Einbildung des Südens aus diesem phantasiereichen Köpfchen wiederstrahlt, nicht verzichten. Denen aber, die ihn mißbilligend fragten, warum er Hortense hätte lungenkrank sein lassen und zu dem billigen Rührmittel eines sentimentalen Todes gegriffen, erwiderte Daudet in der liebenswürdigen Menschlichkeit seines Charakters: Warum? Nun weil man nicht Herr seines Werkes ist, wenn man es mit sich herumträgt. Tausend Dinge mischen sich hinein, wenn die Idee uns auf Schritt und Tritt gepackt hält und nicht losläßt. Man hatte mich, während ich schrieb, nach den Bädern von Allevard geschickt, und dort in den Inhalationssälen sah ich junge Gesichter, verzehrt, abgemagert, hörte die armen klanglosen Stimmen, den rauhen Husten, ich sah, wie die Kranken ihre Hand verstohlen an die Lippen führten, um an dem Handschuh oder Taschentuch zu prüfen, ob ein Blutfleck sich darauf befinde. Von diesen bleichen, unpersönlichen Erscheinungen

hat ſich eine in meinem Buche gebildet, faſt unwillkürlich, mit der melancholiſchen Phyſiognomie des ganzen Badeorts, und iſt nun ganz darin geblieben.

7. Die Evangeliſtin (l'évangéliste).

Die Evangeliſtin (1883) unterbricht die Reihe von Daudets Meiſterwerken mit einer Diſſonanz. Bedeutendes hat der Dichter ſchon vollendet, ebenſo ſchönes wird die Zukunft noch bringen, Sappho, der Unſterbliche, die beiden letzten Tartarinbücher ruhen für uns noch in ihrem Schoße, da erſcheint dieſer Roman, wie um zu zeigen, daß auch ein großer Künſtler ſich irren und fehl greifen kann, und daß, je größer er iſt, um ſo ſchlimmer, verletzender der Irrtum auffällt. Schon äußerlich unterſcheidet ſich das Buch von den andern Romanen. Während der Dichter jene ‚Sittenbilder' (moeurs) nennt, heißt dieſes ‚observation' etwa „eine beobachtende Studie". Er widmete es dem Oberarzt an dem großen Pariſer Krankenhauſe der Salpetrière Herrn Prof. Dr. J. M. Charcot. Die Adreſſe war richtig gewählt: das ganze eine pathologiſche Studie, wie ſie der grübleriſche Zola in ſeinen ſchwarzen Stunden lieben mochte, dabei ſo peinlich und qualvoll für den Leſer, daß man ſich ſcheut, das Buch noch einmal durchzublättern, um eine gedrängte Inhaltsüberſicht zu geben, ſo ſingulär und krankhaft in ſeinem Hauptmotiv, daß der Dichter, man merkt es deutlich, ſich ſelbſt nicht in ſeinen Stoff hineinfinden konnte, ja nicht einmal vermochte, hie und da ſeinen goldenen Humor darüber ſchimmern zu laſſen.

Das Motiv war dem Leben entnommen. Daudets

Sohn erhielt deutschen Sprachunterricht von einer Dame, die seit dem Tode ihres Mannes deshalb ganz allein in der Welt stand, weil eine religiöse Sekte ihre Tochter, die sie als das einzige zu ihr gehörige Wesen abgöttisch liebte, ihr gänzlich abspenstig gemacht hatte. „Ich kann Ihnen Ihre Tochter nicht wiedergeben", sagte er zu der weinenden Mutter, als diese ihm ihre Geschichte erzählt hatte, „aber so viel an mir ist, will ich Sie rächen und Ihre Thränen trocknen". Somit machte er sich daran, ihre Geschichte aller Welt zu erzählen und das Leben und Treiben der Evangelistinnen an den Pranger zu stellen.

Die Evangelistinnen waren nach Gerstmann eine Anzahl weiblicher Fanatiker der evangelischen Konfession, die an zelotischem Eifer und starrem Wahn alle gleichartigen katholischen Bestrebungen weit überflügelten. Sie suchten das Opfer ihrer Bekehrungswut von allen weltlichen Verbindungen zu lösen, jeden weltlichen Hang, jede irdische Liebe in ihrem Herzen zu ersticken, bis die Erlesene, eine echte Anhängerin des wahren Glaubens, eine Dienerin des Herrn und reine Seelenbraut des Heilands, soweit herangereift war, daß sie Vater, Mutter, Mann oder Kinder verließ, um selbst von jeder wehmütigen Erinnerung an die Verlassenen frei an dem gottgefälligen Missionswerke teilzunehmen.

Die Heldin unserer Geschichte ist Eline Ebsen, eine junge Dänin, die mit ihrer Mutter nach Paris verschlagen ist und hier den Evangelistinnen zum Opfer fällt. Der Schluß des Romans mag statt aller Inhaltsangabe eine Vorstellung von seiner Stimmung geben:

— Doch dieses Mal hatte die Mutter weder eine Thräne noch einen Schmerzensschrei. Sie begriff jetzt die schänd-

liche Komödie, daß man, um auf die Anſchuldigungen des alten Auſſandon zu antworten, das junge Mädchen auf kurze Zeit zu ihrer Mutter zurückkehren, ſie ſich überall zeigen ließ, um zu beweiſen, daß ſie frei, nicht eingeſperrt und gezwungen ſei. Nun nachdem der Zweck erreicht, ſelbſt auf die Gefahr die Mutter zu töten, ſollte ſie wieder fort in den Weinberg des Herrn.

Das war denn doch zu viel.

Nun gut, ſo geh! ich habe kein Kind mehr!

Sie ſprach dies murmelnd mit einer ſchrecklichen Stimme. Hierauf blieben beide Frauen unbeweglich, ohne ein Wort, ohne einen Blick den Wagen erwartend, der geholt wurde.

Das dauerte lange und ging doch wieder ſchnell; unmeßbar wie die Minute, in der man ſtirbt.

Lebe wohl, liebe Mutter, ich werde dir ſchreiben! ſagt Lina.

Die andere erwidert nur. Lebe wohl. Mechaniſch berührte ſie ihre Wangen mit einem flüchtigen Kuſſe, der eiſig kalt war, wie die Steinplatten in der Kirche. Aber bei dieſer zwar nur ganz kurzen Berührung brach ſich doch die menſchliche Natur in einem Schrei Bahn, denn im tiefſten Herzen fühlte Eline noch immer, daß ſie ihr Kind war, und die Mutter vernahm das unterdrückte Aufſteigen eines Schluchzens.

So bleibe doch.

Und ſie öffnete ihr weit die Arme. Aber Eline verſtört, mit höherer Stimme:

Nein, nein, für dein Seelenheil und für das meine. Ich rette dich durch Zerreißung unſerer Bande.

Frau Ebſen, die unbeweglich auf ihrem Platze ver-

harrt, vernimmt den leichten ſich von Stufe zu Stufe weiter entfernenden Schritt, wie der zum Tode Verwundete ſein Leben verbluten fühlt. Und ohne daß die Tochter ſich an der Thür noch umwendet, ohne daß die Mutter den Vorhang zurückſchlägt, um noch einen letzten Blick zu erhaſchen, holpert der Wagen ab, wendet an der Straßenecke und verliert ſich unter tauſend anderen Wagen in dem Gewirre von Paris.

Sie haben ſich nie wiedergeſehen. Niemals.

In Deutſchland iſt das Buch ſo gut wie unbekannt.

8. Sappho.

Der Roman trägt die Jahreszahl 1884. Die Widmung: „für meine Söhne, wenn ſie zwanzig Jahr alt ſind", weiſt bedeutungsvoll auf einen beſtimmten Leſerkreis, dem der Autor mit ernſtlicher Warnung gegenübertreten möchte. Es iſt eine Tendenzgeſchichte wie die Evangeliſtin, aber weil ſie ſich nicht mit fixen Ideen, ſondern einem allgemein menſchlichen Problem abgiebt, wirkt ſie ernſt und nachhaltig. Das Thema des Romans iſt nämlich der ſeeliſche Untergang, dem ein junger Mann durch ein Liebesverhältnis mit einer Courtiſane anheimfällt. Er unterſcheidet ſich alſo von den großen Sittenbildern weſentlich dadurch, daß er keine kulturhiſtoriſchen Milieuſchilderungen, ſondern eine pſychologiſche Studie geben will. Demgemäß hat ſich auch der Dichter von überflüſſigen Epiſoden freigehalten. Er ſchreitet konſequent vorwärts, die beiden Hauptperſonen ſtets im Vordergrund der Szene, die übrigen je nach ihrer Bedeutung zurücktretend, keine, wie ſonſt ſo häufig, ihrer ſelbſt wegen da.

So kommt eine erfreuliche Spannung hinein. Auch die Kunstart scheint eine andere, insofern sich Daudet im einzelnen sowohl mit der kleinkünstlerischen Ausmalung des Milieus als mit einer freien psychologischen Zergliederung beschäftigt, die möglichst augenfällig zeigen soll, wie das Gift allmählich weiter und weiter die Seele des jungen Mannes zersetzend durchfrißt. So steht Sappho in einem Verwandtschaftsverhältnis zu den psychologischen Romanen Paul Bourgets. In der Litteraturgeschichte wird der Roman gewöhnlich von den anderen gesondert als der einzige, in dem sich Daudet der naturalistischen Schule angeschlossen habe. Wie indessen schon die geringe Milieuschilderung beweist, ist diese Anschauung irrig.

Sehen Sie mich an; so! — Ich liebe die Farbe Ihrer Augen — wie heißen Sie? — Jean. — Nur Jean? — Jean Gaussin. — Vom Süden, das höre ich. Wie alt? — Ein und zwanzig Jahre. — Künstler? — Nein, gnädige Frau. — Ach um so besser. Mit diesen Worten beginnt der Roman und führt den Leser sofort mitten in die Handlung: der weltunerfahrene Jean Gaussin lernt auf einem Maskenballe bei dem berühmten Ingenieur Déchelette eine Courtisane Fanny Legrand kennen und nimmt sie nachher mit in seine Wohnung. Es entspinnt sich ein weiterer Verkehr, in dessen Verlauf Jean auch einmal Fanny besucht. Dort wird er ungewollt Zeuge, wie sie einen Liebhaber, der bittend zu ihr kommt, mit Schmähreden davonweist. Peinlich berührt schreibt er ihr am anderen Tage einen Absagebrief. Sie kommt aber ruhig und freundlich wieder, begehrt nichts, als ihn zu sehen, und läßt sich ruhig unter erheuchelten Vorwänden wieder fortschicken. Als er krank wird, pflegt sie ihn,

und da sie seinethalb den anderen Liebhaber verlassen hat und auf die Straße gesetzt ist, mag er sie nicht mehr wegschicken. Beide richten sich zusammen ein und leben glücklich miteinander, bis Jean eines Tages von Bekannten hört, daß Fanny schon 37 Jahre alt ist und durch viele Hände gegangen. Ihr in der ganzen Künstlerwelt bekannter Name ist Sappho. Da wird sie ihm widerwärtig, und er beschließt, ihr den Scheidebrief zu schicken. Doch gelingt es ihm nicht, die richtigen Worte zu finden, und er will sie am folgenden Tage mündlich verabschieden. Aber es kommt nicht zum Bruche. Von rasender Eifersucht verzehrt liest er ihre alten Liebesbriefe, und als sie ihn versichert, daß das alles abgethan sei, und er dazu hört, daß das alte Nachbarehepaar, die Hattema, ebenfalls alte Liebhaber sind, fühlt er sich glücklich, sie nicht verlassen zu brauchen. Fanny verändert sich jetzt etwas, raucht Cigaretten, äußert cynische Ansichten über Mann und Frau, wird in ihren Liebkosungen wilder, stürmischer, mänadenhafter; die ganze Sappho.

Eines Tages findet Jean beim Nachhausekommen seinen Onkel Césaire, der nach Paris gefahren ist, um eine alte Schuld von 8000 Franks zu erheben. Dieser behandelt Fanny als seine Nichte, ißt mit ihnen und verjubelt dann, während sie ihn abgereist glauben, in einer Nacht das ganze Geld. Fanny hilft dem Trostlosen, indem sie für ihn Geld von Déchanel leiht, wodurch dann der Onkel die etwas mißlich stehenden Verhältnisse in Jeans Vaterhaus bessern kann. So wird Fanny durch dies Band mit seinem Vaterhaus verbunden, und als sie einmal bei der Rückkehr Fannys Vater, einen Droschken-

kutſcher, treffen, erzählt ihm dieſe nun ihrerſeits von ihrem häuslichen Leben; eine für Jean etwas peinliche Reciprocität.

Jean bei ſeinen Eltern! — Fanny hatte, als ſie den Einladebrief las, mit einer Flut ſchmutziger Reden ihrem Zorne Luft gemacht, ihn dann aber in aller Güte mit der Bitte um Vergebung ziehen laſſen. Vom Hauſe ſchreibt ihr Jean einen Abſagebrief und fühlt ſich dann himmliſch frei. Aber die Sehnſucht, durch ihre Briefe genährt, packt ihn mehr und mehr, und ſchließlich reiſt er plötzlich ab. So hat ihm die Sappho auch den Frieden ſeines Elternhauſes geſtört. Fanny hat inzwiſchen eine Stellung angenommen, aber die Eiferſucht und die Gezwungenheit ihres jetzigen Beiſammenſeins bringen Jean dazu, wieder mit ihr zuſammen zu ziehen, diesmal aufs Land, denn die 300 Franks monatliches Gehalt erlauben keinen größeren Aufwand. Auf dem Lande langweilen ſich beide, und er quält ſie mit ſeiner Eiferſucht. Von ſeiner Heimat wird nicht mehr geſprochen, dagegen kommt ihr Vater, der alte Droſchkenkutſcher, öfter zum Beſuch. Oft ſchelten ſie jetzt ſchon mit einander, ſie ſchlimm, mit ſchmutzigen Worten, er immer noch mit etwas Reſerve, aber das Beiſammenſein hat ſchon etwas ſehr Quälendes. Dabei droht ſie ihm bei den jetzt häufig vorkommenden Szenen, durch ein ähnliches Ereignis bei dem Ingenieur Déchanel angeregt, immer mit Selbſtmord, und Jean iſt ſo zermürbt, daß er, nachdem er ſchon eine gute Anſtellung ausgeſchlagen, daran denkt, ſeine Carriere aufzugeben.

Da verliebt er ſich in Irene, die Nichte des Arztes Bouchereau, und will beſtimmt brechen, ſucht aber immer vergebens nach einem Vorwand. Endlich hat er durch

den zufällig beſuchenden Onkel Céſaire und den Bildhauer Caoudal beſtärkt, den nötigen Mut gefaßt; auf einem weiten Spaziergang bringt er ihr im Freien ſeine Abſicht bei und ſcheidet von ihr nach einer furchtbaren Szene voll Sehnſucht und Reue.

Onkel Céſaire hat ſeine Koffer aus dem Landhäuschen abgeholt, nur ſeine Briefe hat Fanny behalten. Auch ſchreibt ſie ihm noch immer, troſtlos, ſanft. Bei einem Selbſtmordverſuch wird ſie von den Nachbarn überraſcht. Sie ſucht ihren alten Liebhaber auf und pocht an ſeine Thür, aber er öffnet nicht. Trotzdem iſt er ſelbſt matt, müde und empfindet keine Freude an ſeinem jungen Glück — ihm iſt alles, was Irene glücklich macht, ſo ganz gleichgiltig.

Da hört Jean, daß ein alter Liebhaber Fannys, auf den er immer am meiſten eiferſüchtig war, aus dem Zuchthaus zu Mazas entlaſſen worden iſt. In unheilvoller Eiferſucht ſucht er die verlaſſene Geliebte nochmals auf und fällt in ihre Schlingen zurück. Er giebt Carriere und Braut auf und verabredet ſich mit ihr, ſie in Marſeille zu treffen. Von dort wollen ſie nach Peru gehen, wo er einen Poſten angenommen hat. In Marſeille empfängt er einen Brief, daß ſie doch nicht mit ihm gehen könne, ſie habe zuviel durchgemacht. Sie wolle nun auch einmal liebgehabt werden und heirate deshalb ihren alten Liebhaber, den Zurückgekehrten. Du biſt frei, geliebter Freund, du wirſt niemals wieder von mir hören. Leb wohl, einen Kuß, den letzten . . . auf den Hals. Du lieber, lieber . . Damit ſchließt der Brief und der Roman, an Konſequenz und Einheitlichkeit vielleicht die vollkommenſte von Daudets Schöpfungen.

Interessant ist es, einen Einblick zu thun in das kleine Heft, wo Daudet tastend und experimentierend den ersten Entwurf zur Sappho konstruierte. Man erkennt die Unbestimmtheit der ersten Anlage an den vielen durchstrichenen Sätzen und Worten, man sieht, wie der überlegende Dichter halb unbewußt die abgerissenen Bemerkungen durch Federzeichnungen unterbrochen hat. Die Zeichnungen stellen der Gedankenrichtung entsprechend fast alle Gesichter dar, die sich Auge in Auge gegenüberstehen, Gestalten in der Haltung leidenschaftlicher Wechselrede. Man hat den Eindruck, der Dichter hoffte, daß ihm die Ideen aus diesen leichten Umrissen heraustreten sollten.

Schon beim Namen schwankte er. Zuerst schrieb er mit ruhiger Hand Thais. Dann findet sich der Name Psyche. Der Name Sappho kommt hinzu und gefällt ihm einen Augenblick. Dann heißt es wieder Leda, aber auch nur kurze Zeit. Drei neue Namen treten auf, der Faun, die Fauna (als weiblicher Faun gemeint), Salomé. Auch für diese kann er sich nicht entscheiden und kehrt endgiltig zu Sappho zurück. Die Dichterin des klassischen Altertums als Personifikation der Leidenschaft, der Selbstopferung schien ihm die passendste Trägerin seiner Handlung. Einen Augenblick kommt ihm das Bedenken, der so oft behandelte Stoff zweier Liebenden könne banal erscheinen, aber er tröstet sich mit dem Citat, das sich noch in den Notizblättern findet: Man hat alles über die Liebe gesagt, alles bleibt noch zu sagen.

Zwei lateinische Verse bezeichnen die Tendenz des Buches. Der römische Dichter Lucrez sagt von den Läufern, die die Fackel von Hand zu Hand gehen lassen: vitai

(= vitae) lampada tradunt, d. h. sie übergeben einander die Fackel des Lebens. Die Phrase steht in Daudets Notizen und einem plötzlichen Einfall folgend schrieb er über das a des ersten Wortes ein i: Vitii lampada tradunt steht jetzt da, zu deutsch: sie reichen einander die Fackel des Lasters. Das ist die ernste Tendenz, die sich in der Widmung ausspricht: Von einem zum andern geht die Sappho über, sie selbst eine Fackel des Lasters zündend und verheerend.

Aber den Ernst des Mahners und Sittenrichters milderte das mitleidige Verständnis des Poeten. Sie selbst, die von Hand zu Hand, von Bett zu Bett ging, war doch ein Menschenkind, das ein Glück wollte und einen Frieden, und jene, die sie sich reichten, sind sie nicht auch Menschen mit Freuden und Schmerzen? Statt zu richten, sucht der Dichter zu verstehen, je genauer sich durch unaufhörliche Striche und Korrekturen der Plan feststellt, und so schreibt er einen anderen lateinischen Vers, der seine mildere Sinnesrichtung bekundet. Von Catull ist er, dem modernsten unter den alten Römern, dem feinen, scharfen, früh untergegangenen. Odi et amo. Quare id faciam fortasse requiris; nescio, sed fieri sentio et excrucior. Ich hasse und liebe. Warum ich das thue, fragst du vielleicht; ich weiß es nicht, aber daß ich es thue, das weiß ich und sterbe daran. Noch zweimal findet sich an der Ecke einer Seite odi et amo wiederholt und giebt den Grundton für die Entwickelung der ganzen Handlung.

Auch die ersten Entwürfe von Szenen bewahrt uns das Notizbuch auf. Sie zeigen, wie der Dichter zuerst nur die Hauptpunkte mit fliegender Feder niederschrieb, um später das Gemälde durch Verbindung und Gruppie-

rung dieſer Dominanten (ein Lieblingsausdruck Daudets) fertig zu ſtellen.

Hier folgt ein ſolcher Entwurf zu dem Beſuch des Helden bei ſeinen Eltern: „Kommt am Abend nach Avignon. Niemand auf dem Bahnhof, nimmt einen Wagen. Zwei Stunden von Avignon. Niemand da. Glaubt, daß eine Kataſtrophe eingetreten. Zorn gegen Sappho. Die Rhône. Verläßt den Wagen, nimmt einen Richtweg. Kommt durch die Weinberge an. Geruch von Myrthen. Klettert über Zäune. Die Uhr ſchlägt vom Kirchturm, ganz nah. Vertraute Stimme. Seine Mutter, welche er ſo lange nicht geſehen hat. Ach, wenn ſie tot ſind, wie man die Leere fühlt. Die Ruine des alten päpſtlichen Schloſſes. Das Haus der Gauſſin, lang, niedrig, Pachthof und Schloß. Sieht ein Licht im erſten Stock. Zimmer ſeiner Mutter. Eindruck einer Totenwache, ein Raubvogel in der Nacht. Sagt ſich dann, daß ſeine Mutter vielleicht nicht tot iſt, daß er noch Zeit haben wird ſie zu ſehen, ſich eine Minute ſichtbar zu machen, malt ſich den ſuchenden Blick der Mutter aus. Wird er nicht kommen? Er läuft, die Steine rollen unter ſeinen Füßen. Plötzlich nähert ſich ein Schatten, warme Liebkoſung. Es iſt Miracle. Der alte Hund Miracle, der ihn wiedererkannt hat, leckt ihn. Viehtränke, der Brunnen, das Haus im vollen Mondlicht.“

Und noch ein Brouillon, kaum lesbar mehr, ſo wild und haſtig mußte die Hand der Einbildungskraft folgen: „Geräuſche von Marſeille, Rufe, volltönend in allen Sprachen: Griechen, Malteſer, Italiener, Provençalen, Glocken, Trommeln, Signalhörner auf den Schiffen, Schreien der Muſchelhändler. Unten im Hotel ein Vogel-

händler. Kanarienvögel, Kakadus in Käfigen über der Thür. Möwenschreie. Miauen. Von Zeit zu Zeit das rauhe Heulen eines Oceandampfers. Das Meer blau wie Färbewasser. Kleine Plätscherwellen gegen den Strich gekämmt. Wälder von Masten, bündelweise. Die Rhede, ihre Inseln, graue Felsen, gelber Nebel der Seehäfen — Schiffe gehen ab. Segel. Rauch, der davonfliegt. Leuchtfeuer, welche sich entzünden, in der Nacht hört man ein dumpfes Heulen der Dampfer, die Stimme der Reise."

So weit die Notizen des kleinen Heftes. Der Erfolg der Sappho war ungeheuer. Er erhob sich mit dem ersten Feuilleton, das den Anfang brachte, und dauerte, ohne nachzulassen, bis zum Schluß. Charakteristisch für das französische Publikum war das allgemeine Mitleid, das sich auf die Titelheldin konzentrierte. Auch später, als sie auf die Bühne kam, empfing das Publikum sie wie eine alte Bekannte und bereitete ihr eine sympathische Aufnahme, die es würdigeren und gehaltvolleren Frauengestalten kalt verweigert hatte.

9. Der Unsterbliche (l'immortel).

Der nächste Roman, für uns zugleich der letzte in der Reihe der großen, trägt die Jahreszahl 1888. Der Dichter kehrt darin, nachdem er in der Evangelistin und Sappho sich einer streng durchgeführten Einheitlichkeit der Handlung befleißigt hatte, wieder zu der besonders im Nabob geübten Praxis zurück und verbindet mehrere Handlungen zu einem Kulturbilde, dessen Gegenstand diesmal die berühmte französische Akademie mit ihren näheren oder entfernteren Angehörigen bildet. Es ist

bekannt, daß die Mitglieder, deren Anzahl nie über 40 hinausgehen darf, den Beinamen ‚die Unsterblichen' führen, und einer von ihnen hat dem Buche den Titel gegeben. Sein Inhalt setzt sich aus drei Handlungen zusammen, die man Größe und Fall des Unsterblichen Astier-Réhu, die Kandidatur des Viconte de Freydet um einen erledigten Sitz, die Jagd Paul Astiers nach einer reichen Frau nennen könnte.

Léonard Astier-Réhu, Mitglied der historischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften, ist in diese unsterbliche Körperschaft nicht sowohl wegen seiner dickleibigen historischen Werke aufgenommen, als weil er Fräulein Réhu, Tochter und Enkelin berühmter Akademiker, geheiratet hat. Er lebt jetzt, nachdem er einen inzwischen übernommenen Posten als Archivar des auswärtigen Amtes wegen einer unvorsichtigen Aeußerung niedergelegt, in etwas engen häuslichen Verhältnissen, von seinem erwachsenen Sohn Paul und seiner Frau ziemlich geringschätzig behandelt. Die einzige Freude des alten Akademikers ist, daß er an seinen dicken Büchern schreibt, jetzt einem Galilei mit noch ungedruckten und höchst merkwürdigen Dokumenten. Diese aber werden ihm von einem buckligen Buchbinder ins Haus gebracht, Albin Fage mit Namen. Es finden sich unschätzbare Stücke darunter mit Namensunterschrift von Richelieu, Colbert, Newton u. a., und Léonard Astier läßt sich diese Sammlung, die sich jährlich vermehrt, seine einzige Leidenschaft, ein schönes Stück Geld kosten. Ein Glücksstrahl fällt in das liebeleere Haus, als der ständige Sekretär der Akademie stirbt und Astier an seine Stelle gesetzt wird, mit der ein Gehalt, freie Wohnung im Institut,

Heizung und Beleuchtung usw. verbunden ist. Zugleich aber hat ihn seine Frau, die ewig für ihren Sohn Paul in Geldverlegenheit ist, um das wertvollste Stück seiner Sammlung, drei Briefe Karls V., bestohlen und sie verkauft. Der Käufer hat die Stücke auf ihre Echtheit untersuchen lassen, und sie haben sich als eine Fälschung herausgestellt. Wie vom Donner gerührt läßt Astier-Réhu seine ganze übrige Sammlung, cirka 12—15000 Stück, nach der Bibliothek schaffen, und alle erweisen sich als eine ziemlich plumpe Fälschung. Das ganze ist ein Streich des eitlen, buckligen Albin Fage, der das Geld für seinen reichlich unterhaltenen Frauenverkehr braucht. Der alte Akademiker fühlt sich damit in seiner Gelehrten-Ehre vernichtet, die Lächerlichkeit eines Skandalprozesses gegen den Fälscher kann ihn kaum noch mehr demütigen, auch seine bürgerliche Ehre und sein Familienfrieden ist ihm zerstört, da sein Sohn Graf Paul Astier geworden und mit voller Zustimmung der Mutter die 25 Jahre ältere Herzogin Padovani geheiratet hat. Da geht Léonard Astier ins Wasser. Ich sterbe freiwillig, durch eigene Hand! steht auf der hinterlassenen Visitenkarte.

Paul Astier, Architekt, ist gänzlich dem Vater aus der Art geschlagen. Ihn lockt nicht der Palmenfrack, er will nur Geld, rasch und mühelos viel Geld. Auf welche Weise er es erwirbt, ist diesem glatten, hübschen struggle-for-lifer gleichgiltig. Am bequemsten erscheint ihm eine reiche Heirat. So sucht er zuerst die aus den Königen im Exil bekannte Colette von Rosen, Herberts Witwe, zu gewinnen. Fast gelingt es ihm auch, aber immer arbeitet ihm ein unbekannter fremder Einfluß entgegen. Er ahnt nicht, daß es seine eigene Mutter ist, der als

einer Freundin Colettes der Fürſt Athis 200000 Franks verſprochen hat, wenn ſie eine Heirat zwiſchen ihnen beiden zu ſtande bringt. Der Fürſt Athis iſt aber der Liebhaber und präſumtive Ehemann der Herzogin Padovani. Als nun Athis die Colette heiratet, fordert ihn Paul und hat ſchwer verwundet noch die Geiſtesgegenwart, ein fliegendes Blatt an die Herzogin zu ſenden, worin er ſich ſtellt, als habe er ſich ihrethalb mit dem Fürſten duelliert. Die hochherzige Maria-Antonia läd ihn zur Rekonvalescenz auf ihr Schloß, und hier verſteht es der gewandte Spieler mit ſtählerner Schmiegſamkeit und Härte ſeine edle Wirtin nicht nur zu gewinnen, ſondern ſie auch dazu zu bewegen, ihm mit ihrer Hand ihr ungeheures Vermögen zu übergeben. — Die weitere Geſchichte Paul Aſtiers und ſeiner Ehe findet ſich in dem oben ſkizzierten Drama „Der Kampf ums Daſein".

Die dritte Handlung, den beiden erſteren an Bedeutung unterlegen, hat als Helden den jungen Viconte de Freydet, der ſeine gelähmte Schweſter für einige Tage verlaſſen hat, ſo ſchwer es ihm auch wurde, um für ſeine harmloſe Gedichtſammlung „Gott in der Natur" ſich um einen Akademiepreis zu bewerben. In Paris wendet er ſich zuerſt an Léonard Aſtier, ſeinen alten Lehrer, und dieſer redet ihm zu, ſtatt um einen Preis ſich doch gleich um einen Sitz ſelbſt zu bewerben. Und nun wird geſchildert: einmal die geſellſchaftlichen Laſten, die eine ſolche Kandidatur auferlegt, dann wie in dem jungen Mann das Akademiefieber mehr und mehr um ſich greift, wie er alles über dieſem einen Gedanken vergißt, und wie es ihm nachher, als ſeine Schweſter, mit der er immer ſo eng zuſammengehalten, ohne daß er ſie noch

einmal gesehen, gestorben ist, nur oberflächlich berührt, bis er schließlich soweit dem Gift verfallen ist, daß er bei dem erschütternden Tode Astier-Réhus sofort denkt: Wieder ein Sitz frei. — Zu erwähnen ist bei dem unglücklichen Freydet noch der Maler und Bildhauer Dedrine, sein Freund, eine Art Mittelsperson zwischen den sonst nicht eben sorgfältig verbundenen Handlungen, interessant, weil der Dichter in ihm sich selbst als eine Art modernen Chorus der Tragödie wiedergiebt.

Ungeheurer Lärm erhob sich, als der Roman in die Oeffentlichkeit kam. Man war es ja gewohnt, daß Daudets Bücher Sensation erregten, weil sie nach dem Leben geschrieben dem schadenfrohen und mokanten Spürsinn Gelegenheit gaben, begierig nach Modellen zu suchen. Diesmal aber bewegte sich die Aufregung in einer andern Richtung. Die französische Akademie, schon von dem Kardinal Richelieu gegründet, besaß trotz mancher Mißgriffe, trotz mancher Aeußerlichkeit, wie die grünen palmenbestickten Fräcke, die gelegentlich zum Spotte reizten, immerhin eine große und nicht unverdiente Autorität. Historisch genommen war sie das einzige namhafte Institut, welches alle Stürme der Revolutionen und Verfassungen überdauert hatte, ein gewiß nicht unwürdiges Denkmal aus der Glanzzeit des französischen Königtums, das immer noch lebenskräftig in die Gegenwart hineinragte, litterarisch genommen zählte sie, wenn auch nicht alle, so doch einen recht bedeutenden Teil der erlauchtesten Geister der Nation zu ihren Mitgliedern — und nun kam ein Dichter, den allmählich das ganze französische Volk zu seinen Lieblingen und Großen zählte, und griff das altehrwürdige Institut mit soviel Temperament und Nachdruck an, mit all den

Waffen, welche ihm Ironie und Satire und verletztes menſchliches Gefühl in die Hand gaben, daß es den Anſchein erweckte, als verbreite ſich aus der Kuppel der Akademie ein verheerendes Gift über Moral und Intellekt der Franzoſen. Alles was Daudet vorbrachte, klang auf der einen Seite ſo wahr und echt und menſchlich, auf der anderen ſo verzerrt und übertrieben, daß man zunächſt weder ihn ſelbſt noch ſein Werk verſtand.

Der Streit wogte unter Schelten und Schmollen hin und her, bis endlich der berühmte Kritiker Jules Lemaître für ſeine Zeit und wohl auch für die Nachwelt das erlöſende Wort fand. Vor cirka 250 Jahren hatte nämlich die Akademie unter dem Drucke Richelieus auf das erſte epochemachende Stück der beginnenden klaſſiſchen Litteratur, den Cid von Corneille, mit einer litterariſchen Schmähſchrift geantwortet unter dem Titel: „Sentiments sur la tragicomédie du Cid“ etwa „Bemerkungen über die Tragikomödie Cid“. Und nun erklärte Lemaître, ſelbſt ein Mitglied der Akademie, er freue ſich, daß Daudet jetzt nach zwei und einem halben Jahrhundert dieſe Bemerkungen der Akademie über den Cid ſo rund und deutlich mit ſeinen Bemerkungen Tartarins über die Akademie beantwortet habe. Das hieß auf deutſch, wenn damals mit ihrer Beurteilung des Cid die Akademie eine ihrer dümmſten Dummheiten gemacht habe, und gewiſſermaßen dem nicht unſterblichen Publikum gegenüber in der Schuld ſei, ſo ſeien jetzt Inſtitut und Publikum quitt, nachdem aus dem letzteren heraus dieſe Beurteilung hervorgegangen ſei.

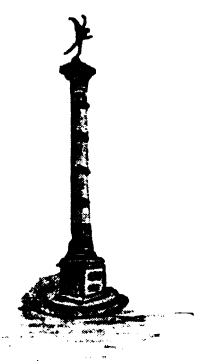
Und es hieß weiter, daß das Buch Daudets ein Tartarinſtreich, wir würden ſagen, eine Donquichoterie ſei. Die Akademie hatte dem Dichter nie etwas gethan.

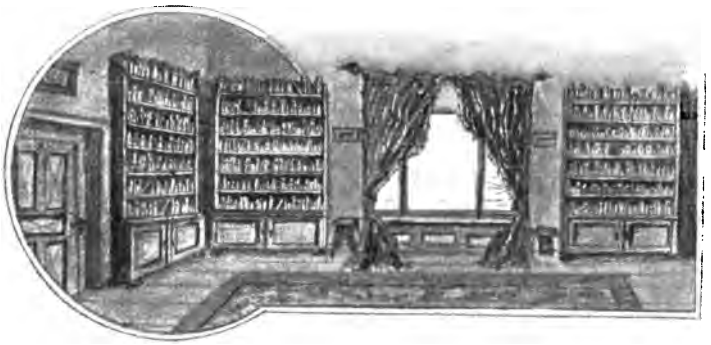
Im Gegenteil, sie hatte sein erstes Buch mit ihrem höchsten Preise gekrönt. Er hätte nur den Finger zu rühren brauchen, ihre Pforten hätten sich ihm weit geöffnet. Warum also dieser Angriff? Ja, warum damals, als der Herzog dem armen Dichter helfen wollte, die stolze Erklärung: Herr Herzog, ich bin Legitimist? — Der Dichter war eben Südfranzose und sah die wirklichen Schattenseiten des alten Instituts in einer solchen Uebertreibung, daß sie vor seinen Augen wuchsen und größer wurden, bis sie alles Gute verdunkelten und verdeckten. Dann ging es mit eingelegter Lanze in dem ehrlichen Mut der Ueberzeugung gegen das selbstgeschaffene Ungetüm, so daß ganz Frankreich dem merkwürdigen Kampfe kopfschüttelnd zusah.

Der Streit hat sich gelegt, und die Litteraturgeschichte sieht jetzt in dem Unsterblichen nur ein feines Kunstwerk, prächtige, scharf gezeichnete Charaktere wie den alten Astier-Réhu, trotz des anfänglichen Hasses, mit dem ihn der Dichter verfolgt, seinen Sohn Paul, den struggle-for-lifer, die Herzogin Padovani und andere meisterhafte Schilderungen in einem glitzernden, funkelnden Stil. Das Buch vereinigt noch einmal alle Vorzüge von Daudets wunderbarer Kunst, es ist, um einen Ausdruck Lemaîtres zu gebrauchen, angehäufte und kondensierte poetische Empfindung, eine litterarische Leydener Flasche; man möchte sagen, wenn man diese lebendig zitternde, nervöse Prosa durchblättert, daß einem die Funken unter den Fingern herausprühen.

So schließt die Reihe der großen Romane wie mit einem prächtigen Feuerwerk ab. Demjenigen aber, der sie in ihrer Gesamtheit rückschauend überblickt, drängt

sich eine große Aehnlichkeit mit der gewaltigen Romanreihe der Rougon-Macquart von Zola auf. Bei beiden Dichtern finden wir eine Darstellung zeitgenössischer Geschichte in großen Kulturbildern, beide haben, um Zolas Wort zu gebrauchen, eine furchtbare Masse aufgerührt, süße und schreckliche Abenteuer, Freuden und Leiden mit voller Hand in die Fülle der Ereignisse hineingeworfen. Der Hauptunterschied aber liegt darin, daß bei jenem Menschen und Dinge in einfachsten, großen Linien gezeichnet sind und bei elementaren Leidenschaften und kolossalen Verhältnissen weit über Menschliches hinauswachsen. Das Weltbild unseres Daudet dagegen ist allseitig sorgsam und genau ausgeführt, und die Menschen, die es bevölkern, bewegen sich zierlich und voll Eigenheit ein jeder nach seiner Art. Mag jener das größere Temperament für sich haben, der feinere Künstler und schließlich auch der genauere Schilderer der Wirklichkeit bleibt Daudet.





X. Charakteristik von Daudets Kunst.

Den Schreibern französischer Litteraturgeschichte hat Daudet von jeher große Schwierigkeiten geboten. Wenn sie die Naturalisten, die Idealisten, die Dekadenten u. s. f. in die verschiedenen Schubfächer geordnet hatten, dann wollte er in keines derselben hineinpassen, und sie mußten sich damit helfen, ihn in die Gegend der modernen bedeutenden Romanciers zu stecken, wo er dann mit seinem Namen als Ueberschrift ein Fach für sich allein ausfüllte, von den Sammelkästen der Schulen durch den feinen Strich seines Rubrum getrennt.

Aber steht denn Daudet so durchaus isoliert? Es ist wahr, es giebt kaum einen französischen Schriftsteller, der so viel gemeinsame Züge mit den Anhängern der verschiedenen Richtungen aufweist. In ihm steckt ein gut Teil von der Romantik Viktor Hugos, Zola betrachtet ihn als den einzigen, der neben und mit ihm auf dem richtigen Wege zur Vollendung des Romans gehe, die Neuidealisten von George Sands Nachkommenschaft können

ihn mit demſelben Recht als einen der Ihrigen beanſpruchen, auch die Pſychologen vom Schlage eines Paul Bourget finden bei ihm manches ihren Beſtrebungen analoge. So könnte ihn der Litterarhiſtoriker, ſtatt ihn zu iſolieren, ſo und ſoviel verſchiedenen Richtungen zuteilen; und eben dieſe Vielſeitigkeit iſt es, die die Zugehörigkeit zur beſtimmten Gruppe hindert. Dabei ſind dieſe verſchiedenen Eigenſchaften nicht durch eine Art mechaniſchen Prozeſſes bei ihm zuſammengeſchweißt, etwa daß er ſich nach Weiſe eklektiſcher Philoſophen aus verſchiedenen Richtungen das gut ſcheinende ausgeſucht habe, ſondern ſie ſind durch das Feuer ſeiner künſtleriſchen Individualität zu einer organiſchen Einheit in ihm zuſammengeſchmolzen, eine Einheit, deren einzelne Beſtandteile man wohl aufzeigen, aber nicht von den anderen gelöſt rein herauspräparieren kann.

Jeder, der gewohnt iſt, mit Aufmerkſamkeit Dichterwerke zu betrachten, erkennt bei der Lektüre Daudets, daß er es hier mit einer ausgeprägten künſtleriſchen Individualität zu thun hat, er fühlt, daß in dieſer Kunſt etwas Eigentümliches liegt, wie er es ſonſt nicht gefunden, daß über den Sätzen ein eigenartiger Glanz flimmert, ein Parfüm, das er aus hunderten wieder zu erkennen vermeint. Aber dieſes Eigenartige iſt nichts Unverſtändliches oder wunderbar Zufälliges, ſondern es erſcheint den Kennern von Daudets Leben ganz natürlich. Der Dichter ſchreibt wie er iſt und denkt, er giebt ſich ſelbſt auch in ſeinen Werken. Wenn aus all den kleinen Handlungen und Nuancen des Tages ein Geſamtcharakterbild des Menſchen erſteht, ſo entwickelt ſich bei der Lektüre von Daudets Werken aus lauter kleinen Aeußerungen und Strichen ein Geſamtbild des

Dichters, das genau mit dem aus seinem Leben gewonnenen übereinstimmt. Ein jeder Mensch ist ein so kompliziertes Wesen, sollte es da nicht das Werk eines Dichters sein, der seine ganze Menschlichkeit hineinlegt?

Schon im Stofflichen zeigt sich die Uebereinstimmung Daudets mit seinem Werk. Ernest erzählt in seinen Memoiren über den Bruder, daß dieser sich bei seinem zweiten Aufenthalt in der Provence folgende Richtschnur für sein poetisches Schaffen gemacht habe: er wolle nichts beschreiben, als was er gesehen, nichts erzählen, als was sich wirklich ereignet, er wolle alles, Stoffe, Beschreibungen, Persönlichkeiten ausschließlich der Wirklichkeit entnehmen, und, fügt Ernest hinzu, so wurde alles, was er von menschlichen Stimmungen, Charakteren, Ereignissen bei sich und seiner Umgebung beobachtete, aufgespeichert als Material für frühere oder spätere Verwendung.

Dies Prinzip unbedingter Realität giebt, da der Dichter es strikt durchgeführt hat, zugleich ein Hauptmerkmal seiner Kunst. Daudet hat durchaus und immer nach Modellen gearbeitet.

So findet man für vieles, wo niemand etwas Gegenständliches vermutet, eine reale Unterlage. Ein typisches Beispiel dafür bilden die „Geschichten aus meiner Mühle". Wer nichts von der Art des Dichters kennt, wird schwerlich voraussetzen, daß die Mühle, um die er seine reizenden Geschichten ranken läßt, in Wirklichkeit irgendwo auf der Welt existiert; was wäre schließlich einfacher für einen poetisch schaffenden Kopf als die Erfindung dieses idyllischen Mittelpunktes. Anders bei Daudet: ihm existierte die Mühle wirklich da wo und so wie er sie beschrieben, poetische Freiheit dabei immer ausgenommen, und selbst der

Kaufkontrakt, den er zur Vorrede des Buches benutzt hat, lag einst bei dem Notar von Fontvieille. Zu diesen Einzelheiten mag auch die Genauigkeit gerechnet werden, mit der er sich bemüht hat, die Sprechweise der Gesellschaftsklassen, die er gerade schilderte, nachzuahmen, wie er z. B. ganz nach Zolas Muster Vulgärlexika gebraucht hat, um die Arbeiter im Jack sprechen zu lassen, und technische Handbücher, um Fabrikräume und Werkstätten schildern zu können.

Auffälliger ist seine Abhängigkeit von der realen Welt bei der Darstellung von Zuständen und Ereignissen. Wir haben z. B. gehört, wie der Inhalt seiner Novellen auf persönliche Erlebnisse zurückgeht, wie ihm die eigene Jugend Algier, Korsika, die Provence, das Paris der Belagerung und der Kommune die Unterlage zu den meisten Erzählungen gegeben hat. Die ganze erste Periode seines Lebens bot ihm den Stoff zum kleinen Dingsda, und so kehren die Gegenstände der eigenen Erfahrung häufig wieder. Das Haus z. B., wo er Numa Roumestan geboren werden läßt, ist das der rue Séguier in Nîmes, wo er selbst acht Jahre wohnte. Die Schule, die dort in den ersten Kapiteln vorkommt, hat der Dichter selbst in seiner ersten Kindheit besucht. Tarascon, die Stadt der Mützenjäger und Tartarins liegt in Wirklichkeit in der Provence, nur auf der andern Seite der Rhône, so fünf bis sechs Meilen entfernt von seinem Original auf der Landkarte, und wirklich hat der Dichter, als er Kind war, dort den Baobab in seinem Blumentopf wachsen sehen, und ist selbst im November 1861 bis an die Zähne bewaffnet mit Tartarin auf die Löwenjagd nach Algier gereist. Im Jack hat er die Erzählung von der Aufstellung der großen Maschine wirklich aus dem Munde des echten Jack ver-

nommen. Die Wege, die der bethörte Abel von Freydet im Unsterblichen macht, um sein eben erschienenes Buch in den Auslagen zu sehen, ist der Dichter selbst vor ihm gewandelt. In der Welt der Verkommenen, der Bohémiens ohne Zukunft und Energie vom Schlage der Hirsch und Labassindre hat der Dichter selbst gelebt, in den Königen im Exil hat die Reise von Mérauts Vater nach Frohsdorf des Dichters eigener Vater gemacht, und das Abenteuer Christians mit Colette im Restaurant machte als pikantes Skandälchen, mit dem Prinzen von Oranien und der Gattin eines Pariser Lebemannes als Helden, durch alle Zeitungen die Runde; die Handlung der Evangelistin entspricht mit wenigen Aenderungen durchaus realen Vorgängen. Das sind ein paar willkürlich herausgegriffene Beispiele, die sich nach Belieben vermehren lassen.

Indessen begnügte sich Daudet nicht mit zufälligen Wahrnehmungen, sondern er sah sich häufig gezwungen, den Vorrat, wenn es die vorgezeichnete Handlung erheischte, durch absichtlich gesammelte Erfahrung zu ergänzen, d. h. er machte Studien nach der Natur. — Es ist klar, wenn ich einen Stuhl beschreiben will, muß ich einen gesehen haben (wenigstens gilt dieser Satz der Praxis der neuen französischen Romandichtung als Dogma): So hat denn Daudet während des Sommers 1874 einen längeren Aufenthalt in Jndret genommen, wohin er seinen kleinen Jack als Lehrling führen wollte. Um die Oertlichkeit kennen zu lernen, wo der alte Risler sterben sollte, machte er manchen langen Weg in die entfernte Vorstadt mit ihren düsteren Kasematten und Festungswerken.

Dabei war die Mühe noch verhältnismäßig gering, wenn er ein bestimmtes Objekt hatte, das er studieren

wollte. Erheblich größere Schwierigkeiten bot ein zufälliges Suchen, wie er es z. B. für seinen Fromont betrieb. Dort hatte er der armen Désirée zuerst das Ankleiden von Puppen als Gewerbe gegeben, ein Beruf, der so gut zur phantasievollen Zierlichkeit und Zartheit ihres ganzen Wesens paßte. Da hörte er von dem Maler Andrée Gill, daß sich in einem Roman von Dickens „der gemeinsame Freund" eine ganz ähnliche Figur befände, die ebenfalls Puppen ankleidete. Daudet kannte den Roman nicht, aber einmal war das kein Grund, warum ihn seine Leser nicht kennen sollten, und dann glaubte man zwischen den beiden Dichtern so häufig Gemeinsamkeiten zu entdecken, daß es manchmal schien, als ob man Daudet den Vorwurf des Plagiats mache. So wollte er um jeden Preis seiner Désirée eine andere Beschäftigung geben, aber gerade für seine Schaffensart bot das große Schwierigkeiten. Wie sollte er eine so poetische Thätigkeit finden, die zugleich seinen Absichten entsprach, die ausgesuchte Zartheit in engen Verhältnissen darzustellen, lächelnde Träume von Glück unter rußigen Dächern. Wie manche finstere Häuser hat er belaufen, wie viel ausgetretene Treppen mit einem Strick als Geländer, um in der ungeheuren Zahl der kleinen Handfertigkeiten das zu suchen, was er brauchte. Fast wollte er verzagen, als endlich seine Beharrlichkeit belohnt wurde. In der rue du Temple entdeckte er auf dem Hausflur in einem der großen Rahmen, wo zur Bequemlichkeit der Besucher sämtliche Mieter mit ihren Gewerben aufgeführt stehen, eine Aufschrift; „Vögel und Fliegen für Moden". Da hatte er endlich gefunden, was er suchte, und die arme Désirée einen Beruf.

Tiefer noch und feiner äußerte sich die Realität Daudets darin, daß er sie auch für die ganze Stimmung, die die verschiedenen Teile seiner Bücher durchweht, zum Muster nahm. Das Milieu der Fabrik Fromonts mit den umliegenden Mietshäusern war das des Marais, in dem er selbst zur Zeit, als er das Buch schrieb, wohnte. Die Atmosphäre der großen Arbeiterkolonien in den Fabriken, wie sie sich nicht bloß im großen und einzelnen, sondern überall im kleinsten äußert, hatte er auf seinen langen Besuchen von Jndret mit großer Aufmerksamkeit studiert, das traurige Mahl in dem Konzertgarten der Vorstadt, das Risler mit dem alten Planus einnimmt, hatte er selbst genossen, um die Aermlichkeit und die wehmütige Stimmung ganz auf sich wirken zu lassen. Die Könige im Exil schrieb er in einem alten Pavillon, einem vergessenen Nebengebäude des Hotel Richelieu. Jnnen alte Täfelungen im Stil Ludwig XIII. mit verblichenen Goldleisten, die Decke fünf Meter hoch, außen ein von wildem Wein umrankter Balkon mit schmiedeeisernem Geländer von Rost angefressen. Das war die richtige Umgebung für eine so melancholische Geschichte, und so suchte der Dichter immer die Umgebung, in der er schrieb, mit der Umgebung seines Werkes in Einklang zu bringen, damit auch für die empfindlichsten Sinne keine falsche Note die Harmonie des Milieu störe.

Am auffälligsten zeigte sich Daudets Abhängigkeit von wirklich existierenden Vorbildern bei seiner Schilderung von Personen und Charakteren, so auffällig, daß Originale und Kopien und ihr gegenseitiges Verhältnis bei dem Erscheinen neuer Werke mehr und mehr lebhafte Erörterungen in der Oeffentlichkeit erregten.

Zunächst nahm er auch hier sich selbst und seinen Charakter als Modell, am merkwürdigsten und auffälligsten im Unsterblichen, wo er im Bildhauer Védrine ein Idealbild geschaffen hat, das viele Züge seines Schöpfers trägt und so gehalten ist, wie dieser sich vielleicht selbst denken und handeln sehen mochte. Der Kenner Zolas erinnert sich dabei des Schriftstellers im Pot Bouille, der ebenfalls eine wenn auch viel mehr schattenhafte Inkorporation des Autors ist, welcher sich schweigsam und als zufälliger Zeuge bei den geschilderten Vorgängen objektiviert. Auch der erste Teil vom petit Chose ist ein interessanter Beleg für die Fähigkeit des Dichters, sich selbst lebendig mit Fleisch und Blut in seine Handlungen hineinzustellen. Im übrigen kann man in seine Romane hineingreifen, wo man will, überall stößt man auf Gestalten, deren Originale den Parisern mehr oder minder bekannt waren.

Von Fromont jeune sagte er selbst, daß alle Personen darin gelebt haben oder noch leben. Mit dem alten Gardinois hat er jemandem, den er von Herzen liebte, bitterlich weh gethan. Der Kassierer Planus nannte sich in Wirklichkeit Scherer. Sidonie existierte ebenfalls, nur daß die wahre Sidonie nicht so schwarz war, wie der Dichter sie gezeichnet hat. Der alte Risler war eine Kindheitserinnerung von ihm, der große blonde Mann arbeitete als Zeichner in der Fabrik seines Vaters. Eigentlich ein Elsässer hatte ihn der Dichter zum Schweizer naturalisiert, um den sentimentalen Patriotismus von seinem Buche fernzuhalten. Auch Delobelle hat in seiner Nähe gelebt und hat ihm hundertmal selbst die berühmten Worte gesagt: „Ich habe nicht das Recht, auf

das Theater zu verzichten." Ebenso geht es mit den anderen Romanen, von denen wir noch einige berühmt gewordene Fälle anführen. Tartarin ist natürlich reines Porträt und seine tarasconeser Freunde, der Waffenschmied Costecalde, Bézuquet und wie sie alle heißen, ebenfalls leibhaftige Menschen des Südens. Im Nabob hieß der Titelheld in Wirklichkeit Francois Bravay. Ernest Daudet fungierte bei ihm eine Zeit lang als Sekretär. Der Onkel aus Lyon, der, wie oben erwähnt, soviel Vergnügen am Austuschen von Zeichnungen fand, diente dem Kassierer der Territorialkasse als Vorbild. Das Original zu Felicia Ruys war Sarah Bernhard, die bekanntlich nicht nur auf dramatischem Gebiete Erfolge errang. Als Felicias Atelier war das der berühmten Tragödin geschildert. Selbst der Mann mit der Klarinette, Moras Plagegeist, hat existiert.

Indessen barg diese Art des Vorgehens eine Gefahr für den Dichter wie für die Beurteilung seines Werkes. Für ihn selbst lag es nahe, wenn einmal die Leser seiner Werke dahin gebracht waren, nach den Originalen seiner Helden zu suchen, sich diese Neugier zu Nutze zu machen und absichtlich ihnen Rätsel mit einer nicht unfindbaren Lösung aufzugeben, ferner auch, um dies äußerliche Interesse zu erhöhen, möglichst allbekannte Persönlichkeiten zum Vorbild zu nehmen. Daß eine solche Handlungsweise das Kunstwerk in das Gebiet des Geschäftes hinüberspielt, ist ebenso klar wie die darin liegende Herabwürdigung desselben. Man kann nicht sagen, daß Daudet sich von dieser künstlerisch anfechtbaren Spekulation freigehalten hat. Ein schlagendes Beispiel dafür ist Numa Roumestan, in dem der Leser leicht genug Léon Gambetta

erkennt, trotzdem der Dichter nachmals in einem öffentlichen Schreiben erklärte, in Numa Roumeſtan keine Charakteriſtik des Exdiktators gegeben haben zu wollen, gewiß mit einem Schein des Rechten. Noch mehr in das Gebiet des Senſationellen ſteigt ſeine Nachbildung lebender Objekte in den Königen im Exil. Hier erkannte jeder in dem blinden König von Weſtfalen den depoſſedierten König von Hannover, in deſſen aufopferungsvoller Tochter die Prinzeſſin Friederike. Die vergnügungsſüchtige Königin von Aſturien war Iſabella von Spanien, der Herzog von Palma kein Geringerer als der ſpaniſche Präſident Don Carlos. Das Original des Prinzen Axel war der einſtige holländiſche Kronprinz, Prinz von Oranien. Zum König Chriſtian und der hoheitsvollen Königin Friederike hatten der Exkönig von Neapel und deſſen Gattin Modell geſtanden. Man kann ſich denken, wie die ſkandalſüchtige Pariſer Preſſe und das Publikum unter dieſen Umſtänden ſuchten und forſchten, bis ſie den Schlüſſel zu jeder Perſönlichkeit gefunden, und wie ſie dann mit ſchadenfroher Neugier alle Einzelheiten der Schilderung durchſtöberten, um ſie mit beziehungsvollem Lächeln zu kommentieren. „Schlüſſelromane“ nannte man deshalb ſeine Bücher, und er ſelbſt klagte darüber, daß man ihm Skandalſucht vorgeworfen und ſelbſt die Schlüſſel veröffentlicht habe mit Liſten berühmter Perſönlichkeiten. Daß die Zeitungen in den meiſten Fällen recht hatten, wagte er freilich ſelbſt nicht zu leugnen. Nur darüber führte er mit Recht Klage, daß ſie nicht hinzuſetzten, auch die Nebenperſonen ſeien nach Modellen gezeichnet.

Und die Modelle ſelbſt — wie ſtellten ſie ſich zu dieſen Porträts? In den meiſten Fällen erkannten ſie ſich natür-

lich und sahen mit zweifelhaftem Vergnügen, wie sie plötzlich ungewollt in die Oeffentlichkeit herausgestellt und von tausend neugierigen Gläsern gemustert wurden. Daudet erzählt mit drolligem Entsetzen, mit welcher Wut die Tarasconesen gegen ihn erfüllt waren, und wie ihn eine Deputation persönlich zur Rechenschaft ziehen wollte. Ein anderes seiner „Modelle" oder vielmehr der Mann eines solchen wollte ihm einmal allen Ernstes an den Kragen. Es war ein Waldhüter im Walde von Sénart, der mit einem derben Eichenknüppel auf den Dichter zukam, der dort mit seinem Bruder spazieren ging: Sind Sie Herr Laudet, der Schreibersmensch? — Jawohl, aber Daudet, nicht Laudet! Ach was, Daudet oder Laudet — mir einerlei; wie kommen Sie dazu, meine Frau in die Bücher und Zeitungen zu bringen? — In der That hatte es der Dichter nur dem Dazwischenkommen einiger Spaziergänger zu danken, daß er nicht mit dem Stock des handfesten Rächers seiner Ehre Bekanntschaft machte. Liebenswürdiger äußerte sich der provençalische Senator Numa Baragnon, der sich anfangs in Numa Roumestan porträtiert wähnte. Er schrieb am Ende eines Briefes an Ernest: Fast hätte ich mich Numa Roumestan unterzeichnet, da man behauptet, Ihr Bruder habe mich darin schildern wollen. Aber ach, es ist lange her, daß man mir die Pferde nicht mehr ausspannt."

Wie konnte es aber kommen, wenn Daudet ein so feiner und genauer Porträtkünstler, daß der Senator Numa Baragnon sich erkennen konnte, wo doch Léon Gambetta so vielen das Original schien? — Der Dichter selbst hat voll künstlerischen Stolzes darauf erwidert. Wenn ihm eine Persönlichkeit aufgefallen war, die für sein Werk

verwendbar schien, so nahm er sie in einigen Fällen voller Naturtreue in sein Buch hinüber, so genau, daß er selbst den Namen nicht veränderte, wie z. B. die alte Bäuerin Sale, vor der sich Jack fürchtet. Die Namen zu ändern wurde ihm überhaupt sehr schwer, denn viele Namen, die er in Verbindung mit bestimmten Personen kennen gelernt hatte, schienen ihm so innig mit diesen verschmolzen, daß er seiner Nachbildung einen großen Teil ihrer Naturtreue zu nehmen glaubte, wenn er ihr nicht auch den Namen des Originals gab. Natürlich ging dies nur in den wenigsten Fällen, und er mußte doch zu einer Umnennung schreiten, bei der er dann gern einen ähnlich klingenden gebrauchte z. B. Mora statt Morny. Im übrigen aber richtete er sich durchaus nicht sklavisch nach seinen Vorbildern. Er fügte hinzu und nahm hinweg, was ihm für seine Zwecke gut schien.

Ein lehrreiches Schauspiel dafür bietet die Gestalt des Schauspielers Delobelle im Fromont. Hier hat er, um ihn zum vollkommenen Typus auszubilden, alles zusammengefaßt, was er über die Schauspieler und ihre Eigenheiten wußte, in einer Vollständigkeit, wie sie das Original natürlich bei weitem nicht besaß. Einen anderen hatte er zum Beispiel vor seinem im deutschen Kriege eingeäscherten Hause auf offener Straße nicht erheuchelten Schmerz komödienhaft tragieren sehen. Dann war er bei der Beerdigung der Tochter eines großen Schauspielers zugegen, nach der er später die ganze Szene im Roman komponiert hat, und so hat er später bei verschiedensten Schauspielern gemachte Beobachtungen auf sein Original übertragen. Wie er dabei unter Umständen ein Ganzes aus den verschiedensten Bestandteilen zusammensetzte, erkennt man aus der Stadt Aps, wo Roumestan geboren ist. Diese erbaute er

aus Stücken von Arles, von Nîmes, von Saint-Remy, von Cavaillon, indem er von der einen die Avenuen, von der andern die alten italienischen Gassen, von der dritten den montäglichen Wochenmarkt nahm, überall her die staubigen, sonnenhellen, provençalischen Landstraßen.

Der Dichter war eben zu sehr Künstler, um mit der Naturtreue des Photographen seine Originale zu konterfeien, und so haben seine Schilderungen für die Wesenheit der Modelle nur eine relative Giltigkeit. Sie geben ihren allgemeinen Eindruck nach Beschaffenheit und Charakter wieder, aber die Einzelheiten an Zügen und charakteristischen Merkmalen sind von dem Bearbeiter nach eigenem Ermessen umgemodelt. Es zeigt sich hier die Fernwirkung Daudetscher Kunst, insofern aus gewisser Distanz gesehen seine Charaktere mit ihren Modellen übereinstimmen, während dem Näherhinzutretenden Ungenauigkeiten und Abweichungen in Menge auffallen. Das gleiche gilt von dem naheliegenden Gedanken, aus den Werken Daudets, die ja bei sothanen Umständen zum Ueberquellen mit persönlichen Anschauungen und Erfahrungen des Dichters erfüllt sind, eine Beschreibung seines Lebens und Charakters herauszudestillieren. Aus einer gewissen Distanz ist der Eindruck, den man so von dem Dichter gewinnt, ein durchaus richtiger, im einzelnen aber ist das Verhältnis von Dichtung und Wahrheit in den wenigsten Fällen festzustellen.

Diese Art nach Modellen zu arbeiten setzte ein vorzügliches Gedächtnis voraus, wie es Daudet in der That besaß. Aber da der Dichter auch im kleinen sich nur höchst selten auf seine freischaffende Phantasie verließ (ich erfinde garnichts, sagte er gelegentlich von sich selbst), vielmehr seine Schilde-

rungen aus kleinen und kleinſten disparaten Beobachtungen wie eine künſtliche Moſaik ſorgfältig zuſammenſetzte, mußte er ſeine Erinnerungskraft durch ſchriftliche Aufzeichnungen unterſtützen.

Wie die Maler ihre Skizzenbücher führen, wo ſie Silhouetten, Stellungen, eine zufällige Bewegung der Hände, der Arme zu ſpäterem Gebrauch fixieren, ſo ſammelte Daudet Jahre hindurch eine Menge kleiner Hefte, in die er ſeine gelegentlichen Bemerkungen und Gedanken eintrug. Dieſe waren bisweilen auf den engen Raum einer einzigen Zeile zuſammengedrängt ohne anderen Wert, als ihn an eine Geſte, einen Confall, einen Ausſpruch zu erinnern. In Paris, auf der Reiſe, auf dem Lande füllten ſich dieſe Hefte faſt von ſelbſt, ohne daß der Sammelnde etwas Beſonderes dabei dachte, ſelbſt daran nicht, welche Maſſe zukünftiger Arbeit ſich dort anhäufte. Einzelne von dieſen handlichen Heften wurden auch nach Fächern geordnet. Eines z. B. enthielt nur Bemerkungen über die Schauſpieler, die Daudet immer ſehr intereſſiert haben, ein anderes trug die Ueberſchrift „der Süden“ und faßte alle möglichen Beobachtungen über die Südfranzoſen, die der Dichter teils an ſich ſelbſt und ſeiner Familie gemacht, teils aus ſeinen Kindheitserinnerungen geſchöpft hatte, wo ihn ſein ſeltenes Gedächtnis tüchtig unterſtützte. Eine ungefähre Vorſtellung von dem Charakter dieſer Bemerkungen kann man ſich nach den „Bemerkungen nach dem Leben“ (notes sur la vie) machen, die der Sohn Léon Daudet in der Revue de Paris 1899 herausgegeben hat, und die eine nicht unbeträchtliche Blütenleſe aus den Aphorismen der grünen Heftchen enthalten.

Dieſe Notizen umſchloſſen alſo z. T. die lebendigen

Keime, aus denen später seine berühmten Ereignisse und Gestalten lebenskräftig erwuchsen, z. T. bildeten sie Bausteine, Hilfslinien, Schmuckstücke oder Einsätze für die großen Schöpfungen. Er suchte, wenn er die Generalidee eines Werkes gebildet, das Brauchbare heraus, und stellte im Geiste eine eingeteilte Handlung zusammen, deren Personen er zugleich mit aller Kraft seiner Phantasie in täglicher innerlicher Arbeit zu plastischer Lebendigkeit und immer größerer Lebensfülle schuf und abrundete. So reifte allmählich das Werk in seinem Innern, wuchs und ward größer, bis es endlich wie das ausgetragene Kind im Mutterleibe so übermächtig hinausdrängte, daß der Dichter sich hinsetzte und lebhaft mit fliegender Feder zu schreiben begann. Zunächst nur im Groben, Gedanken und Schilderungen, ohne sich die Mühe zu geben, sie vollständig oder auch nur richtig niederzuschreiben, so drängte und stürzte ihm sein Stoff mit allen Charakteren und Einzelheiten über die Feder. Es war ein direktes Fieber der Arbeit, das ihn überfiel. Später wurden dann die geschriebenen Seiten durchgesehen, korrigiert, schließlich ins Reine geschrieben, wo dann noch mit leisen Strichen vervollständigt, verfeinert, retouchiert wurde.

Einen nicht unwesentlichen Teil seiner schaffenden Arbeit erledigte Daudet in Unterhaltungen. Indem er das sich bildende Werk anderen erzählte, hob es sich für ihn selbst mehr und mehr ins Licht. Er versenkte sich hinein, probierte am Zuhörer die Wirkung einzelner Stellen, und das Gespräch brachte ihm überraschende Wendungen und manchen glücklichen Fund. Er bedauerte selbst den unglücklichen Besucher, der ihn etwa in seinem Schaffensfieber unterbrach. Mitleidlos fuhr er mit ihm zu sprechen

fort, wo er zu schreiben aufgehört hatte, gab ihm die nötigsten Informationen, um die Stelle zu verstehen, und trotz der offenbaren Langenweile des Gegners, dessen Augen zerstreut umherirrten, und der dieser überquellenden Improvisation gern entflohen wäre, brachte er sein Kapitel zu Ende. Er gesteht selbst, daß er manchen Kameraden mit seinen Erzählungen gelangweilt, der keine Ahnung seiner stummen Mitarbeiterschaft gehabt habe. Welche Bedeutung Frau Julia Daudet als Mitarbeiterin gehabt, ist schon oben erwähnt.

Aus dieser Art des Arbeitens ergiebt sich in Verbindung mit der darstellenden Kunst des Dichters eine Plastik, die in solcher Reinheit selten, in solcher harmlosen Selbstverständlichkeit wohl nie sich findet. Die Charaktere sind von der ersten bis zur letzten Seite von einer Geschlossenheit und dabei trotz der Fülle des Details von einer inneren Einheit, daß kaum ein falscher Strich ihre Harmonie stört. Dazu hat der Leser auch bei gelegentlichem kurzen Auftreten stets das volle, geschlossene Bild vor Augen, so wie es der Dichter in jedem Augenblicke gegenwärtig sah; ein kurzes Wort, eine charakteristische Bewegung, aber beileibe nicht stereotyp oder oft wiederkehrend, und blitzartig erhellt steht das Ganze, Mensch oder Ding, da und erfüllt den Leser stets von neuem mit Bewunderung für die Intensität dieser poetischen Kraft.

War endlich das neue Buch erdacht, hingeworfen, erzählt, gefeilt und immer wieder gefeilt, dann kamen die ersten Kapitel in irgend einem Journal zum Druck, geraume Zeit bevor das Ganze vollendet war. Dieses geschah aus doppelter Absicht. Erstlich wollte Daudet seine angeborene Gleichmütigkeit aufrütteln. Er hatte wie meist

die Südfranzosen etwas vom Lazzaroni an sich. Einmal im Wasser hieß es schwimmen, deshalb sprang er entschlossen hinein. Aber welche Aufregung, welche Furcht krank zu werden und dann immer zu fühlen, wie ihm die Forsetzungen mit mächtigen Schritten auf den Fersen waren. Zweitens aber, so flüchtig Daudet den ersten Entwurf niederschrieb, so sorgfältig ging er bei der zweiten Feile zu Wege. Sein außerordentliches Stilgefühl ließ ihn bessern und korrigieren, mit einer hartnäckigen Geduld, die sich nie genug thun konnte, an seinen Sätzen herumciselieren. Da griff er zu diesem Gewaltmittel, um sich von seinem Werke trennen zu müssen. Er wußte wohl, daß er ohne äußeren Zwang diesem hypochondrischen Trieb steter Nachbesserung doch nicht würde widerstehen können. Wenn dann allerdings seine Romane herausgekommen waren, dann besaßen sie die größte Vollendung, die er ihnen geben konnte. Möglich, daß ein anderer sie besser machte, er hatte jedenfalls mit seinem Pfunde bis zur Grenze des Erreichbaren gewuchert.

Ueber welche Gebiete reicht nun die Thätigkeit Daudets? Sie umfaßt, sein ganzes Werk zusammengenommen, ein großes Stück menschlichen Daseins, das sie in die Breite und in die Tiefe ausmißt. — Geographisch erstreckt sich der Schauplatz seiner Handlungen, einige Sprengstücke nach Deutschland und sonst abgerechnet, auf Nordafrika, Corsika und Frankreich, bei dem letzteren zeigen sich der Norden und der Süden scharf von einander getrennt. Sozial durchlaufen seine Handlungen die ganze Stufenfolge menschlicher Höhe und Tiefe vom Hohen zum Niedrigen, vom Armen zum Reichen. Sie bewegen sich unter Königen, allmächtigen Ministern, unter Präten-

denten und politischen Parteigängern, unter den Großen der Börse mit ihren Millionen und denen des Geistes mit ihrer durch die Akademie verbrieften Unsterblichkeit. Unter jenen steht in breiter Menge die Schar der Geringeren auf dem Gebiete der Politik, der Finanz, des Geistes, die Welt der Mittelmäßigen und Zwischengestellten unter Beamten, Kaufleuten, Künstlern, eine zahlreiche Versammlung lebensvoller Gestalten, eine jede mit eigenem Herzen, eigenem Schicksal, eigener Umgebung. Ihnen schließt sich nach unten an die bunte, zerlumpte und ärmliche Welt der Proletarier, die Fabrikarbeiter, die Cyklopen unter den Maschinenkesseln der großen Oceandampfer, daneben die Verkommenen, die Bohémiens, die faulen, vergifteten, auch sie mit ihrem Milieu in gegenständlicher Plastik figurenreich geschildert. So bewegt sich das Weltbild seiner Gestalten, ein bunter Maskenball mannigfaltiger Würden und Trachten.

Nicht minder abwechselungsreich gestalten sich seine Charaktere und ihre Schicksale. Aller Art Handlungen spielen sich in seiner Welt ab, ernsthafte, die den Beschauer zu Thränen rühren, oder solche, die ihm Verzweiflung und Zorn in die Seele flößen, heitere, die ihm ein fröhliches Lachen erregen, oder solche, die in ihr wehmütiges Lächeln mit einstimmen heißen. Getragen werden sie nach ihrer Verschiedenheit von den verschiedensten Charakteren. Alle Temperamente bei Männern und Frauen in einer großen Auswahl von Mischungen und Schattierungen sind vertreten, die großen und kleinen tragischen Charaktere, erste bis vierte und fünfte Liebhaber und Liebhaberinnen, Bonvivants und Naive, Soubretten und komische Alten, sogar die Ballettänzer in einer reizenden,

spitzenumhüllten Gestalt, das alles spielt nicht nur seine Rolle, sondern lebt mit überzeugender Wahrheit in dem Kostüm, das jedem der Dichter verliehen hat.

Einzelnes aus diesem umfassenden Stoffgebiet herauszugreifen wäre hier nicht nötig, wenn bei den französischen Schriftstellern nicht die seltsame Anschauung verbreitet wäre, die bei Daudet sich einmal in den Worten äußert: „Da die Goncourts schon das Krankenhaus ausführlich geschildert haben, konnte ich nicht noch einmal anfangen"; sie ließe sich dahin formulieren, daß jene es gewissermaßen als ihren Beruf auffassen, der Nachwelt ihre Schilderungen zeitgenössischer Einrichtungen und Verhältnisse als ein kulturhistorisches Dokument zu hinterlassen, dessen zweimalige Ausführung sich füglich erübrige. Im weiteren Sinne wollen sie alle ihre Romane als Belegstücke ansehen, im engeren sind solche Glanzstücke bei Daudet z. B. die Eisenwerke von Jndret, das Begräbnis des Herzogs von Mora, das Leben in der Akademie und so in jedem Roman einige.

Außerdem besitzt Daudet gewisse Lieblingsthemen, die aus subjektiver Neigung öfter wiederkehren. Am weitesten greift davon in alle Verhältnisse seiner Werke der Gegensatz von Nord- und Südfrankreich hinein, den er nicht müde wird bei den mannigfachsten Gelegenheiten zu betonen und zu variieren. Ein anderes ist die Gruppierung einer Handlung um ein Bruderpaar, ein Gedanke, natürlich aus der eigenen Lebenserfahrung des Autors erwachsen und zum erstenmale im frère ainé angewendet, um dann über den kleinen Dingsda und andere Mittelglieder hinweg sich zum letztenmal gedoppelt in den posthumen Notizen der Revue de Paris wiederzufinden. Hierher gehört auch die

Eigentümlichkeit, in verschiedenen Werken, die inhaltlich nicht mit einander verbunden sind, trotzdem diese und jene Figuren mit demselben Namen wieder auftreten zu lassen. Das eklatanteste Beispiel bildet hierfür Paul Astier und die Herzogin Padovani im „Kampf ums Dasein" und im „Unsterblichen", doch auch andere kehren wieder, so der Arzt Bouchereau, der zuerst in den Königen im Exil, aber auch noch im Numa und in petite paroisse auftritt, so Colette von Rosen aus den Königen im Unsterblichen, Cardaillac im Nabob und im Numa, so verschiedene von den Nebenfiguren des Nabob, der Könige im Exil u. a. Für Daudet ergab sich diese Eigentümlichkeit aus der Erinnerungskraft und Gegenständlichkeit seiner inneren Anschauung. Für den Leser wurde dadurch die Vorstellung des gemeinsamen Schauplatzes der verschiedenen Dichtungen beiläufig erhöht. Als Kunstgriff mit bewußter Absicht hat bekanntlich Zola diese Wiederholung im großen Maßstabe in seinem Romancyklus verwandt.

Wie hat der Dichter nun Ordnung in die Fülle der Erscheinungen gebracht, d. h. wie hat er die verschiedenen Menschen, Dinge und Verhältnisse zu einem wohlgegliederten Kunstwerk mit Vorder- und Hintergrund, Haupt- und Nebenfiguren zusammengestellt? Diese Frage nach der Komposition oder Gliederung ist von elementarer Wichtigkeit für jedes Dichtwerk, was schon der alte Aristoteles durch seine drei Einheiten anerkannte, und ihr einziges Gebot, so selbstverständlich einfach wie schwer, lautet: erzähle das, was du zu sagen hast, in schlanker, fortschreitender Reihenfolge, und gieb nur soviel Erläuterungen, als zum Verständnis deiner Handlung nötig sind. Dadurch wird Spannung und Interesse erregt; was diesem

Zweck widerstrebt, mag im einzelnen noch so gut und schön sein, für die Gesamtheit ist's vom Uebel.

Die Komposition, das mag gleich gesagt sein, ist Daudets schwächste Seite. Wie es ihm in seiner Lebensführung nicht gegeben war, konsequent einen vorgezeichneten Weg zurückzulegen, wie seinem Charakter bei aller Stärke der Empfindung die energischste Kraft des Willens abging, so war es ihm in der Kunst nicht verliehen, eine Handlung straff und folgerichtig durchzuführen. Beim Drama ist er an diesem Mangel gescheitert, und auch bei seinen Romanen macht es sich fühlbar, wenn der Leser mit seinem Interesse von einem, nachdem er eben warm geworden, zum andern gezogen wird. Man hat den Eindruck, als sei die Zerstreutheit der einzelnen Beobachtungen nicht ohne Einfluß auf den Zusammenhang der Gesamthandlung geblieben, als habe auch er dadurch etwas lockeres und sprunghaftes erhalten.

Selten begnügen sich seine Bücher mit einer einzigen Handlung. Der petit chose gehört zu diesen, von den späteren noch am meisten die Sappho. Meist aber werden zwei, drei und mehr Handlungen zn einem Knäuel vereinigt, aus dem der Dichter bald diesen bald jenen Faden hervorzieht, um ihn weiterzuspinnen, wie es den Leser bedünken will, mehr nach seiner Lust und Laune als nach den Erfordernissen der Gesamtheit. Noch anders zeigt sich die Launenhaftigkeit des Dichters: es wird ihm schwer, auch bei derselben Handlung die Erzählung Kapitel um Kapitel ruhig fortzuspinnen. Deshalb macht er allerlei Mätzchen, um Abwechselung in das Gleichmaß der Rede zu bringen. Er legt z. B. als so und so vieltes Kapitel einen Brief ein oder Abschnitte aus einem Tagebuch oder irgend

etwas derartiges, was vielleicht den Tenor der Handlung nicht unterbricht, aber durch die veränderte Tonart den Leſer aus dem einen Sattel hinaus- in den anderen hineinwirft, wobei ſeine Aufmerkſamkeit auf jeden Fall unterbrochen wird. Wenn Zola in ſeiner mächtig gleichmäßigen Art des Erzählens mit einem Laſtpferd zu vergleichen iſt, das zwar in nicht ſchnellem aber regelmäßigem Tempo auf rechter Straße ſeinen Weg zurücklegt, ſo gleicht Daudet — honny soit qui mal y pense — dem unruhigen Spitz, der auf den Wegen hin und her ſpringt, auch wohl einen Pfad in Feld und Wald zur Seite einſchlägt. Eine poetiſche Flüchtigkeit und Fröhlichkeit ſeines Geiſtes, die Vorliebe für ein künſtleriſch zwangloſes Hin und Her, die den Menſchen liebenswürdig unberechenbar machte, verrät ſich etwas mal à propos bei ſeinen Dichtungen in der Sprunghaftigkeit ihrer Kompoſition.

Noch anderes kommt dazu, um den Leſer am Verlauf der Handlung die rechte Freude nicht gewinnen zu laſſen. Da giebt es zunächſt Epiſoden, kleine Nebenhandlungen, die den Dichter zufällig intereſſieren und die er dann als Gegenſtück oder ſonſt mit der Haupthandlung loſe verknüpft, die aber dem Leſer zunächſt als Störung deren Lauf zu unterbrechen ſcheinen. Auch ausgeführte Milieuſchilderungen kommen vor, Darſtellungen von Interieurs wie die Handlung ſüdlicher Produkte im Numa oder von Feſten, wie das des Bey im Nabob oder das Volksfeſt in den Königen. Man merkt es ihnen an, wie ſie um ihrer ſelbſt willen gegeben ſind und ſieht, wie verſchwindend im Verhältnis zu der angewandten Kunſt und Ausdehnung ihr Werk für die Handlung iſt. Wirkliche Spannung findet ſich bei Daudet meiſt nur in den Schluß-

kapiteln seiner Romane, wenn der Leser begierig ist, das Schicksal der ihm wie interessante Bekannte gegenständlichen Personen zum Ende eilen zu sehen, aber selbst da hält der Dichter äußerlich auf, indem er breit ausgeführte Schilderungen und ähnliche Hindernisse in den Weg wirft.

Man sieht, unser Autor hat das mit den übrigen zeitgenössischen Größen der französischen Litteratur gemein, daß er, abgesehen von Einzelstellen, wenig Spannung erregt. Wie man in seinem Leben nicht durch Züge der Größe geblendet wird, so fehlt auch seinen Werken das temperamentvoll Fortreißende: beide stimmen auch hier überein. Was den Leser in seinen Schriften fesselt und sie trotz dieses Mangels interessant erscheinen läßt, sind die großartigen Bilder, die er figuren- und farbenreich aufrollt, die Männer und Frauen von greifbarer Lebendigkeit, für die er, selbst voll tiefen Mitgefühls, Sympathie zu erregen weiß. In allem, was dazu dient, das Einzelne voll und lebendig zu machen, ist er der große und eigenartige Künstler. Der beste Teil seiner Kraft liegt eben in dem Internen, da weiß man kaum, wo man anfangen und aufhören soll, um den wunderbaren Duft und Glanz der Gebilde seiner meisterlich behandelten Sprache zu charakterisieren.

Was den naiven Leser zunächst an Daudets Romanen fesselt, ist das Gemüt des Dichters. Die Franzosen sollen ja kein Wort für Gemüt oder Herzlichkeit haben, weil ihnen der Begriff dieser Dinge fehlt, die wir in der That bei ihren großen Dichtern, besonders den Humoristen, vermissen. Bei Daudet sind sie vorhanden, er ist gemütvoll, so daß ihn manche sentimental gescholten haben, und herzlich, daß man es manchmal herzig nennen könnte.

Er ist derjenige unter den Franzosen, bei dem der Deutsche die meisten verwandten Saiten anklingen fühlt. Seiner Weltanschauung nach ist er Pessimist, aber die Erfahrung des überragenden Uebels in dieser Welt, die Zola zu dem zornmütigen Rufer zur Rache gemacht hatte, stimmte ihn, den weniger energischen Charakter, zu einer leisen Wehmut, deren elegischer Schimmer über seinen Schöpfungen liegt.

So liebt er es, Charaktere zu schildern, die ihrer niederträchtigen Umgebung erliegen, nicht heroisch dagegen ankämpfend, sondern durch eigenen Mangel an Charakterstärke. Dabei entwickeln sie aber eine passive Kraft in ihrer Schwäche, die sie im Unterliegen adelt. Der kleine Dingsda gehörte zu diesen in der Dichtung und, wenn ihn das günstige Geschick nicht so hoch getragen hätte, vielleicht auch im Leben, in geringerem Grade der alte Risler, der Nabob in höherem, von den Frauen besonders Hortense, die phantasiebegabte Schwägerin Numas. Die Kraft in der Schwäche giebt all diesen Unterdrückten, und ihre Zahl ist groß, etwas unnennbar Rührendes, dem Beschmutzten etwas Vornehmes und erregt in der Seele des Lesers ein eigentümliches Schwingen. Damit stimmt der tragische Ausgang der meisten Dichtungen überein, nicht bloß da, wo die Helden sterben, auch wo sie nur resignieren, wie die edle Friederike in den Königen. Bei solchen Szenen, über die der Dichter die ganze Innigkeit seines tiefen Gemüts ausgeströmt hat, fühlt man, wie ihm selbst die Thränen in die Augen steigen, und auch dem Leser werden die Zeilen verschwimmen, wenn er den Tod des alten Léonhard oder das edle Sterben der lieblichen Hortense liest.

In dem selbstsüchtigen, mehr oder minder gemeinen

Treiben seiner figurenreichen Handlung sichert sich der Dichter gern eine Stätte ruhiger Behaglichkeit und beschränkten Glückes, wohin er sich zurückzieht. Am reinsten ist ein solches Idyll ausgebildet in der Familie Joyeuse, die von ihrem hohen Stockwerk der Vorstadt wie von einem Leuchtturm auf die Brandung des Pariser Lebens hinabschaut. Auch sonst findet sich derartiges, zuweilen nur in der festgegründeten Gleichgiltigkeit eines zufriedenen Menschen gegen das eitle Jagen der Welt wie bei dem Bildhauer Védrine, oder in der Form eines liebevollen Verhältnisses zwischen zwei sonst arg zerzausten Menschen, wo es ihnen inneren Halt und die Kraft zur Aufopferung verleiht. Die wohlthuende Wirkung dieser Ruhepunkte wird natürlich durch den Kontrast mit ihrer Umgebung gehoben, wie denn die Neigung zu Gegensätzen, an und für sich ein Ingredienz poetischer Sinnesart, speziell bei Daudet in den kleinsten und größten Verhältnissen seiner Werke hervortritt, von der eigentümlich prickelnden Gestaltung einzelner Sätze bis zu den scharf pointierten Kapitelschlüssen, dem Gegensatz einzelner Motive, wie das Lazareth, das früher ein heiterer Gartenpavillon war, über die weiter angelegte Disharmonie zwischen dem Flügel, wo Mora stirbt, und dem anderen, in dem seine Gemahlin ein „Lämmerhüpfen" giebt, bis zu dem ein ganzes Werk durchziehenden Zwiespalt zwischen der gelähmten Désirée und ihrer luftigen Hantierung. Auch für die Handlung weiß der Dichter die Gegensätze wohl zu verwerten, wo sie sich in Ueberraschungen äußern, die sich nicht selten bis zur Wirkung des Erschreckens steigern, wie bei der Entlassung des alten Joyeuse oder dem Bestechungsversuch le Merquiers durch den Nabob.

Zuſammenhängend mit ſeinem Gemüt offenbart ſich der freundliche Humor Daudets, der eben durch dieſen Zuſammenhang ſeine Echtheit und Seltenheit dokumentiert und ſeinen Träger um ſoviel von den Stammesgenoſſen entfernt, als er ihn dem Germaniſchen näherrückt. Er gehört wirklich zu dem echten, der „mit dem einen Auge weint, wenn er mit dem andern lacht". Auch der Humor iſt bei unſerem Autor kein gelegentliches Requiſit, ſondern ein integrierender Beſtandteil ſeiner Kunſt wie ſeines Charakters. Er durchdringt wie der Sauerteig der Bibel das geſamte Schreibwerk des Dichters, natürlich an einer Stelle mehr an anderer weniger durchſchmeckend, aber ſich nie ganz verleugnend. Manchmal tritt er in einer beiläufigen Bemerkung zu Tage wie dort, wo es von dem Bey von Tunis heißt, daß er als vorzüglicher Kunſtkenner eine Gallerie wunderbarer türkiſcher Gemälde und ſämtlicher Schlachten des erſten Kaiſerreiches in Farbendrucken beſaß; zuweilen in einem gelegentlichen Bilde wie bei einem Souffleur, der ſich mit den Händen aufſtützte und, den Kopf aus dem Kaſten vorſtreckend, wie eine große Schildkröte ausſah. Ausgedehnter erſcheint er in einzelnen Szenen wie dem berühmten „Abladerſtückchen" oder drolligen Schilderungen wie von der überreizten Phantaſie des gutmütigen Papa Joyeuſe. Noch breiteren Raum nimmt er in ganzen Kapitelſerien ein, wie z. B. in Paſſajous Tagebuch und den fortlaufenden Szenen aus der Bedientenwelt des Nabob oder bei einzelnen Charakteren. Beides erfüllt dann vortrefflich den Zweck, das Bild des Lebens, das der Dichter giebt, zu vertiefen. Schließlich erſtreckt er ſich in den drei Tartarinbüchern über die geſamte Handlung ganzer Romane und will

ihrem Urheber einen Platz unter den Humoristen der großen Litteratur anweisen.

Trotzdem wird man Daudet nicht zu den Humoristen rechnen, ebensowenig wie zu den Anhängern einer bestimmten litterarischen Schule. Auch hierin ist er nicht einseitig genug. Zudem fehlt ihm die eigentliche vis comica, das Einschlagende, Zündende mangelt seinem Humor, und so werden z. B. die Tartaringeschichten einen Leser enttäuschen, der darin Anregung und Befriedigung herzlicher Lachlust sucht. Szenen wie das Rendezvous im Wassergraben unseres Fritz Reuter, mit dem er hinsichtlich des Gemüts verglichen werden kann, sucht man bei ihm vergebens. Daudet erregt eine lächelnde Heiterkeit bei rein komischen Stellen, und im übrigen beleuchtet sein Humor durch eine mitleidig-gutmütige Betrachtung aller Kreatur seine Schöpfungen mit einem milden, freundlichen Schein. Weil er sich über das ganze Werk des Dichters verbreitet, besitzt er nicht die Energie, sich an einzelnen Stellen zu kräftiger Ausladung zu sammeln, und so fühlt der Leser nicht selten mit Bedauern, daß der Dichter ihm die Lust herzlichen Lachens erregt, ohne doch die Kraft zu besitzen, es zum Ausbruch zu bringen, der komische Gehalt mancher Stellen scheint nur angedeutet, wo man ihn gern erschöpft sähe.

Dabei entspricht die Verschiedenheit des Humors wieder der Vielseitigkeit des Dichters. Es finden sich Stellen reiner Situationskomik, wie die Unterhaltung des ignoranten Großherzogs mit dem harthörigen Léonhard Astier, dem gegenüber der feine Esprit des Salons, dessen Feuer durch witzige Rede und Gegenrede, geistreiche Antitheſen unterhalten wird, Episoden von einem rührenden

Humor, deſſen Wirkung ſich faſt zur Erhabenheit ſteigert, wie bei Mora und dem Klarinettenſpieler und verwandten Stellen, gutmütige Selbſtverſpottung wie er z. B. als Dichter und noch dazu kurzſichtig von dem Hunde, mit dem er auf den Anſtand zieht, wegwerfend behandelt wird. Wir haben liebenswürdige Burlesken mit etwas mittelalterlichem Beigeſchmack, z. B. den Pfarrer von Cucugnan, deſſen Humor an den ewigen Juden Goethes erinnert, oder neckiſche Kloſtergeſchichten wie vom Elixier des würdigen Vaters Gaucher, auch herber Spott klingt zuweilen hindurch, kurz, es finden ſich die verſchiedenen Arten von Witz und Humor in reicher Auswahl.

Eine eigenartige Brechung iſt ſeine berühmte Ironie, auch ſie kein gelegentliches ſchriftſtelleriſches Ingredienz, ſondern ein weſentlicher Beſtandteil ſeines dichteriſchen und menſchlichen Charakters. Wo nämlich andere wie Zola mit dreinſchlagendem Zorn und mächtigem Pathos gegen die Schlechtigkeit dieſer Welt zu Felde ziehen, hat die Natur dem weicheren Gemüte unſeres Dichters in jener eine feinere Waffe gegeben. Er hat ſie wie alle ſeine Qualitäten zu großer Feinheit ausgebildet, ſie blitzt und ſchneidet in ſeiner Hand wie ein Damascenerſtahl. Dem Dichter ſelbſt iſt der befreiende Wert, den dieſe Eigenſchaft für ihn hatte, ganz zum Bewußtſein gekommen, und welche Bedeutung er ihr beilegt, zeigt der lakoniſche Ausruf in ſeinen hinterlaſſenen Notizen: Welch ein Antiſeptikum iſt die Ironie! Doch auch ihre Gefahren verkannte er nicht, und nennt ſie gelegentlich das Widerſpiel aller Begeiſterung und darum allen impulſiven Menſchen ein Abſcheu. Nach dieſer Seite hin miſcht ſie ſeiner eigenen Art, die zum Sinnen und Träumen

neigt, etwas Herbes, Metalliſches bei, das ihr Feſtigkeit verleiht.

Ironie in ihrer einfachſten Form zeigt ſich, wenn jemand abſichtlich eine der ſeinigen und richtigen entgegengeſetzte Meinung ausſpricht, z. B. jemandem, der eine große Dummheit begangen, ſagt: Das haſt du klug gemacht. In dieſer Art kommt ſie bei Daudet natürlich oft vor, weit häufiger aber in anderen, geiſtvolleren Formen, wo ſie zugleich dient, die betreffenden Stellen durch ihre Brechung eigentümlich zu beleuchten. So wird die Inſchrift des Grabmals: „Liebe iſt ſtark wie der Tod“ zu einer ſchneidenden Ironie, wenn die trauernde Witwe dort mit dem präſumtiven Nachfolger des Verſtorbenen ein Liebesſpiel beginnt, ebenſo die Inſchrift „Bethlehem“ über der Stiftung des gewiſſenloſen Arztes, wo die Kinder wie die Fliegen ſterben und die ganze Anſtalt ſelbſt das Gegenteil von dem erreicht, was ſie will und ſoll. Ironie als eine Art harmloſer Bosheit iſt es, wenn ein Pfarrer die läſterliche Geſchichte von dem Elixier des ehrwürdigen Vater Gaucher erzählt, oder wenn der Soldat mit ſehnſüchtiger Begeiſterung die zweifelhaften Vorzüge ſeines Kaſernenlebens aufzählt. Ueber eine weite Strecke konſequent durchgeführt erſcheint ſie z. B. in den Berichten des Vicomte de Freydet über die Akademie, lebendig perſonifiziert in den Bedienten, welche die Eigenheiten ihrer Herrn nachäffen, draſtiſch dargeſtellt an dem Treſor der Territorialkaſſe, der als Speiſeſchrank dient. Die Beiſpiele laſſen ſich beliebig häufen, denn es giebt kaum ein Szene bei Daudet, auf die nicht irgendwie von irgend einer Seite ironiſches Streiflicht fällt, und die Meiſterſchaft des Dichters gerade hierin hat die

Ironie berühmt und zu einem Charakteristikum seiner Kunst gemacht.

Dem Laien weniger auffällig als dem Litteraturfreunde ist die Anschaulichkeit, mit der Daudet schreibt. Schon als Kind besaß er eine merkwürdige Eindrucksfähigkeit, tausend Vorkommnisse aus jener Zeit hatten sich seinem Gedächtnis fest eingegraben, daß er sie noch ein Menschenalter später mit allen Nebenumständen vor sich sah. Er wundert sich selbst, wie er damals porös und durchlässig gewesen sein muß. Dazu kommt eine mit den Jahren sich steigernde Schnelligkeit und Weite der Beobachtung, die es ihm ermöglichte, die Gestalt des Nabobs, den er nur dreimal auf kurze Zeit gesprochen, mit solcher Naturtreue zu verlebendigen, daß Ernest, der bei jenem Sekretär war, die Richtigkeit des Porträts staunend anerkannte. Trotz seiner Kurzsichtigkeit beobachtet der Dichter dabei außerordentlich scharf. Er übersieht weder die langdäumigen Tatzen der Affen im Käfig, noch entgeht ihm das eigenartige Aufleuchten in den Augen des Savoyarden, und seine gelegentlichen philosophischen Bemerkungen, die er gern einstreut, zeugen von derselben Schärfe.

Der Genauigkeit des Sehens entspricht die Schärfe und Lebendigkeit der Wiedergabe. Es ist unserm Dichter natürlich, immer gegenständlich zu schildern, alles, auch die Nebenpersonen soweit angängig, plastisch herauszuarbeiten. Auch sieht und schildert er trotz seiner eingestandenen Gleichgiltigkeit gegen die Malerei gelegentlich mit den Augen des Malers. Wie dieser freut er sich an einer lebendigen, harmonischen Gruppierung, wie bei der Farandola im alten Amphitheater zu Arles, und ein aus-

gebildeter Farbensinn läßt ihn das heitere Bild einer Tischgesellschaft oder die bunte Tracht der provençalischen Mädchen mit Freude und Verständnis für lebhafte Farbenwirkung komponieren. Andererseits offenbart sich die Lebhaftigkeit von Anschauung und Wiedergabe in zahlreichen Nachahmungen von Naturlauten. Der König von Illyrien unterschreibt cric-crac seine Abdankungsurkunde, der Dichter bläst — pft! pft! den Staub von seinen alten Erinnerungen, und so wimmelt es in seinen Büchern von dem fring! fring! des Schlüsselbundes, dem ding! dong! der Glocken, dem tu! tu! der Flöten usw. Aus diesen und ähnlichen Einzelheiten setzen sich dann die Schilderungen Daudets zusammen. Wie lebendig sie sind, mag die Stelle zeigen, wo die alte Kremnitz, früher eine berühmte Tänzerin, von der heiteren Stimmung der Geselligkeit hingerissen, noch einmal tanzt:

„Auf dem Boden des weitläufigen, im Dunkel verschwimmenden Zimmers, das fast nur von dem großen Bogenfenster Licht empfing, durch das man den Mond am klaren, dunkelblauen Nachthimmel, einem wahren Theaterhimmel emporsteigen sah, zeichneten sich die Konturen der berühmten Tänzerin in hellen, scharfen Umrissen ab, einem kleinen, leichten, unwägbaren Schattengebilde vergleichbar, das mehr fliegt als hüpft. Und dann wiederum auf ihren kleinen Fußspitzen stehend, nur durch ihre ausgebreiteten Arme in der Schwebe gehalten, das Antlitz in einer flehenden Gebärde erhoben, auf dem nichts sichtbar war als ein Lächeln, voltigierte sie rasch nach dem Lichte zu, oder retirierte in so kleinen und raschen Absätzen, daß man jeden Augenblick auf ein leises Klirren der Fensterscheibe gefaßt war, und sie

rückwärts auf den Strahlen des Mondes emporklimmen zu ſehen erwartete. Was den Reiz noch erhöhte und dieſem phantaſtiſchen Ballet eine wunderbar poetiſche Färbung gab, das war das Fehlen jeder Muſik. Nur das Geräuſch des Taktes, der durch das Halbdunkel ſich in noch höherem Grade geltend machte, dieſer lebhafte und leichte Takt, der auf dem Parkett nicht ſtärker anklingt, als das blattweiſe Fallen einer entblätterten Georgine . . . . .

Der Tanz dauerte einige Minuten, und dann merkte man an den kurzen Atemzügen die Ermüdung der Tänzerin.

Und nun hielt der kleine weiße Schatten inne, ſich an einen Fauteuil lehnend, und verblieb dort in Poſitur, jeden Augenblick bereit, den Tanz von neuem zu beginnen, lächelnd und atemlos, bis ſie von Müdigkeit ergriffen wurde, und ohne ihre reizende Haltung zu ändern einſchlummerte, einer Libelle vergleichbar, die auf dem im Waſſer ſchwimmenden Zweige einer Weide ſitzt, der durch die Strömung ſanft bewegt wird."

Man ſieht, daß die alte Forderung, daß poetiſche Darſtellung Bewegung ſein ſolle, von dem Dichter mit Meiſterſchaft erfüllt wird, und ſolche Stellen laſſen ſich noch viele in ſeinen Büchern zeigen. Eine andere Art der Darſtellung ſcheint ihm ſpeziell eigentümlich, die in ihrer Wirkung ſeinem kapriziöſen Weſen entſpricht. Sie läßt ſich am beſten der Klexmanier gewiſſer Maler vergleichen, deren Bilder von weitem geſehen recht genau erſcheinen, dem Nähertretenden aber ſich in undeutliche, zuſammenhangsloſe Einzelheiten auflöſen. Hiervon mag die Schilderung der untergehenden Sémillante ein Beiſpiel geben:

— Plötzlich ein Krach . . . was giebt's? Was ist geschehen?

„Das Steuer ist weg", sagt ein Matrose, der tropfnaß durchs Zwischendeck eilt.

„Glückliche Reise"! ruft der Schwerenöter von einem Unteroffizier, aber es bringt keinen mehr zum Lachen.

Auf dem Deck ist große Unruhe. Man sieht einander nicht vor Nebel. Die Matrosen tasten bestürzt und erschrocken hin und her . . . Kein Steuer mehr! Das Manövrieren ist unmöglich geworden; die Sémillante fliegt, vom Wind getrieben, ohne Kurs pfeilschnell dahin . . . Die Wellenbrecher! Die Wellenbrecher! . . . Jetzt ist's zu Ende, keine Hoffnung mehr, man wird geradeswegs auf die Küste getrieben . . . . Der Kapitän geht in seine Kabine hinunter . . . nach wenig Augenblicken nimmt er seinen Platz auf der Kommandobrücke wieder ein — in großer Uniform . . . er hat sich schön machen wollen zum Sterben.

Im Zwischendeck sehen die Soldaten in stummer Angst einander an, die Kranken versuchen sich aufzurichten, der kleine Unteroffizier lacht nicht mehr. Jetzt geht die Thür auf, und der Priester erscheint im Meßgewand auf der Schwelle.

„Auf die Kniee, meine Kinder"!

Alles gehorcht, mit klangvoller Stimme beginnt er die Sterbegebete zu sprechen.

Plötzlich ein furchtbarer Stoß, ein Schrei, ein einziger, ungeheurer Schrei, aufgehobene Arme, Hände, die sich in das nächste beste Ding verkrampfen, entsetzte Blicke, die blitzartig das Bild des Todes an sich vorüberhuschen sehen . . . .

„Barmherzigkeit!" —

Die Eigenart ſolcher Schilderungen genau zu analyſieren, fehlt hier der Raum. Aber angedeutet muß ſie werden, da ſie bei der Häufigkeit ihres Auftretens ein wichtiges und auffälliges Charakteriſtikum iſt.

Ebenſo oft und auffällig begegnet dem Leſer eine dritte Art von Schilderungen. Schlaglichter hat ſie der Verfaſſer dieſer Charakteriſtik in ſeinen Sammlungen genannt. Dieſer Ausdruck, der Bequemlichkeit halber zuerſt aufgegriffen, giebt den Eindruck dieſer Schilderungen ziemlich treffend wieder. Es iſt, wie wenn ein Lichtblitz einen dunklen Raum auf eine Sekunde erhellte und das ſo ſchnell Geſchaute vom Dichter geſchildert wird. Ein Beiſpiel: Der Arzt Jenkins tritt unter die Menge der Wartenden im Vorzimmer des Herzogs Mora. Wie tritt er hinein? „Ein Geräuſch von Stimmen, ein Lichtſtrahl durch die Thür und Jenkins war hinüber.“ Ein anderes: Védrine und Freydet warten in einem dunkeln Gange, während der Prozeß Aſtier-Réhu verhandelt wird. Die Stimme des Gerichtsdieners ruft den Zeugen Aſtier-Réhu auf, einen Augenblick wird die Geſtalt des ſtändigen Sekretärs in dem ſtauberfüllten Lichtſtreifen ſichtbar, der durch die geöffnete Thür des Sitzungsſaales in den dunklen Gang fiel, ſteif und feſt ſtand er da, nur der Rücken, den er unbeobachtet glaubte, und die breiten, fröſtelnd in die Höhe gezogenen Schultern verrieten eine lebhafte Erregung. Dann ſchloß ſich die Thür wieder.“

Es liegt auf der Hand, daß ſolche Schilderungen, die in den mannigfaltigſten Spielarten über Daudets Werke ausgeſtreut ſind, dabei in ihrer Wertung ſo fein berechnet, mit prächtiger Kleinkunſt ſo ſauber ausgeführt, daß man ſie teilweiſe raffiniert nennen könnte — der-

artiges kann nur geschaffen werden auf Grund einer vollendeten Meisterschaft in der Beherrschung der Sprache. Der Dichter selbst meint zwar mit Recht, daß die Hauptaufgabe des Romanciers in der lebendigen Darstellung besonders der Menschen bestehe, aber er hat trotzdem auf seine Sprache außerordentliche Sorgfalt verwendet. So unterscheidet er einmal in feiner Weise die originalen Schriftsteller von den andern: es giebt Leute, meint er, die nicht erröten, „hundertjährige Bäume" zu schreiben oder „melodische Klänge". Wie herzlich sich die Adjektive langweilen müssen, die schon seit Jahrhunderten mit denselben Substantiven leben. Aber die schlechten Schriftsteller glauben, man dürfe sie nicht scheiden. Hundertjährig ist ja nicht häßlich, aber setzt doch einmal ein anderes Substantiv dazu, z. B. hundertjähriges Moos oder hundertjährige Gärten. Ihr seht, es paßt ganz gut. Die Wörter dürfen eben keinen ewigen Bund, sondern nur vorübergehende Verhältnisse schließen, und das Adjektivum soll die Geliebte, nicht die Frau des Substantivs sein. — Dabei ist er sich der Schwierigkeiten, die Sprache zu beherrschen, voll bewußt. Er vergleicht gelegentlich die französische Sprache mit einem alten Salon, in dem die Worte die Möbel vorstellen. Dabei hat man von den einen noch nicht die Ueberzüge abgenommen, sie sind verblichen ohne gebraucht zu sein, andere wiederum haben immer in der Sonne gestanden, von jedermann benutzt, die Rücksichtslosen sind mit den Füßen darauf herumgetreten, kurz, man ist recht in Verlegenheit, wenn man in diesem Salon empfangen soll.

Wie nun Daudets Stil aussieht, mag besser ein Franzose sagen und zwar der berühmte Kunstrichter Jules

Lemaître: „In seinem Stil giebt es kaum einen abgerundeten vollen Satz, die Satzteile sind zerstreut, noch besser gesagt, verkrümelt oder auseinandergestäubt. Niemals hat jemand einen so verschwenderischen Gebrauch von all den Abkürzungsfiguren der Grammatik gemacht, überall Anakoluthe, Ellipsen, absolute Ablative. Kurze, schnelle, stoßweise Bemerkungen, tick tick, wie ebensoviel elektrische Schläge. Keine Pause, eine peinliche, krankhafte Aufmerksamkeit den unmittelbaren Eindruck der Dinge durch so wenig Worte wie möglich zu übersetzen und zugleich die ausdrucksvollsten. Es liegt eine unaufhörliche Erfinderkraft in seinem Stil, so kühn, so fieberhaft, so sicher, wie man etwas Aehnliches wohl seit Saint-Simon nicht gesehen hat.

Der Kritiker öffnet aufs Geratewohl (und er versichert ausdrücklich, daß das hier keine Phrase ist), einen Roman, es ist der Unsterbliche, und greift einen Satz heraus, den wir französisch wiedergeben: Pour midi la messe noire — (man versuche einmal, das in weniger Worten zu sagen, und dabei haben wir noch ein Bild) et bien avant l'heure un monde énorme affluait autour de Saint-Germain des Prés, la circulation interdite (ein absoluter Ablativ) les seules voitures d'invités ayant droit d'arriver sur la place agrandie. (Eine Empfindung, die jeder gewiß schon erprobt hat, ein leerer, aber von einer Menschenmenge umgebener Platz erscheint viel größer, die Beobachtung ist hier mit einem einzigen Wort notiert.) Bordée d'un sévère cordon de sergeants de ville espacés en tirailleurs (noch einmal ein Bild). — Man lache mich mit meinen Anmerkungen nicht aus, sage nicht, daß jedes dieser Dinge recht alltäglich sei, daß jeder sie

auch hätte anbringen können. Das kann ſein. Aber man denke einmal, drei oder vier ſtiliſtiſche Spezialfälle in dem erſten Satz, der uns vor Augen kommt! Die ungeheure Anzahl dieſer Seltenheiten und Feinheiten iſt eben das Außerordentliche in dieſer Proſa. Ich öffne das Buch noch einmal und leſe:

Et penchés, ronflant très fort académiciens et diplomates, la nuque avancée, leurs cordons, leurs grands-croix ballant comme des sonnailles montrent des rictus de plaisir, qui ouvrent jusqu'au fond des livres humides, des bouches démeublées laissant entendre de petits rires semblables à des henissements. Même le prince Athis humanise la courbe méprisante de son profil devant ce miracle de jeunesse et de grace dançante qui du bout de ses pointes décroche tous ces masques mondains, et le turc Murad Bey qui n'a pas dit un mot de la soirée, affolé sur un fauteuil, maintenant gesticule au premier rang, gonfle ses narines, désorbite ses yeux, pousse les cris goutturaux dé obscène et démésuré Caragouss. Dans ce frénétisme de vivats, de bravos, la fillette volte, bondit, dissimule si harmonieusement le travail musculaire de tout son corps, que sa danse paraîtrait facile, la distraction d'une libellule, sans les quelques pointes de sueur sur la chair gracile et pleine du décolletage et le sourire au coin des lèvres, aiguisé, volontaire, presque méchant, où se trahit l'effort, la fatigue du ravissant petit animal.

Ich bitte über dieſe Stelle etwas nachzudenken, ich will nicht weiter citieren, denn wo ſollte ich ein Ende

finden, ich bitte nur, in demſelben Roman das Diner bei der Herzogin Padovani, die Beerdigung von Loiſillon, das Duell von Paul Aſtier noch einmal zu leſen. Man findet dort eine ſo ausdrucksvolle Knappheit, eine ſo ſtarke und zugleich feine Ironie, und beſonders — noch niemand hat es beſſer verſtanden, einem die Dinge nur mit Worten anſchaulich zu machen. Dabei kann man doch bemerken, daß der Dichter mit feiner Sorgfalt immer gerade vor der Grenze Halt macht, jenſeits deren er ſich in das Geſchraubte oder impreſſioniſtiſche Dunkelheit verlieren würde. In all ſeiner Kühnheit hat Daudet immer einen ſehr feinen Sinn für den Geiſt der Sprache bewahrt." Soweit der berühmte franzöſiſche Kritiker.

Alſo auch im kleinen, im Stil, ſind die Werke Daudets das Abbild ihres Schöpfers. Wir finden die geiſtreich bedeutenden Züge ſeines Künſtlerkopfes in einzelnen Ausſprüchen wieder, wenn er von dem heimlichen, ſtolzen Groll derer ſpricht, die zu früh ſterben, oder die gute alte Dame ſo dumm wie den Zufall ſelbſt nennt. Wir finden in ſeinen Bildern und Vergleichen die Grazie, die die Frauen an dem Schriftſteller verführeriſch entzückte, wenn er die Kreolin in der ſteifen Diplomatenloge mit einem Schmetterling in der Schulklaſſe oder die Stars der Boulevardtheater mit den bunten Kinderluftballons vergleicht; in ſeiner lebhaften Schreibart, wo alle möglichen Naturlaute ertönen, wenn er in kühnen Perſonifikationen die lebloſeſten Dinge reden läßt und Geſtalten aus dem Feenmärchen in Dramen höchſter Wirklichkeit einführt, wenn er alles mit der zarten und beluſtigenden Laune des Provençalen erzählt, malt, verlebendigt, dann meint der Leſer ihn ſelbſt zu hören, zu ſehen, wie er mit fröh-

lichem, neckiſchen Lachen in einem Schwarm von Verehrerinnen, das Weinglas in der Hand, lebhaft ſpricht und geſtikuliert. Und alles kommt ihm in Leben und Werk ſo niedlich und zierlich heraus: was ich empfange an Ideen, iſt groß, wenn ich es wiedergebe, iſt es zierlich, ein Adler fliegt in mein Gehirn — dann frrt! — drei Kolibris fliegen wieder hinaus.

Dann wieder das Kapriziöſe und Nervöſe in ſeinem Stil, erinnert es nicht an jenen Ausſpruch, der Dichter habe etwas von der nervöſen Schönheit eines arabiſchen Pferdes? Das Sprunghafte, das ihn nie lange bei einem Kapitel einer Rede bleiben läßt, iſt es nicht die Launenhaftigkeit, die im Leben des Dichters ſo häufig zu Tage tritt? Und dann ſeine provençaliſche Art, ſich mit einer harmloſen Selbſtverſtändlichkeit redend und geſtikulierend in den Mittelpunkt zu ſtellen, findet ſie ſich nicht auf jeder Seite ſeiner Schriften? Man fühlt, daß er ſelbſt ſeine Perſonen ſpielt. Oft vergißt er ſich, ſpricht mit ihnen, freut ſich über ſie oder weiſt ſie ab. Jeden Augenblick unterbricht er ſich in ſeiner Erzählung, weil er nicht Kaltblütigkeit genug beſitzt, um im Hintergrunde zu bleiben. Daher und aus ſeiner fruchtbaren Einbildungskraft kommen dann ſeine plötzlichen Sprünge, ſeine ſchönen lyriſchen Partien, die Thränen, die man ihn zwiſchen den Zeilen vergießen ſieht, das unwillkürliche Gelächter, das er plötzlich am Ende eines Satzes ausſtößt. Das ſchadet gewiß alles der Kompoſition ſeiner Dichtungen, aber ſo ſchimmert aus ihnen wie aus des Dichters braunen, kurzſichtigen Augen eine kindliche Güte heraus, die beiden die Herzen der Menſchen gewinnt. Iſt der Dichter doch milde und verſöhnlich, als Menſch ſo gern

bereit, das Gute anzunehmen und das Schlimme zu entschuldigen, und auch in seinen Werken hat er bei allem Elend die Sonne nicht vergessen, die manchmal darüber zittert.

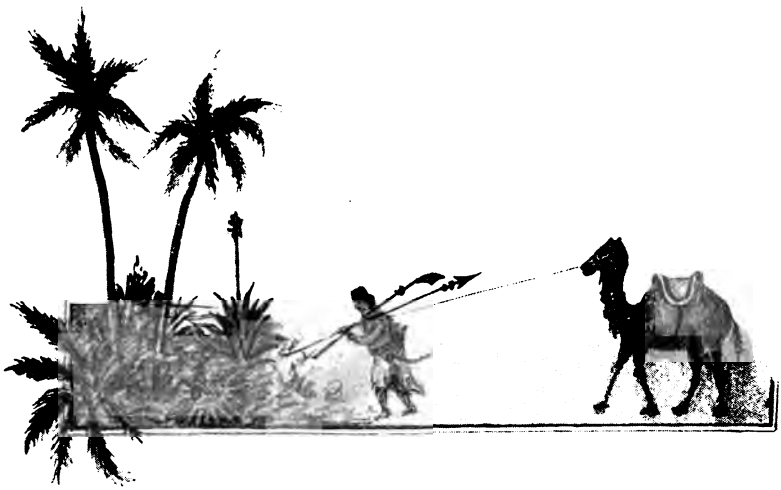
So steht also Daudet vor uns, trotz des politischen Antagonismus einer der germanischsten Dichter, die das Nachbarreich hervorgebracht hat, bis in die Fingerspitzen voll von dem, was wir Deutschen Poesie nennen, im ganzen ein mannigfaltiges, schwer zu definierendes Talent, bei dem man zudem fürchten muß, ihm seinen Glanz zu nehmen, wenn man es zu rauh anfaßt. Zu vergleichen ist er weder mit dem französischen Altrealismus Stendhals, noch mit der cynischen Schwerfälligkeit Zolas; bei seiner nervösen Erregtheit, dem beständigen Galopp mitten in die Dinge hinein, dem plötzlichen Abbrechen an irgend einem Punkt, ist er am ersten mit Dickens zusammenzuhalten, auch dieser ein germanischer Dichter.

Wollen wir schließlich unsern Autor mit einer der berufenen Kategorien zusammenbringen, so zeigt er durch seine Wertschätzung des Milieu mehr als durch seine gelegentliche Auseinandersetzung mit der Vererbungstheorie, daß er nicht außer allem Zusammenhang mit dem Zolaschen Naturalismus steht.

Doch hielt er sich von dessen äußersten Konsequenzen zurück. Er sprach sich häufiger zu seinem Sohn darüber aus: „So realistisch man ist, man weicht vor der Wirklichkeit zurück. Die Reden, welche man hält, die Eitelkeiten, welche man aufsucht, die Leidenschaften, in die man sich stürzt, alles macht vor dem Aeußersten halt. Es giebt einen Untergrund, welchen man nicht aufzurühren wagt, einen Schlamm, der keinen Namen hat, schlüpfrig

und moraſtig, wo die Keime aller Laſter ruhen, aller Verbrechen, welcher nicht einmal bis zum Beichtſtuhl des Prieſters dringt. Wäre es möglich, einmal dort hinabzutauchen? Ich habe es mich gefragt. Man müßte dann ſich einen heimlichen, finſteren Ort denken, wie z. B. eine Klinik für Augenkranke, wo die Perſonen in völliger Dunkelheit einer neben dem anderen liegend weder Namen noch Alter, kaum das Geſchlecht ihres Nachbarn kennen, ſich niemals wiederſehen; ſie würden ſich frei ausdrücken können, von Bett zu Bett im Finſtern eingeſtehen, was ſie quält."

Außerdem bewahrte ihn ſeine Grazie vor Zolas Grobheit, ſein leichteres Blut vor deſſen Finſterkeit, und ſo darf man ihn nicht zu den Anhängern der „Schule" rechnen. Den Ausſchlag für ſeine litterariſche Stellung giebt der Umſtand, daß er ſich durchaus bemüht hat, die realen Dinge möglichſt plaſtiſch zu ſchildern. Deshalb wird man ihn, da er das Extrem der Anhänger Zolas glücklich vermieden hat, am beſten den Realiſten zuzählen. Ein glücklicher Zuſatz von Heiterkeit und Sonnenſchein giebt dieſem Realismus eine perſönliche Note. Der Mangel jeden Stiliſierens verleiht ihm das moderne Gepräge im Unterſchiede zu dem klaſſiſchen, von Scherer ſtilvoll genannten Realismus z. B. Goethes.



XI. Die komiſchen Romane.

Alphonſe Daudet gebührt das Verdienſt, den Typus des Südländers, der bis dahin nur karikiert und als komiſche Figur in der Dichtkunſt aufgetreten war, für die höhere Litteratur erſchaffen zu haben. Durch eigene Lebenserfahrung in den Stand geſetzt, die Unterſchiede zwiſchen Norden und Süden ſcharf zu erkennen, den Wert beider Landsmannſchaften gegeneinander abzuwägen, machte er bald das praktiſche und hiſtoriſche Studium der Raſſeneigentümlichkeiten zu ſeinem Lieblingsthema, und es giebt vom kleinen Dingsda bis zur kleinen Pfarre, vom Anfang bis zum Ende ſeiner Schriftſtellerlaufbahn kaum ein Buch, worin nicht ſüdfranzöſiſche Geſtalten auftreten. Mit intenſivſter Wirkung hat er den Gegenſatz von Nord und Süd in Numa Roumeſtan durchgeführt, wo er für die tiefer angelegte Natur der

Nordländerin sich zu einer ergreifenden Tragödie ausgestaltet. Am breitesten und behaglichsten ist südländische Art in den Tartarinromanen dargestellt, etwa wie niederdeutsches Wesen in den drei Stromtidbänden unseres Fritz Reuter. Und wie der deutsche Dichter mit seinem Onkel Bräsig den lebensvollen, allgemein giltigen Typus des mecklenburgischen Gutsinspektors geschildert hat, wie von einer anderen Seite her der Spanier Cervantes in seinem Don Quichote die leibhaftige Inkarnation seines Volkes in einer bestimmten Entwickelungsepoche geschaffen, so hat Daudet in seinem nicht bloß in ganz Frankreich bekannten Tartarin den Typus des Südfranzosen aufgestellt in solcher Plastik und Lebensfülle, daß er für die Anschauung der Franzosen und der Weltlitteratur allgemeingiltig geworden ist.

Die Geschichte Tartarins wird in drei zeitlich recht auseinanderliegenden Büchern erzählt. Das erste aus dem Jahre 1872, also nach dem Petit Chose, aber ziemlich lange vor Fromont geschrieben, heißt Tartarin aus Tarascon, das zweite, dreizehn Jahre später (1865) erschienen, Tartarin in den Alpen, das dritte aus dem Jahre 1890 ist Port Tarascon betitelt und bringt die Geschichte des südfranzösischen Nationaltypus zu Ende.

1. Tartarin aus Tarascon.

Tarascon ist eine kleine südfranzösische Landstadt an der Rhône, wie sie alle sind, hell, sonnig, mit grünen Fensterläden an den weißgetünchten Mauern, vor den anderen ausgezeichnet durch die Jagdpassion und die Romanzenleidenschaft ihrer Einwohner. Die letztere äußert

ſich darin, daß jede Familie ihre eigene Romanze hat, die ſie bei feſtlichen Zuſammenkünften abſingt, ohne ſie jemals zu vertauſchen. Was das Jagen angeht, ſo greift ganz Taraskon morgens zum Schießgewehr und eilt, den wohlgefüllten Querſack über dem Rücken, auf die benachbarten Höhen; nachdem man dort um Mittag die mitgebrachten Vorräte verzehrt hat, nimmt jeder Jäger ſeine Mütze ab, wirft ſie in die Luft und feuert fünf, ſechs Schüſſe darauf ab. Wer am meiſten getroffen hat, iſt Jagdkönig. Man ſieht ſich zu dieſer Art des Jagens genötigt, da es abſolut kein Wild in der Nähe von Taraskon giebt.

Ziemlich am äußerſten Ende der Stadt, an der Straße, die nach Avignon führt, lag eine hübſche kleine tarasconiſche Villa mit einem Vordergarten, Balkon auf der Rückſeite, und einigen ſteinernen Treppenſtufen nach dem Hauseingange. Von außen nichts Beſonderes, im Inneren aber ganz fremdartig. In dem Garten kein einheimiſcher Baum, nur exotiſche Gewächſe, und in der Mitte ein Baobab, die Zierde des Ganzen. Vom Garten führt eine Glasthür in das Kabinett, eine der Hauptſehenswürdigkeiten von Taraskon, die Wände über und über mit Waffen, Piſtolen, Säbeln, Flinten aller Länder und Zeiten bedeckt, hie und da ein kleiner Zettel daran: Vergiftete Pfeile, nicht anrühren! oder: geladene Waffen, die Hände weg! Mitten im Zimmer ein Gueridon, darauf eine Rumflaſche, eine türkiſche Tabakspfeife und ein Haufen Jagd-, Reiſe- und Abenteuergeſchichten. An dem Tiſche aber ſaß ER, Tartarin, unſer Tartarin aus Taraskon.

Tartarin war ein Mann von ungefähr 40—50 Jahren, dick, klein, unterſetzt, ſein Geſicht ſtrotzte von Geſundheit,

ſein Bart war kurz, aber ſtark, ſeine Augen glühten und blitzten; er ſaß in Hemdärmeln und trug wollene Unterkleider, in der einen Hand hielt er ein Buch, in der anderen ſchwang er eine ungeheuer große Pfeife mit eiſernem Deckel. Er ſchob beim Leſen die Unterlippe vor und gab ſeinem Munde dadurch ein ſchreckliches Ausſehen. So erſchien der harmloſe, kleine taraskoniſche Rentier überaus kampfluſtig und gefährlich. In der That galt er etwas unter ſeinen Mitbürgern, der tapfere Kommandant Bravida, der früher im Montierungsdépôt Dienſte gethan, ſagte von ihm: Er iſt ein Karnickel. Und der alte Präſident Ladeveze hatte einmal in öffentlicher Sitzung erklärt: er iſt ein Charakter. Auch die anderen Notabeln, Herr Bompard, der Waffenſchmied Coſtecalde, der Apotheker Bézuquet und andere fügten ſich dieſem Urteil. Aber wie das ſo geht, der große Mann fühlte ſich doch nicht glücklich. Er langweilte ſich in ſeinem Tarascon, die Stadt war ihm zu klein.

Warum denn reiſt er aber nicht, beſieht die Welt, erlebt Abenteuer? Das kam daher, daß durch ein wunderbares Spiel der launiſchen Natur in ihm die Seele Don Quichotes mit dem Leibe Sancho Panſas verbunden war. Ein Dialog zwiſchen beiden mag verſtändlich machen, wie dieſer Umſtand auf ihn wirkte.

Tartarin-Quichote begeiſtert ſich z. B. an den Erzählungen von Guſtav Aimard und ruft: Ich reiſe!

Tartarin-Sancho jedoch denkt nur daran, daß man ſich auf Reiſen ſehr leicht erkältet, das Nießen holt und ſagt deshalb bedächtig: Ich bleibe.

Tartarin-Quichote feurig:

Bedecke dich mit Ruhm, Tartarin!

Tartarin-Sancho ſehr ruhig:
Tartarin, bedecke dich lieber mit Flanell!
Tartarin-Quichote immer enthuſiaſtiſcher:
O die prächtigen Doppelflinten! Die Dolche, die Laſſos, die Moccaſſins.
Tartarin-Sancho immer ruhiger:
O die hübſchen geſtrickten Unterjacken! Die reizenden Pulswärmer! Die netten Ohrenklappen!
Tartarin-Quichote außer ſich vor Begeiſterung:
Eine Axt! Man bringe mir eine Axt!
Tartarin-Sancho klingelt nach der Köchin:
Jeanette, bringen Sie meine Chokolade!

Schließlich erſcheint dann immer Jeanette, bringt die gewünſchte Chokolade — ah, die iſt ſo hübſch heiß, ſieht ſo appetitlich aus und duftet ſo lieblich — und auch einige Aniskuchen. Damit ſtopft dann Tartarin-Sancho dem Tartarin-Quichote den Mund, ſo daß von ihm nichts mehr zu hören iſt.

Und ſo iſt es gekommen, daß Tartarin von Taraskon noch niemals Taraskon verlaſſen hat.

So wäre es vielleicht geblieben, wenn nicht die Menagerie des Herrn Mitaine mit einem veritabeln Löwen aus dem Atlas nach Taraskon gekommen wäre. Tartarin gehörte natürlich zu den erſten, die das ungeheure Tier betrachteten, und der Löwe begrüßte den Helden mit einem furchtbaren Gebrüll. Dieſer aber blieb unerſchüttert ſtehen und murmelte halb für ſich: Das wäre einmal eine Jagd; ja, das lohnte ſich! — Am nächſten Tage ſprach man in der ganzen Stadt davon, daß er auf die Löwenjagd nach Algier wollte, und wohl oder übel mußte

er sich zu der gefahrvollen Reise trotz der vielfachen Dreinreden Tartarin-Sanchos entschließen.

Natürlich mußten die umfassendsten Vorbereitungen getroffen werden. Zwei große Kisten mit Gravierung und Messingbeschlägen wurden als „Waffenkisten" bestellt. Dann ließ er sich von Tastarin ein prachtvolles Reisealbum anfertigen, da er die Absicht hatte, ein Tagebuch zu führen und in demselben all seine Erlebnisse und Eindrücke niederzuschreiben. Denn das ist doch klar, daß einem beim Löwenjagen so mancherlei Gedanken kommen.

Hierauf ließ er sich aus Marseille eine ganze Schiffsladung eingemachter Früchte und Fleischkonserven kommen, Fleischextrakt zur Herstellung von Bouillon, ein Zelt zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen, und zwar eines neuester Konstruktion, das sich in größter Schnelligkeit aufspannen und wieder zusammenlegen ließ, ferner ein Paar Wasserstiefel, zwei Regenschirme, einen Regenmantel, blaue Brillen zum Schutze der sonst ganz gesunden Augen.

Endlich erschien der Tag der Abreise. Eine große Menschenmenge hatte sein Haus umlagert, um ihm das Geleite zum Bahnhof zu geben. Als er aus der Thür trat, erscholl ein allgemeines Ah der Bewunderung.

Tartarin hatte es nämlich für nötig gehalten, bei seiner Reise nach Algier auch das algierische Nationalkostüm anzulegen. So trug er denn weite Beinkleider aus weißer Leinwand, eine kleine Jacke mit Metallknöpfen, einen außerordentlich breiten roten Gürtel, der schon mehr wie eine Leibbinde aussah; der Hals war bloß, die Stirn ausrasiert, und auf dem Kopfe trug er einen riesigen roten Fez mit langer, blauer Quaste. Außerdem hatte er sich mit zwei Gewehren ausgerüstet, über jeder Schulter hing ihm

eines, ein großes Jagdmeſſer ſteckte im Gürtel, um den Leib hatte er eine Patronentaſche geſchnallt, und um die Hüfte hing ihm eine Ledertaſche, aus der ein Revolver herausſchaute. Mehr Waffen trug er nicht bei ſich.

Im Warteſaal ſchritt er noch eine Viertelſtunde auf und ab, milde wie Sokrates, jedem der an den Wänden ſich herumdrückenden Mützenjäger ein Lächeln oder ein freundliches Wort ſpendend, und ſprach von der Reiſe und wie er es mit den Jagden zu halten gedachte, und ſchrieb ſich die Namen derjenigen, die ein Löwenfell geſchenkt haben wollten, wie auf einer Tanzkarte auf. Endlich brauſte der Zug herein, und er ſtieg in ein Coupé, das faſt ganz mit Damen aus Paris beſetzt war. Die Inſaſſinnen glaubten vor Schrecken auf der Stelle ſterben zu müſſen, als der ſo ſonderbar koſtümierte Herr, der ſo viele Gewehre und Revolver bei ſich trug, zu ihnen einſtieg. — —

In Marſeille erregte der unerſchrockene Taraskoneſe ebenfalls großes Aufſehen, bis er ſich an Bord des „Zuaven" einſchiffte, den der wackere Kapitän Barbaſſou führte. Als das Schiff mit einem Ruck vor Anker ging, rief Tartarin aus: Wir ſcheitern! und hielt die an Bord ſtürzenden algieriſchen Laſtträger für Piraten, aber im übrigen erreichte er unbehelligt das Ufer, um die Freundſchaft eines montenegriniſchen Prinzen bereichert, und nicht ohne in Algier als einziger Türke ebenſo aufzufallen wie in Marſeille.

Kaum im Hotel angelangt entwarf er ſeinen einfachen Jagdplan: er wollte die Stadt verlaſſen, ſich direkt in die Wüſte begeben und dort die Nacht abwarten, den erſten Löwen, der ihm begegnete, ſchießen, dann mit Tages-

anbruch nach Algier zurückkehren und den Transport der Beute leiten. Gesagt, gethan. Der Held ging auf den Anstand, zuerst zeigte sich nichts, dann, nachdem er um die Löwen anzulocken einige Zeit wie eine Ziege gemeckert hatte, kam ein schwarzer Körper auf ihn los, gegen den er mit der Kaltblütigkeit der Verzweiflung sein Gewehr abdrückte. Mit einem lauten Geschrei entfloh das Tier, und als der Schütze mit Tageslicht der Blutspur nachging, fand er einen mit dem Tode ringenden Esel, dessen herbeieilende Besitzer eine riesige Entschädigungssumme verlangten. Dabei hörte er denn, daß in der Umgegend von Algier schon seit langem keine Löwen mehr zu finden seien, sondern mehr im Süden. —

Im Omnibus von seinem Jagdabenteuer zurückkehrend, wurde er von einer zuvorkommenden Maureske, deren herrliche, dunkle Augen ihm aus einem neidischen Schleier entgegenblitzten, so entflammt, daß er Jagd und Löwen vergaß und 14 Tage in den Moscheen und Bädern des arabischen Viertels herumlungerte, um dem entzückenden Weibe wieder zu begegnen. Endlich traf er im Spielsaal eines öffentlichen Maskenballes den Prinzen Gregor von Montenegro wieder, verbürgte sich für ihn und schloß mit ihm eine ewige Freundschaft. Mit seiner Hilfe gelang es ihm, die schöne Maureske ausfindig zu machen. Die Annäherung kostete dem Verliebten ein gutes Stück Geld, dessen zweckmäßige Verwendung er vertrauensvoll dem Prinzen überließ, aber schließlich fand er Erhörung und bezog mit seiner Baja ein hübsches, kleines Landhaus. Hier lebte er wie Tannhäuser im Venusberge, geberdete sich wie ein Türke, nannte sich Sidi Tart'ri ben Tart'ri und dachte weder an Ruhm

noch an seine Löwen, bis er durch den zufällig getroffenen Kapitän Barbassou an seiner Maureske zweifelhaft geworden, durch ein Zeitungsblatt aus der Heimat aufgerüttelt, Knall und Fall von seinem Polster aufsprang und sich zur Löwenjagd nach dem Süden, nach Miliannah, aufmachte.

Ein alter Postwagen brachte ihn nach anstrengender Fahrt an seinen Bestimmungsort, und gleich auf dem Wege zum Hotel sah er einen großen, prächtigen Löwen, der gemächlich vor der Thür eines Kaffeehauses lag, und als er den Tritt eines Vorübergehenden hörte, mit dem Maule einen Holzteller aufhob, in welchen die Araber Geld warfen. Er war blind und die beiden Neger, die mit Keulen bewaffnet hinter ihm standen, führten ihn als Schaustück durchs Land. Tief empört über die Entwürdigung des königlichen Tieres schlug Tartarin dem Löwen den Teller aus dem Maule. Die Neger sprangen auf ihn ein, und eine fürchterliche Schlägerei entstand, die für den Tarasconer übel abgelaufen wäre, wenn er nicht plötzlich Unterstützung gefunden hätte in der Person des Prinzen von Montenegro. Dieser war seinem Freunde nachgereist, um ihn nicht allein den Gefahren der Wüste zu überlassen, klärte ihn zunächst darüber auf, daß diese Art herumgeführter Löwen im Volke für heilig galten, und teilte ihm dann mit, daß er mit ihm zusammen auf die Jagd gehen werde.

Sie mieteten ein halbes Dutzend schwarzer Lastträger, kauften für den entzückten Tartarin als Reittier ein wirkliches, echtes Kamel und drangen nun weiter südwärts vor. Leider mußte der Held wegen Seekrankheit bald wieder von dem Schiff der Wüste hinabsteigen, und

so zogen sie vier Wochen in der Art in der Wüste herum, daß Tartarin vorn, der Montenegriner hinten und das Kamel in der Mitte marschierte. Endlich, nachdem man alles vergeblich ausgespäht, ließ sich eines Abends von weitem ein dumpfes Brüllen hören. Das war sicher ein Löwe! Tartarin brachte seine beiden Begleiter in einem Kapellchen am Wege unter, übergab sein Portefeuille voller Banknoten dem Prinzen und begab sich in einem nahen Lorbeerhain auf den Anstand. Aber in der unerträglichen Spannung des Wartens befiel ihn ein panischer Schrecken, und als er ein leises Knacken hörte, als wenn sich das Ungeheuer heranschliche, feuerte er zwei Schüsse nach der Richtung ab und stürzte laut schreiend: Prinz, Prinz, der Löwe kommt! in die kleine Kapelle. Da stand das Kamel einsam an dem Gemäuer, und kein Prinz war zu sehen: er hatte sich, nachdem die lang erlauerte Gelegenheit endlich gekommen, mit der gesamten Barschaft Tartarins aus dem Staube gemacht.

Als Tartarin mutlos und gebrochen am andern Morgen vor der Kapelle saß, stand plötzlich vor ihm ein prächtiger Löwe. Schnell riß er das Gewehr an die Backe, und piff-paff lag das königliche Tier in seinem Blute. Ebenso schnell sprangen wieder die beiden Neger, die er vorher nicht bemerkt hatte, auf ihn ein, und er würde ihrer Wut diesmal nicht entgangen sein, wenn nicht ein berittener Gendarm sie alle zusammen nach Orléansville gebracht hätte. Hier wurde dann Tartarin nach endlosen Scherereien zu 2500 Franks Schadenersatz und den Kosten verurteilt. Er mußte all seine Sachen verkaufen, behielt nichts als das Löwenfell, das er seinem Freund Bravida nach der Heimat sandte, und das Kamel,

welches niemand kaufen wollte. Zu Fuß mußte er jetzt, verfolgt von dem unglücklichen Kamel, das er nicht los werden konnte, nach Algier zurück. Hier gelang es ihm endlich dem Kamel zu entwischen, und schnell schlich er auf das Häuschen zu, das er mit seiner Geliebten Baja bewohnt hatte. Schon im Flur hörte er Gesang und Gläserklingen, und als er die Thür aufstieß, hörte er seine schöne Maureske, die kein französisches Wort zu verstehen vorgegeben, ein Pariser Lied singen, und vor ihr lag trinkend und lachend Kapitän Barbassou.

Tartarin war vernünftig genug, nach kurzem Anlauf seiner Wut gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Er setzte sich mit Baja und Barbassou zusammen und verbrachte eine lustige Nacht, während deren er noch hörte, daß sein Freund, der Prinz von Montenegro, nachdem er wegen Taschendiebstahls in flagranti ertappt, auf 5 Jahre im Gefängnis sitze. Der Kapitän versprach, ihn auch ohne Bezahlung mit hinüber zu nehmen, und so ging denn Tartarin am andern Morgen, die Hände in den leeren Taschen, an Bord des Zuaven.

Kaum hatte er sich eingeschifft, als sich ein am Hafen auf- und niederlaufendes Kamel in die Fluten stürzte und auf das Schiff zuschwamm. Es hatte während der ganzen Nacht die Stadt durchirrt und jetzt am Hafen seinen Herrn wiedererkannt. Barbassou ließ das Tier an Bord nehmen, um es in Marseille dem zoologischen Garten zu verkaufen. Während der Rückfahrt blieb Tartarin beharrlich in seiner Kabine, weil er die Erkennungsszene mit seinem Kamel scheute. Kaum aber war der Zuave im Hafen von Marseille angelangt, als er das Schiff verließ, nach dem Bahnhof eilte und mit seinem letzten

Gelde ein Billet 3. Klasse nach seiner Heimat bezahlte. Bald setzte sich der Zug in Bewegung, und nun war der Aermste doch endlich von dem schrecklichen Gefährten befreit. Eitles Hoffen! Zum großen Vergnügen der Mitreisenden lief sein Kamel dicht hinter dem Zuge her; es mußte sich zwar sehr anstrengen, aber es blieb doch nicht zurück.

Wie war der kühne Jäger ausgezogen und wie kam er heim. Kein Geld, keine Löwen, — nur ein abscheuliches Kamel brachte er als Beute mit.

Taraskon! der Zug hielt, Tartarin stieg aus und wollte seinen Augen nicht trauen. Eine Ehrenpforte war errichtet, alle seine Landsleute, voran die Mützenjäger, drängten sich an den Zug und begrüßten mit Jubelgeschrei den Heimkehrenden.

Die Einbildungskraft der Südländer hatte wieder einmal ihre Blüten getrieben — das an Bravida gesandte Löwenfell war die eigentliche Ursache des feierlichen Empfanges. Die an sich doch nur sehr bescheidene Ausbeute des Jagdzuges war im Klub ausgestellt worden und sie hatte zuerst den Tarasconesen, dann allen Südfranzosen den Kopf verdreht. Der Semaphor brachte wieder eine Notiz, ein ganzer Roman war bald erfunden und allgemein geglaubt. Als Tartarin in Marseille ans Land trat, war er schon, ohne es zu wissen, ein berühmter Mann. Vor zwei Stunden war ein begeistertes Telegramm in seiner Vaterstadt angelangt, das seine bevorstehende Ankunft meldete.

Das allgemeine Staunen und Jubeln erreichte seinen Höhepunkt, als man das sonderbare Tier bemerkte, das mit Staub bedeckt und in Schweiß gebadet hinter dem

Helden einherstolzierte und auch die Treppe, die vom Bahnhof auf die Straße führte, hinabstieg. Die Tarasconeser glaubten zuerst, der Geist der Tarasque sei zur Begrüßung des Landsmannes heraufgestiegen.

Tartarin gab seinen Freunden die nötige Aufklärung:

Es ist mein Kamel, sagte er.

Und da er sich schon wieder unter dem Einfluß der tarasconesischen Sonne befand, jener schönen Sonne, die auch den Harmlosesten und Gutmütigsten zum Lügner macht, so fügte er hinzu, indem er den Höcker des Tieres zärtlich streichelte:

's ist ein liebes, gutes Geschöpf! Es ist dabei gewesen, als ich meine Löwen schoß! — —

Die Geschichte Tartarins wurde erst lange nach der Algierreise des Dichters geschrieben. Diese fiel in den Winter 1861-62, das Buch stammt aus dem Jahre 1869. Es erschien zuerst im Feuilleton des Petit Moniteur Universel mit amüsanten Skizzenzeichnungen von Emil Benassit und erlebte einen glänzenden — Mißerfolg. Der Petit Moniteur war eine Zeitung für das Volk, und das Volk versteht eben nicht viel von solch gedruckter Ironie, die es eher aufbringt und glauben läßt, daß man sich lustig machen will. Die Abonnenten dieses Fünfpfennigblattes waren eifrige Leser der Schauergeschichten des Ponson du Terrail und deshalb grimmig enttäuscht, als sie in dem nun beginnenden Roman all das langweilige Zeug von diesem Tartarin, seinem Baobab und den Romanzen der Tarasconer lasen. Es regnete Drohbriefe, daß man das Abonnement aufgeben würde, anmutig gemischt mit persönlichen Beleidigungen. Der Dichter empfing Briefe: Was soll das alles? — Dummkopf!

und am unglücklichsten daran war der arme Redakteur, dem das Experiment ein schweres Geld kostete.

Schließlich fühlte Daudet Mitleid und brachte den Tartarin zum Figaro, wo er zwar einen verständnisvolleren Leserkreis fand, aber auf ein anderes Hindernis stieß. Der Redaktionssekretär nämlich hatte eine Zeit lang in Milianah einen Posten bei den Zivilbehörden bekleidet und trieb seitdem einen wahren Kultus mit allem, was sich irgend auf Algier bezog. Um so wütender war er natürlich über die leichte Art, mit der der Dichter über sein Lieblingsland schrieb, und da er die Veröffentlichung des Romans nicht verhindern konnte, suchte er ihn wenigstens dadurch zu schwächen, daß er ihn wegen Ueberfülle an Stoff in lauter Fetzen zerriß, die in unregelmäßigen Zwischenräumen erschienen. So zog sich der keineswegs umfangreiche Roman in die Länge wie der „Ewige Jude“ oder „Die drei Musketiere“. Herrgott, dauert das lange! brummte Villemessant einmal über das andere, und der Dichter fürchtete sehr, den Druck nochmals unterbrechen zu müssen.

Als es zur Buchausgabe kam, trat eine neue Verlegenheit hinzu. Der Held hieß damals Barbarin aus Taraskon. Nun gab es zufällig dort eine alt eingesessene Familie dieses Namens, und diese bedrohte Daudet mit einer Anklage, wenn er noch länger ihren Namen in Verbindung mit dieser beleidigenden Posse ließe. Um Weiterungen zu entgehen, verwandelte der Dichter den Namen in Tartarin, mußte aber jetzt in allen Korrekturabzügen, die schon erledigt waren, noch eine ermüdende Jagd auf die unglücklichen B anstellen. Natürlich entschlüpften ihm doch verschiedene, und so findet man thatsächlich in der

ersten Auflage die Namen Bartarin und Tarbarin, sogar tonsoir für bonsoir. Endlich erschien das Buch und hatte dann allerdings einen großen Erfolg.

Auch in Südfrankreich ließ der Eindruck nichts zu wünschen. Daudet selbst erzählt in launiger Weise, daß ihm Taraskon die Abenteuer seines Helden nie verziehen habe, und daß ihm glaubwürdige Reisende versichert hätten: jeden Morgen, wenn die kleine Provinzialstadt ihre Fensterläden öffnete und ihre Teppiche in der frischen Brise der Rhône ausschüttelte, erhöbe sich aus allen Thüren, an allen Fenstern die gleiche drohende Faust, die schwarzen Augen blitzten zornig auf, und ein Wutschrei erklänge gegen Paris: O dieser Daudet . . . wenn er einmal hierher kommt! Uebrigens hat der Autor später erklärt, daß Taraskon für ihn nur ein Pseudonym gewesen ist, auf der Strecke von Paris nach Marseille aufgegriffen, weil sein Klang ihm so vortrefflich zum Charakter des Südens und seines Tartarin zu passen schien. In Wirklichkeit lag die Stadt des kühnen Löwenjägers und der Mützentöter 5 bis 6 Meilen weiter ‚drüben nüber', d. h. über die Rhône. Dort hat er als Kind den berühmten Baobab selbst gesehen, die Romanzen der einzelnen Familien gehört, und später ist er von dort an einem Novembertage des Jahres 1861 mit Tartarin selbst, beide bis an die Zähne bewaffnet, nach Süden gezogen auf die Löwenjagd.

2. Tartarin in den Alpen.

Der zweite Tartarinroman hat den Namen seines Helden am weitesten in das Ausland getragen. Das Milieu, in dem er spielt, war dem größten Teil des Publi-

kums bekannt, das somit in Begleitung des taraskoni-schen Helden Reiseerinnerungen auffrischen konnte und sich an den nicht seltenen Seitenhieben erfreuen, mit denen Daudet die Gewinnsucht der Schweizer bedachte. Außer-dem hatte der Dichter mit seiner Einführung des aus Numa Roumestan bekannten, unverbesserlichen Aufschneiders Bompard einen glücklichen Einfall gehabt, der sich mehr und mehr als Stütze des Humors für die ganze Erzäh-lung bewährte. Litterarisch fügte ja der zweite Band der Charakteristik des Taraskoners nichts Neues hinzu. Im Gegenteil, der kritische Leser kann sich oft des Ein-drucks nicht erwehren, daß er eine Wiederholung des ersten mit veränderten Kulissen darstellt, aber der Dichter schildert mit so treffender Beobachtung, erzählt mit so viel Geschick und Laune, daß er diesmal einen weit größeren Kreis als vor vierzehn Jahren in die harmlose Atmo-sphäre seiner neuen Taraskonade mit ihren drolligen Phantasiesprüngen und heiteren Uebertreibungen hineinzog.

In Taraskon hatte sich ein Alpenklub gebildet, der es sich zur Aufgabe machte, die umliegenden Hügel auf seinen Sonntagsfahrten zu erklimmen, und Tartarin war natürlich erster Vorsitzender. Der abscheuliche Costecalde aber neidete ihm seinen Ruhm und brachte es durch ständige Wühlereien so weit, daß jener bei der folgen-den Neuwahl eines Präsidenten sicher unterliegen mußte. Tartarin sah deshalb die Notwendigkeit ein, um seinen alten Ruhm wieder aufzufrischen, noch vorher etwas Großartiges zu unternehmen. Er beschloß ganz heimlich nach der Schweiz aufzubrechen und das Banner des Alpenklubs auf der Jungfrau aufzupflanzen. Nach mancherlei Studien und Vorübungen, nachdem er sich eine

komplette Ausrüstung mit allen Chikanen bestellt und bei seinem Freunde, dem Apotheker Bézuquet, sein Testament deponiert hatte, brach er eines Abends auf.

Als Vorübung betrachtete er eine Besteigung des Rigi, den er natürlich als echter Alpinist nicht mit der Bahn, sondern zu Fuß „nahm", und zwar in voller Ausrüstung zur großen Verwunderung der modernen internationalen Gesellschaft dort. Noch mehr Aufsehen erregte er, als er ein paar Straßenmusikanten hereinrief und die ganze Gesellschaft zu einem wilden, improvisierten Tanze mit seiner südländischen Lebhaftigkeit fortriß. Beim Sonnenaufgang des anderen Morgens, nachdem er den Weckruf für Feuerlärm gehalten hatte, lernte er Sonja, eine junge Russin, kennen, die sein heißes Herz im Fluge gewann; die Naturerscheinung selbst aber sah er für — Schwindel an, da die Sonne hinter Wolken blieb. Bei der Rückkehr ins Hotel stak ein anonymer Drohbrief an seinem Spiegel, eine Zeichnung des berühmten Absturzes vom Matterhorn jagte ihm einen Schauer des Entsetzens über den Leib, die Nachricht, daß die Russin abgereist sei mit ihren Begleitern, kam hinzu — so wandte er dem Rigi den Rücken und ging weiter, diesmal per Bahn nach der Tellsplatte, wo er nach Aussage eines Kellners einen zuverlässigen Führer für seine Jungfrautour finden würde. Es war ein Führer, den er am Morgen schon als Reisemarschall einer peruanischen Familie wegen seiner umfassenden Ortskenntnis bewundert.

Auf dem Dampfer des Vierwaldstätterſees traf er den größten Teil der Rigigesellschaft wieder an. Die Tellskapelle wurde gerade von einem Maler mit Gemälden aus der Geschichte des Helden geschmückt. Nach-

dem der Tarasconer diesem beigebracht, daß die Armbrust falsch angelegt sei, erfuhr er zu seiner Bestürzung, daß Tell überhaupt nicht gelebt habe, und rannte wütend davon. Im Hotel zur Tellsplatte traf er den berühmten zuverlässigen Führer: es war Bompard, den man selbst in Tarascon „den Schwindler" nannte, und den ein unstätes Leben nach hier verschlagen. Der erzählte seinem Landsmann sogleich die wunderbarsten Geschichten:

„Die jetzige Schweiz, Herr Tartarin, ist weiter nichts als ein großer, von Juni bis September geöffneter Kursaal, ein Panorama-Kasino, wohin man aus allen vier Weltenden zusammenströmt, um sich zu zerstreuen, und das eine Millionen und Milliarden reiche Gesellschaft ausbeutet, die ihren Sitz in Genf und London hat. Sie können sich denken, daß ein Haufen Geld nötig war, um das ganze Terrain, Seen, Wälder, Berge und Wasserfälle zu pachten, auszuputzen und auszustaffieren, ein Volk von Beamten und Statisten zu unterhalten und auf den höchsten Gipfeln zauberhafte Hotels mit Gas, Telegraph und Telephon anzulegen! . . .

Und kommen Sie nur weiter in das Land hinein, Sie werden kein Eckchen finden, das nicht mit Pfiffen und Maschinerien ausgestattet ist, wie die große Oper; bengalisch beleuchtete Wasserfälle, Drehkreuze am Eingang der Gletscher und für die Bergbesteigungen reichlich Drahtseil- und Zahnradbahnen. Allerdings bewahrt die Gesellschaft im Hinblick auf ihre Kundschaft von englischen und amerikanischen Bergsteigern einigen besonders berühmten Bergspitzen ihr gefährliches, wildes Aussehen, z. B. der Jungfrau, dem Mönch, dem Finsteraarhorn, obgleich da in Wirklichkeit die Gefahr nicht größer ist als anderswo.

Aber die Spalten, mein Lieber, die furchtbaren Spalten . . . Wenn man da hineinfällt?

Dann fallen Sie auf Schnee, Herr Tartarin, und thun ſich nicht weh. Unten iſt dann immer ein Portier, ein Jäger, irgend jemand, der Sie aufhebt, Sie abbürſtet und höflich fragt: Hat der Herr kein Gepäck? — —

Die Unterhaltung dieſer Gletſcherſpalten iſt eine der bedeutendſten Ausgaben für die Geſellſchaft."

Der Schwindel mit dem Sonnenaufgang beim Rigi und das Nichtexiſtieren des Wilhelm Tell ließen dem Tartarin die blauen Erfindungen Bompards glaubwürdig erſcheinen, und dieſer garantierte ihm auch die abſolute Ungefährlichkeit einer Jungfraubeſteigung. Um ſo mehr warnte er ihn vor der Ruſſengeſellſchaft, die das Haupt der nihiliſtiſchen Partei ſei; von ihnen rühre der Drohbrief am Spiegel her, die hübſche Sonja habe auf offener Straße einen General durch einen Revolverſchuß getötet. Tartarin geriet in heftigen Schrecken, als er ſah, in welcher Geſellſchaft er reiſte, und beſchloß ſo ſchnell wie möglich ſeine Jungfrau zu „machen" und nach Taraskon zurückzukehren. Zu ſeinem Schrecken traf er am Brünig wieder mit den Ruſſen zuſammen und mußte ſogar mit ihnen in dem gleichen Wagen fahren. Natürlich war er ſofort wieder von ſeiner Sonja entflammt und erzählte von ſeinen Löwenjagden in Afrika.

Um ihr eine genaue Vorſtellung von der Sache zu geben, ließ er aus tiefſter Bruſt ein furchtbares Mööh . . . . erſchallen, das, vom Echo des Felſens weitergetragen noch mehr anwuchs. Die Pferde bäumten ſich, in allen Wagen fuhren die Reiſenden von den

Sitzen auf, um zu sehen, welcher Unfall diesen Lärm verursacht habe. Und als sie unsern Alpinisten erkannten, dessen behelmtes Haupt samt dem übrigen Rüstzeug aus dem offenen Landauer hervorragte, da fragten sie sich wiederum: „Was ist das nur für ein Rindvieh?"

Die Russen wußten ihrerseits nicht, was sie von dem sonderbaren Menschen halten sollten. War er ein harmloser Aufschneider oder was sonst? Sonja dagegen, die aus seinen Reden bald erraten hatte, für was er sie hielt, machte es großes Vergnügen, ihn zu mystifizieren. Sie verstand den verliebten Taraskoner so zu fesseln, daß er wie sie Wohnung in Interlaken nahm und dort blieb, ohne sich zu einer Besteigung der Jungfrau entschließen zu können. Indessen hatte er nach Taraskon um das Klubbanner geschrieben, und als ihm dies von Bravida, Excourbaniès und Bézuquets Lehrling Paskalon überbracht wurde, vergaß er Sonja und die Nihilisten und bereitete sich zum Aufstieg.

Auf dem Marsche von Interlaken nach Grindelwald kehrten die Wanderer zunächst in dem Wirtshaus zur treuen Gemse ein, von wo sie unter Tartarins Leitung auf die Gemsjagd gingen. Am andern Morgen brach dann der Taraskoner unter allgemeinem Aufruhr im Hotel Bellevue mit zwei Führern von der kleinen Scheidegg auf. Tartarin sang und lachte ganz unbesorgt, steckte schließlich auch die Führer mit seiner Heiterkeit an, die immer den Kopf schüttelten uud garnicht wußten, was sie von diesem auffälligen und gänzlich furchtlosen Touristen halten sollten. Nachdem sie in der Alpenhütte übernachtet, stiegen sie mit dem unverwüstlichen Tartarin weiter, dem entsetzlichen Tode in einer Gletscherspalte

nur durch die übermenschliche Anstrengung des einen Führers entronnen, eine Gefahr, die indessen auf den eingeweihten Südfranzosen nicht den geringsten Eindruck machte, und gelangten schließlich auf den Gipfel, wo der Franzose das Banner entfaltete, während der Klang von Böllerschüssen aus dem Hotel schwach heraufdrang.

Nach einigen Rasttagen machte sich die Abordnung und ihr Präsident auf den Heimweg. In Genf wollte Tartarin angeblich das berühmte Verließ des Gefangenen von Chillon sehen, thatsächlich hoffte er dort Sonja zu treffen. Nachdem er sich noch gewundert, wie forschend ein Gendarm ihn ansah, bestiegen sie am See einen Hotelwagen, den jedoch der Präsident in voller Hast wieder verließ, als er Sonja auf der Straße sah. Sie begrüßten sich, und das junge Mädchen, von Tartarin nach dem Befinden ihres Bruders befragt, führte ihn statt aller Antwort auf den Ausländerkirchhof, wo der seinem Lungenleiden Erlegene ruhte. Sie selbst wollte in einer Stunde abfahren, zurück nach Petersburg. Man wird von uns hören, sagte sie beziehungsvoll und mit einem halben Lächeln fügte sie ganz leise hinzu: Wer mich liebt, folge mir! Das war aber garnicht nach Tartarins Geschmack; er begann zu reden, aber Sonja sagte achselzuckend: Schwätzer! und ging davon. — Eine halbe Stunde später fand sich die ganze Gesellschaft verhaftet, und der Held selbst als Häftling in dem berühmten Gefängnis zu Chillon. Man hielt sie wegen ihres häufigen Zusammentreffens mit den Russen ebenfalls für Nihilisten, und hatte besonders Tartarin im Verdacht, einen Mordversuch, den einer der Begleiter unterwegs gegen einen Polizisten unternommen, selbst begangen zu haben. Natür-

lich klärte sich das Mißverständnis auf, und die Gesellschaft fand sich bald auf freiem Fuße.

Der kritische Leser kann sich nicht enthalten, an diese Stelle ein bedauerndes Fragezeichen zu setzen, daß die Nihilistengeschichte, die ihm zunächst wie eine niedliche Mystifikation vorkam, nun doch Wahrheit sein soll. Er hat das lebhafte Gefühl, das Gebaren des Dichters, diese Episode als etwas Ernsthaftes hinzustellen, sei eine ästhetische Formlosigkeit. Ihre Erklärung findet die seltsame Inkonvenienz des Autors vielleicht darin, daß ihn der Nihilismus mit seinen Erscheinungen interessierte; die lang ausgesponnene Nihilistenepisode in „die Stütze der Familie" deutet ebenfalls darauf hin. Dem Verfasser der Könige im Exil mochte ja ein solches Interesse nicht fern liegen.

Inzwischen erfuhr Tartarin durch eine nachgesandte Zeitung, daß der neidische Costecalde beschlossen habe, ihn durch eine Mont-Blanc-Besteigung zu übertrumpfen. Sofort stand es in ihm fest, daß er jenem zuvorkommen müsse, und bald traf die Gesellschaft in Chamouny ein, wo sie im Hotel den Schwindler Bompard wieder trafen und einen jungen durch Schopenhauer melancholisch gemachten Schweden dazu, der ebenfalls den Aufstieg wagen wollte. Es ging auch solange gut, bis Bompard dem bestürzten Tartarin erklärte, seine Geschichte von der Gesellschaft, den präparierten Gletscherspalten usw. sei einfach Schwindel gewesen. Freilich raffte sich Tartarin noch einmal auf, und sie probierten mit den Führern und dem Schweden von den Grands Mulets aus weiter hinaufzudringen, aber nach dem Passieren einer ungeheuren Gletscherspalte ließen sie jene weiter ziehen und

kehrten nach der Alpenhütte der Mulets um. Angeseilt irrten Tartarin und Bompart in der Gletscherwüste umher, bis sie sich ganz verirrt hatten und mit tausend Aengsten in der Furcht, jeden Augenblick in eine Gletscherspalte zu fallen, vorwärts drangen. Da trat die Katastrophe ein, bei einem Eiskamm, der sie so trennte, daß Tartarin auf der einen, Bompard auf der anderen Seite war, schnitten sie jeder auf seiner Seite in der Angst des Selbsterhaltungstriebes das Seil los — es gab einen heftigen Ruck, und jeder meinte, der andere sei ins Bodenlose gefallen.

Bompard hatte sich daraufhin nach Taraskon begeben, dort eine ungeheure Lügengeschichte von des unvergeßlichen Präsidenten Tod und seinen eigenen heldenmütigen Versuchen zu dessen Rettung erzählt. Ein Hochamt für Tartarins Seele unter vollem Glockengeläute war im Gange, als der Totgeglaubte wieder in seine Stadt hineinschlich. Er hatte in der Meinung Bompards Mörder zu sein und aus Furcht vor der Justiz sich so lange in der Schweiz herumgedrückt, bis ihm das Geld ausging und die letzten Fremden das Land verließen. Natürlich löste sich nun alles in Freude auf. Entzückt fand er Bompard lebend und nahm sofort seinen Präsidentenstuhl in einer zu seiner Todesfeier anberaumten Sitzung wieder ein; der Waffenschmied Costecalde, gelb vor Neid, mußte sich wieder mit dem Platze eines Vizepräsidenten begnügen.

3. Port Tarascon.

Nachdem Daudet wieder einmal in den Gedankenkreis seines Tartarin hineingeraten war, hatte er das

richtige Gefühl, das Lebensbild seines unvergleichlich plastischen Helden dadurch abrunden zu müssen, daß er es mit dem Tode desselben zu einem definitiven Abschluß brachte. So schrieb er den dritten Roman, der den unverwüstlichen Taraskoner in einer ganz neuen Rolle als Gouverneur-Exzellenz an die Spitze eines auf der Insel Port Taraskon gegründeten Kolonistenstaates stellte, und dann erzählte, wie das ganze Unternehmen verkrachte, und der Held von aller Volksgunst verlassen nach der anderen Seite der Rhône auswanderte, nach Beaucaire, wo er im Exil starb, noch zuletzt mit einem Fernrohr nach Taraskon sehend.

Die Grundidee des Buches, ganz Taraskon auswandern zu lassen und ein neues Reich zu gründen, war nicht neu. Schon in Tartarin in den Alpen geschah ihrer Erwähnung. Die unglaublichsten Gerüchte, heißt es da, gingen über Tartarins Abwesenheit herum. Die einen behaupteten, er sei Trappist geworden, er habe die erste Liebhaberin entführt, die anderen, er sei in die Wüste gegangen, um eine Kolonie zu gründen, die Port Taraskon hieß; noch andere, er durchstreife Zentral-Afrika, um Livingstone zu suchen. Auch war diese Idee keine Erfindung des Dichters. Ein thatsächlicher Vorgang lag ihr zu Grunde, der seiner Zeit, d. h. etwa 12 Jahre vor Daudets Erzählung, in Frankreich großes Aufsehen erregte und zu einem Prozesse führte. Der Herzog von Mons, der den betrogenen Tartarin und seine armen Taraskoner zu dem tollen Abenteuer verleitete, war in Wirklichkeit ein Marquis de Rays, und der Autor verweist diejenigen, welche sich für diese Thatsächlichkeiten interessieren, selbst auf die Zeitungsberichte jener Epoche über

den Prozeß des „Neuen Frankreich“ und die Kolonie Port Breton, sowie auf ein Buch, welches Dr. Baudouin, der Arzt der Expedition, nachher bei Dreyfus erscheinen ließ.

In Taraskon war man mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden, denn die Regierung hatte die Stiergefechte verboten und befohlen, das Kloster Pampérigouste zu schließen und die dort hausenden Mönche, die weißen Brüder genannt, auszuweisen. Da tauchte in der Gegend ein Herzog von Mons auf, ein Nordländer, mit dem Projekt, auszuwandern und auf einer von ihm dem Negerkönig Negonko abgekauften Insel eine Kolonie zu gründen. Bei der allgemeinen Aufgeregtheit und Unzufriedenheit fiel der Gedanke auf einen fruchtbaren Boden. Alle Zeitungen waren des Lobes voll. Unter der Ueberschrift „Freie Kolonie Port Taraskon“ las man da: zu verkaufen Ländereien zu 5 Franks den Hektar, der einen jährlichen Ertrag von mehreren Tausenden abwirft . . . . Schnelle, sichere Erwerbung eines Vermögens' . . . Kolonisten gesucht.

Und weiterhin: ein paradiesisches Klima, trotz der Nähe des Aequators sehr gemäßigte oceanische Temperatur zwischen 25 und 28 Grad, sehr fruchtbares Land mit fabelhaftem Waldbestand und wunderbar bewässert; die Insel steigt ziemlich steil aus dem Meere empor, was jedermann gestattet, sich die seiner Neigung entsprechende Höhenlage auszuwählen. Lebensmittel in Ueberfluß vorhanden, köstliche Früchte auf allen Bäumen, Wildpret aller Art in Wald und Feld, Fische ohne Zahl in den Gewässern. Auch für Handel und Schiffahrt war gesorgt: eine herrliche Reede, groß genug für eine ganze

Flotte, ein durch Dämme gebildeter Sicherheitshafen mit Binnenhafen, ein Trockendock, Quais, Ausladeplätze, Leuchtturm, Küstentelegraph, Dampfkrahnen, — nichts fehlte.

Man kann sich denken, wie das einschlug. In allen Familien wurden Pläne gemacht. Die Anteilscheine gingen nach Hunderten und Tausenden ab. Während der Herzog in Marseille das Geschäftliche regelte, war Tartarin im übrigen Seele des Ganzen. Er führte ein fieberhaft unruhiges Leben, das er auf dem Weg von Tarascon nach Marseille und von Marseille nach Tarascon verbrachte. Er schürte die Begeisterung seiner Mitbürger, setzte die lokale Propaganda fort und war dann plötzlich wieder einmal mit dem Expreßzug verschwunden, um irgend einer Beratung oder einer Versammlung von Aktionären beizuwohnen.

Endlich las man eines Morgens an allen Straßenecken folgendes Telegramm:

Die Farandola, großes Segelschiff von 1200 Tonnen, verläßt soeben bei Tagesanbruch Marseille und birgt zwischen seinen Flanken außer dem Geschicke eines ganzen Volkes Waren aller Art für die Wilden und eine Ladung landwirtschaftlicher Werkzeuge. Achthundert Auswanderer an Bord, lauter Tarasconer, darunter Bompard, provisorischer Gouverneur der Kolonie, Bézuquet, Arzt-Apotheker, der hochwürdige Bruder Vézole, der Notar Cambalalette, Katasterbeamter. Ich selbst habe sie bis auf die hohe See geleitet. Alles geht gut. Der Herzog strahlt. Drucken lassen. Tartarin von Tarascon.

Nach Abgang der Farandola war nur noch der vornehmste Teil der Bürgerschaft in Tarascon zurückgeblieben;

dieſe Leute hatten es nicht eilig, ſie ließen dem Vortrab Zeit, Nachricht über ſeine Ankunft zu geben, damit man wußte, wie man dran war.

Endlich erſchien eines Tages an der Spitze des Blattes folgendes ebenfalls über Marſeille eingetroffene Telegramm:

„In Port Taraskon angekommen. — Im Triumph eingezogen. — Von den Eingeborenen am Hafen empfangen, Freundſchaftsbündnis mit ihnen. — Tarasconiſche Fahne weht auf dem Rathaus. — Te Deum geſungen in der Kathedrale der Hauptſtadt. — Alles bereit, kommet bald!“

Da machte ſich auch der ganz vornehme Teil von Taraskon auf. Ein großer, eiſerner Dampfer, nach dem Spitznamen der Tarasconer Trommler Tutu-panpan genannt, nahm das Gros der Koloniſten und entführte ſie aus der verödeten Stadt nach der Südſee.

Nach einer genußreichen Seefahrt, die beſonders durch Belehrungen Tartarins über die verſchiedenen Arten von Jagd nutzbringend gemacht wurde, langte man in Port Taraskon an. Der Dampfer fuhr zwiſchen zwei lang geſtreckten, ſaftig grünen, ungeſund und feucht ausſehenden Inſeln dahin, von denen die eine das erſehnte Ziel war. Aber alles lag in unerklärlichem, unheimlichen Schweigen, und weder Hafen noch Fort, weder Stadt noch Molo, nichts, garnichts war zn ſehen. Tartarin mit einigen Getreuen und Bürgerſoldaten ging in einer Schaluppe an Land, bis an die Zähne bewaffnet. Am Ufer unterſchied man eine von grünlichem Schimmel zerfreſſene Brücke, etwas zurück eine Art alter Baracke mit geborſtenem Bretterdach. Offenbar die einzigen

Spuren des Vortrabs. Zudem kam jetzt ein Haufen Wilder, die einen Angriff machten, worauf beide Parteien nach entgegengesetzten Richtungen entflohen. Schließlich sprang aus dem Gestrüpp des Waldes ein furchtbares, abscheuliches Wesen hervor, über und über mit schwarzen und zinnoberroten Tätowierungen bedeckt, es war Bézuquet, der Apotheker, der als einziger Ueberlebender seinen entsetzten Landsleuten von dem Schicksal der ersten Expedition erzählen konnte.

Bald darauf trennte man sich in zwei Teile, der eine fuhr nach Tarascon zurück, die anderen blieben da, um zu versuchen, ob nicht doch noch etwas aus der Kolonie zu machen sei. Mit ihren Schicksalen beschäftigt sich das zweite Buch unseres Romans. Es war nichts zu wollen, trotzdem an allerlei merkwürdigen Erlebnissen die junge Kolonie keinen Mangel litt. Da war zuerst die Geburt des ersten Kindes in der Kolonie, dann unfruchtbare Kolonisationsversuche, in den ständig niederrauschenden Wassern einer tropischen Regenzeit ertränkt. Von Tartarin wurde eine treffliche Verwaltung eingerichtet, umständlich genug mit vielen Behörden und Großwürdenträgern. Stiergefechte wurden während einer kurzen Pause des ewigen Regens eingeleitet, die allerdings an der absoluten Verschüchterung und Friedensliebe der drei vorhandenen Kühe scheiterten. Um die gesunkene Stimmung etwas zu heben, wurde eine kriegerische Expedition gegen den König Negonko ins Werk gesetzt, die mit einem vollständigen Siege der Kolonie endete. Eine wassersuchtartige Krankheit, die sich wegen der beständigen Feuchtigkeit entwickelte, drückte die Stimmung wieder nieder, und auch die Taufe Liki-Rikis, der Tochter des

Negonko konnte sie nur auf Augenblicke wieder heben. Eine Revolution gegen Tartarin wurde beim Ausbruch erstickt, hatte aber zur Folge, daß sich eine Schar Mißgestimmter unter des neidischen Costecalde Führung mit der Schaluppe davon machte. Nachdem seine Stellung neu befestigt, heiratete der Gouverneur die kleine Liki-Riki — aber dann nahte das Ende: ein englisches Kriegsschiff legte sich vor die Insel, bombardierte das Blockhaus, bis die taraskonische Fahne heruntergeholt wurde, und nahm die gesamte Kolonie an Bord. Die Insel gehörte schon lange den Engländern, und Tartarin hatte sie mit seinen Taraskonern widerrechtlich in Besitz genommen.

Das dritte und letzte Buch schildert den Ausgang der Expedition. Tartarin mit dem ihm allein treu gebliebenen Paskalon erhielt eine komfortable Kajüte, während die übrigen wie eine Auswandererherde auf dem Vorderschiff zusammengepfercht wurden. Der Gouverneur tröstete sich mit dem Schicksal Napoléons auf dem Northumberland und bewies dem englischen Kommodore, in dessen Frau er sich nebenbei in aller Eile verliebte, durch sein ganzes Gebahren, daß es nichts harmloseres als ihn auf der ganzen Welt gäbe. Die englischen Offiziere amüsierten sich königlich über ihn und seinen Adjutanten Paskalon und sahen bald, daß es das Gescheiteste war, die ganze merkwürdige Sippschaft in Gibraltar ohne weiteres an Land zu setzen.

Hier wurde indessen Tartarin und Paskalon mit ihm von einem französischen Schiffe in Empfang genommen und, während man die übrigen laufen ließ, über Marseille nach Tarascon ins Gefängnis gebracht. Man

klagte beide des Betruges, der fahrlässigen Tötung und der Uebertretung des Auswanderergesetzes an. Paskalons gänzliche Harmlosigkeit war bald dargethan, aber auf Tartarin blieb das ganze Odium der fatalen Angelegenheit haften. Freilich wurde auch er nach einer sehr merkwürdigen und an Ueberraschungen reichen Gerichtsverhandlung freigesprochen, aber die Gunst seiner Mitbürger hatte er verscherzt; er wanderte aus über die Rhônebrücke nach Beaucaire und ist dort bald darauf im Exil gestorben. — —

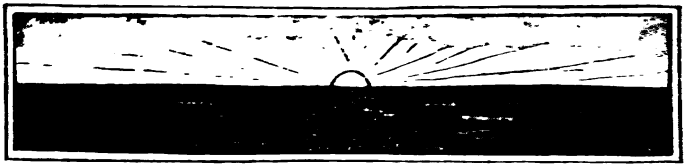
Als Daudet den ersten Tartarinroman schrieb, war er ein übermütiger junger Südländer, dem es Vergnügen machte, seinen Landsleuten ein komisches Spiegelbild vorzuhalten. Noch war er unberühmt genug, Fromont jun. sollte erst zwei Jahre später erscheinen. Als er achtzehn Jahre später die Feder aus der Hand legte, die soeben den Tod des taraskonischen Helden beschrieben, war dieser selbst durch seinen Erzähler weit über Frankreichs Grenzen hinaus bekannt. Aus dem übermütigen Schilderer südfranzösischer Eigenheiten hatte sich der Geschichtsschreiber Südfrankreichs entwickelt, der das ganze Gebiet mit seinem flimmernden Sonnenglanz und seiner unverwüstlichen Naturkraft für die Poesie gewonnen hatte. Aus dem leichten, schwarzlockigen Jünger Apollos war einer der bedeutendsten Schriftsteller Frankreichs hervorgegangen, der mit Stolz in dem Bewußtsein seiner Geltung das Gefühl einer moralischen Verantwortung trug für alles, was er niederschrieb.

Auch in den Tartarinromanen macht sich diese Veränderung im Wesen des Schriftstellers bemerkbar, um so erklärlicher, als Port Tarascon die letzte Erzählung ist,

welche der Meister mit der letzten, ungeschwächten Kraft schrieb. Die Satire, die sich ursprünglich nur auf den Süden erstreckte, dehnt sich in Port Tarascon auf das ganze Land aus, vom Speziellen hebt sie sich zum Allgemeinen. „Alles in allem genommen ist der tarasconische Typus nichts als der französische Charakter im vergrößerten, übertriebenen Maßstabe, als ob man diesen in einer jener großen Glaskugeln, wie man sie in unseren Gärten findet, abgespiegelt sähe.“ So heißt es an hervorragender Stelle des letzten Bandes und giebt den Standpunkt, von dem der Dichter aufgefaßt sein will. Der Autor erscheint hier nicht mehr als der übermütige Poet, sondern als der rechte Freund seines Vaterlandes, der seine heitere Tarasconade erzählt, um dem ganzen Lande lachend die Wahrheit zu sagen. Ueber all die Regierungs- und Verwaltungsmaßnahmen der jungen Kolonie, über ihre Revolutionen und Kriegsabenteuer, ihren unverbesserlichen, elastischen Optimismus spricht er mit Lachen, belustigt schildert er die Titel- und Ordenssucht Tartarins und seiner Leute, ihre Schwäche für Schein und Schimmer, ferner ihre Unkenntnis fremder Verhältnisse, die Leichtgläubigkeit und das rasche, unüberlegte Ueberspringen vom Gedanken zur That. Aber unter der Lustigkeit blickt ein ernstes Antlitz mit treuen Augen hervor. So seid Ihr nun alle! spricht es, ganz Frankreich ist ein Stück Tarascon!

So haben die Tartaringeschichten, ohne an Lustigkeit verloren zu haben, an Ernst und Bedeutung gewonnen. Lokal haben sie begonnen, um national zu enden. Ein sentimentaler Beobachter könnte wohl bei diesem letzten großen Werk des wunderbaren Franzosen von einem

Vermächtnis reden, das er seinem ganzen Volke hinterlassen hat. Jedenfalls hat der Dichter mit dem Port Taraskon seinen Tartaringeschichten wie der bedeutenden Reihe seiner großen Schöpfungen einen prächtigen, farbenreichen Abschluß gegeben.



XII. Des Dichters letzte Periode.

In Port Taraskon leuchtete zum letztenmal Daudets prächtige Kunst. Wir möchten dieſen Roman mit der Jahreszahl 1890 als den Endpunkt ſeiner langen, ſonnigen Blütezeit bezeichnen, die im Jahre 1874 mit dem Fromont begann. Auch in den noch folgenden Jahren blieb der Dichter nicht müßig, aber was er ſchrieb, unterſchied ſich ſehr von den früheren Schöpfungen und bewies eine ſtarke Abnahme ſeiner Kraft.

Körperlich war er ſchon lange nicht mehr der Alte. Schon elf Jahre früher, er ſchrieb gerade an den Königen im Exil, hatte er einen jener Stöße erlitten, deren Folgen ſich im Leben des Menſchen nie mehr ganz verwiſchen. Es war im Herzen des Buches, mitten in der Schaffenszeit, jene grauſamen Stunden, welche doch die beſten des Lebens ſind, da wurde er plötzlich unterbrochen, die überhitzte Maſchine wollte nicht weiter gehen. Das fing an mit kurzen, minutenlangen Pauſen beim Arbeiten, leicht und ſchnell wie der Schlummer eines Vogels, die Handſchrift begann zu zittern, mehr und mehr unterbrach eine ſtörende, unbeſiegbare Müdigkeit die Seiten. Daudet rechnete auf die Pflege ſeines tüchtigen Hausarztes, auf die Ruhe des Landlebens, um ſeinen überſpannten Nerven ihre Kraft und Elaſtizität wiederzugeben. Thatſächlich, nach einem

Monat in Champroſay, einem Monat trunkenen Genuſſes in den grünen Wäldern von Sénart, ſchwellte das Gefühl eines außerordentlichen Wohlbehagens ſeine Bruſt. Der Frühling ſtieg herauf, und zugleich hoben ſich und gärten die neuerwachten Lebensſäfte und brachten in ihm die weiche Zärtlichkeit ſeiner zwanziger Jahre wieder zum Blühen. Unvergeßlich blieb ihm für immer die Allee des Waldes, wo er in dem dichten Blattwerk der Eichen und Haſelſträucher die Balkonſzene ſeines Buches ſchrieb. Da weckte ihn eines Nachts plötzlich ohne Schmerz ein heftiger Blutſturz. Er glaubte, ſein Ende ſei da, und eine tödliche Furcht ergriff ihn, daß er davongehen müßte, ohne ſein Buch vollendet zu haben. Zum Abſchied, der ihm der letzte zu ſein ſchien, beſaß er gerade noch die Kraft, ſeiner Frau, ſeiner treuen Gefährtin in guten und böſen Stunden, zu ſagen: Mach du mein Buch fertig!

Unbedingte Ruhe, einige Tage im Bett, grauſam genug mit dem Getriebe des angefangenen Buches, das ſich im Kopf des Kranken fortſetzte, und die Gefahr ging vorüber. Alles hat ſein Gutes. Als Turgenieff kurz vor ſeinem Tode eine ſchmerzhafte Operation durchzumachen hatte, merkte er ſich alle Abſchattungen des Schmerzes in ſeinem Geiſte. Er wollte, wie er ſagte, ſeinen Freunden bei einer ihrer Zuſammenkünfte ſeine Beobachtungen mitteilen. Auch Daudet analyſierte ſeine Leiden und hat die Empfindungen jener ängſtlichen Stunden für ſeine Schilderung des Todes von Elyſée Méraut verwandt.

Leiſe und allmählich nahm er ſeine Arbeit wieder auf; er nahm ſie mit in die Bäder von Allevard in der Dauphiné, wohin man ihn ſchickte. Dort, obgleich die Feder noch nicht recht ſicher war, brachte er es auch zu

Ende. Aber das merkte er, irgend etwas war gebrochen in ihm; von nun an, das wußte er, durfte er ſeinen Körper nicht mehr als etwas gleichgiltiges behandeln, ihn der Bewegung und der friſchen Luft berauben, die Nachtwachen fieberhafter künſtleriſcher Thätigkeit bis in den Morgen verlängern.

Etwas war zerbrochen in ihm, das war im Jahre 1879, und der Dichter hatte ſich nicht getäuſcht. Wohl ſchenkte er der Litteratur ſeines Landes noch die unſchätzbaren Meiſterwerke, die den Königen folgen, aber mehr und mehr kam die Zeit für ihn, wo der Menſch, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, nicht mehr von den Zinſen ſondern vom Kapital ſeiner Lebenskräfte zehrt. Ein Rückenmarksleiden entwickelte ſich dazu, mehr und mehr ſchmerzhaft werdend, ſo daß wir den Dichter in ſeiner letzten Periode nicht mehr als den hauptumlockten Apoll, ſondern als einen von Schmerzen geprüften, leidenden Menſchen vor uns ſehen, niemals allerdings als den hageren, bleichen Märtyrer mit dem Chriſtuskopf, wie ihn der litterariſche Klatſch der Seinehauptſtadt ſich vorzuſtellen liebte. Im Gegenteil. Er ertrug ſeine Leiden ſo tapfer, er nahm ſein zurückgezogenes Leben mit einer ſo lächelnden Reſignation auf, daß ſeine Frau und ſeine beiden Söhne kaum über ſeinen Zuſtand beſondere Beſorgniſſe hegten. Wenn er ſo am Arm des einen von ihnen umherging, geſtützt auf ſeinen Stock mit dem ſilbernen Griff, über den er ſeinem jüngſten Töchterchen und ſeinem Enkel die wunderbarſten Geſchichten erzählte, oder wenn er den Kopf hoch mit lebhaften Augen einem Freunde die Hand entgegenſtreckte, war er die Freude und das Leben des ganzen Hauſes. Er hielt ſeine Familie mit

einer großen, rücksichtsvollen Liebe eng um sich vereint. Trotz seines Leidens bildete er mit einer unvergleichlichen, stetig wachsenden moralischen Kraft ihren Schutz und Mittelpunkt. Er schuf um sich eine Atmosphäre von Güte und gegenseitigem Zutrauen, deren Zauber sich auch die Kältesten und Verschlossensten nicht entziehen konnten.

Natürlich veränderte die Krankheit seine ganze Lebensweise. War es früher seine Freude gewesen, auf langen Spaziergängen in Wald und Feld stets neue Daseinslust und Schaffenskraft einzuatmen, mit schnellen Schritten stundenlang durch die Straßen von Paris zu laufen, während er in seinem Kopfe die Entwürfe zu neuen Büchern und Gestalten bewegte, oder in ausgedehnten Fußwanderungen Land und Leute kennen zu lernen, so mußte er sich gerade darin mehr und mehr einschränken.

Uebrigens bewahrte selbst in seiner Krankheit, als ein Arm und ein Stock ihm nötig geworden waren, sein Schritt einen Adel und eine Vornehmheit, mit der er den Schmerzen trotzte. Einen Umhang nach provençalischer Art über der Schulter, trug er das Haupt hoch und atmete mit dankbarer Freude das lebenspendende Sonnenlicht ein. Sein zarter Zustand äußerte sich nur in kurzen Augenblicken des Stehenbleibens, oder wenn er mit einem Lächeln bat: Laßt uns hier auf der kleinen Bank etwas ausruhen. Wenn der Herbst die gelben Blätter zur Erde schüttelte, liebte er es besonders, durch das raschelnde Laub zu gehen oder von der Terrasse in Champrosay im Kreise seiner Familie das Krachen und Blitzen eines Gewitters zu genießen. Je mehr sein Leiden fortschritt, um so weniger ging er des Abends aus, und es bedurfte einer außergewöhnlichen Veranlassung, ihn dazu zu bewegen. Trotzdem

liebte er Beſuch und Geſellſchaft, die Gegenwart Fremder that ihm wohl.

So war die Generalprobe zur „Sappho“ in der Opéra comique eine ſeiner letzten Zerſtreuungen, wie er überhaupt den Aufführungen ſeiner Stücke das lebhafteſte Intereſſe entgegenbrachte. Dort gab er ſeine Beobachtungen nach der Natur, die er zu ſammeln bis zum Schluß nicht müde wurde, in ausgedehnteſtem Maße zum Beſten, jede Kleinigkeit wurde genau nach der Wirklichkeit eingerichtet. Gerade bei der Sappho hatte er noch bei Beginn des vorhergehenden Winters die Freude gehabt, den Komponiſten Maſſenet bei ſich im Hauſe zu ſehen. Der hatte die Trägerin der Titelrolle, Emma Calvé, mitgebracht und ſpielte mit ihr in Gegenwart des urſprünglichen Autors und der Librettiſten Cain und Bernède am Klavier ſeine Kompoſition durch. Als die ergreifende Ouverture des letzten Aktes erklang, ein langes, ſchluchzendes Klagelied verlaſſener Liebe, da vermochte der Dichter ſeine Thränen nicht zurückzuhalten. — — —

Indeſſen das waren Ausnahmen, die liebſte Zerſtreuung und Erholung bot ihm ſein Heim. Alle Freunde kannten die Alleen des großen Parkes zu Champroſay. Es gab keine Bank, keinen Seitenpfad dort, der nicht von dem Dichter erzählen konnte. Schnell und lebhaft ging er am Arme eines ſeiner Söhne dahin. Mit einer gewiſſen Scham verbarg er es, wenn er Schmerzen hatte, einen Augenblick zuckte es über ſein Antlitz, ganz kurz, daß nur ſie es wahrnahmen, aber ſofort beruhigte er ſie mit einem Lächeln. Oft ſtand er ſtill, um ſeine kurze Pfeife anzuzünden, erfahren wie ein Rinderhirt der Camargue mit den Liſten des Windes und des Staubes.

Er liebte die versteckten, kleinen Lauben, interessierte sich für Blumen, Gräser und Gemüse, glücklich über die geringste Verschönerung, froh „sein Reich" zeigen zu können.

Dort mußte man ihn sehen und hören, angeregt durch die große Natur, wie er aufmerksam auf den Gesang der Vögel lauschte, auf das Zirpen der Grillen, das Spiel des Lichtes, das Zittern des Blattwerkes. Für seinen Enkel Charles, Léons Sohn, und für die kleine Edmée improvisierte er außerordentliche Geschichten, in denen die ganze Umgebung ihre Rolle erhielt, entzückende Erfindungen, dem zarten Verstande seiner Zuhörer angepaßt. Er belebte alles bis hinab zu den trockenen Reisern der Baumrinde und den Sandkörnern. „Dies Insekt dort hat das Ende der Geschichte mitgenommen" behauptete er und klemmte das Monocle ins Auge, um dem Diebe zu folgen. Die erwachsenen Zuhörer aber bemerkten bei diesen Geschichten die ganze Eigenart, den ganzen Duft seiner Kunst mit ihren tausendfachen Abtönungen.

In Paris wichen die Spaziergänge mehr und mehr Spazierfahrten. Wenn er sich selbst eine Droschke auf dem Halteplatz aussuchen konnte, nahm er immer die elendeste und abgerissenste, eine von der er dachte, daß sie doch kein anderer nehmen würde. Da war z. B. ein ganz alter Kutscher, der mit Mühe ein hochbetagtes Pferd in Bewegung setzte, wenn er auf dem wackeligen Bock seines Fiakers thronte, eines wahren Phantoms, wie man sie sonst manchmal des Nachts in großen Städten antrifft. Daudet hatte das traurige Gefährt mit Beschlag belegt und jedes Mal, wenn er mit einem seiner Söhne um die Ecke der rue Bellechasse bog, rumpelte es eilfertig auf sie zu. Der alte Rosselenker seinerseits hatte sich fast

verliebt in dieſen gutwilligen Fahrgaſt, der niemals über Langſamkeit und Unſauberkeit ſchimpfte. Eines der letzten Male, daß ſie ihn benutzten, bevor er ganz in das nächtliche Dunkel von Paris hinabtauchte, hatte er den Einfall gehabt, mit roter Tinte die Anfangsbuchſtaben A. D. auf den Schlag und die Scheiben zu malen, er bezeichnete ſich ſo als Eigentum ſeines anhänglichen Fahrgaſtes.

Die Fahrten ſelbſt änderten ſich wenig. Meiſt ließ ſich der Dichter durch die Avenue des Champs-Elyſées bis zum Triumphbogen führen. Er liebte dieſe großartige Fahrſtraße, die ihm ſo viel Erinnerungen weckte, während ſeine lebhaften Augen mit einem ſtarken Sinn für das Maleriſche umherſpähten und trotz ihrer Kurzſichtigkeit alles „Menſchliche“ mit einer fabelhaften Schnelligkeit ergriffen und feſthielten.

Am angenehmſten war es ihm, im Sonnenſchein zu fahren, liebte er doch die Sonne über alles. Sie erinnerte ihn an den Blumenduft und Vogelſang ſeiner Provence, deren Namen ſchon genügte, um ſeine Wangen höher zu färben. Das beſte Vergnügen, ſagte er, beſteht darin, ſich den Rücken von der Sonne braten zu laſſen, und die Seine mit ihrem trüben Waſſer ſchien ihm ein rechter Faulpelz gegen die heimiſche Durance. Alsbald angeregt durch die Erinnerung an die Heimat, erging er ſich in ſchöpferiſchen Spielen der Phantaſie, die den begleitenden Söhnen eine Quelle angenehmſten Genuſſes wurden.

Mit einer kleinen Bemerkung fing er an, ein Lichtſtrahl, der auf einen ſchmiedeeiſernen Balkon fiel, eine in der Nachmittagsſonne glühende Scheibe, ein Reflex des Fluſſes gab den Anlaß. Angeregt durch ein ſtimmungsvolles Bild, und er hatte ein ſehr feines Gefühl für

wahr und falſch, erwachte ſeine Phantaſie. Des Maleriſchen wurde er bald müde, das Menſchliche mußte für ihn hinzukommen. Ein halb offenes Fenſter genügte ihm, um mit poetiſcher Genauigkeit nach Art der holländiſchen Meiſter ein ganzes Interieur zu entwerfen. Die Silhouette einer Frau, die unruhig ausſchaut, ein Greis, der die letzten ſonnigen Tage genießt, alles diente ihm zu Kombinationen und Vermutungen, über die er ſelbſt ſich mit ganzer Seele freute.

Auch ſonſt zeigte er ſich künſtleriſch angeregt und aufnahmefähig; ſo ſah er mit ſeinem Sohne Léon in der glühenden Hitze eines Sommertages auf dem Quai de Béthune einen Arbeiter, nackt bis zum Gürtel, lachend unter einem dicken Waſſerſtrahl, den ein Straßenſprenger auf ihn richtete. Dieſer kraftvolle Torſo, die männlich kräftige Haltung, das gebogene Kreuz, der ſtiernackige Hals mit dem ſtarren Kopfe erregten in ihm das Entzücken eines Bildhauers. Laut rühmte er die Kraft und Einfachheit der Linien, treffende Bemerkungen über die Muskeln im Sonnenſchein, über Schweiß und Waſſer entlockte ihm dieſe antike Gruppe an einer Pariſer Straßenecke, und der Wagen war ſchon lange weiter gerollt, als er ſich noch mit ſeinem Begleiter über die berühmten Karyatiden von Puget unterhielt.

Als Südfranzoſe war Daudet immer ein Freund der Geſelligkeit geweſen. Darin änderte auch ſeine Krankheit nichts, nur daß er jetzt Gäſte öfter bei ſich ſah, als daß er andere aufſuchte. Dabei machte er, wenn ihn die Schmerzen nicht gerade peinigten, den Eindruck vollkommener Geſundheit, er war der vortreffliche Wirt, der über die blumen- und kriſtallgeſchmückte Tafel liebens-

würdig präſidierte. Sein Sohn giebt eine kleine Aufzählung verſchiedener Gäſte, die er jetzt oder früher bei ſich ſah. Das Hauptkontingent ſtellten natürlich Dichter und Schriftſteller aller Schattierungen. Da waren die führenden Geiſter der franzöſiſchen Romandichtung: Goncourt, Zola, Flaubert und der ruſſiſche Romancier Turgenieff, von den Novelliſten Guy de Maupaſſant, den noch vor Daudets Tod die Nacht des Wahnſinns umfing, und die eifrigen Jünger Zolas in der bekannten Novellenſammlung von Médan: Henry Céard und Léon Hennique. Als Novelliſt wie als Lyriker gleich ausgezeichnet fand ſich der populärſte Akademiker François Coppée ein. Von anderen Lyrikern der tiefſinnige und gedankenreiche Sully-Prudhomme, Leconte de Lisle, das Haupt der Parnaſſiens, und aus deren Mitte noch Heredia, der Verfaſſer der berühmten Sonette, ſowie der Formenkünſtler Th. de Banville, noch ein Schüler Gautiers. Die lyriſche Schule der Dekadenten hatte Mallarmé, eines ihrer Häupter an Daudets Tafel geſchickt, wo er ſich mit Albert Wolff, dem geiſtreichen Feuilletoniſten des Figaro und dem nicht minder bekannten Journaliſten Aurélien Scholl ſtreiten mochte. Aus den Reihen der Politiker gehörten der Landsmann Gambetta und noch mehr der hitzige Rochefort zu den Intimeren des Hauſes, und aus der Handelswelt mag es genügen, den unvermeidlichen Charpentier, den Verleger, zu erwähnen.

Schon bei der Suppe fühlte ſich jedermann behaglich. Durch ein kurzes, treffendes Geſchichtchen, in deren Improviſation Daudet Meiſter war, oder durch irgend eine komiſche Beobachtung hatte er ſeine Gäſte in Stimmung verſetzt. Dann dirigierte er mit einem beneidenswerten

Geschick die Unterhaltung in ein Fahrwasser, das dem Geschmack der Tischgenossen entsprach, und lenkte und belebte das Gespräch, indem er es zugleich auf dem Niveau einer gewissen geistigen Höhe erhielt. Bald einmal stellte er sich gegen alle, und der warme Ton seiner biegsamen Stimme, die zugleich temperamentvoll und einnehmend klang, seine Augen und seine Gesten beherrschten die Gesellschaft, bald wieder trat er ab, machte sich klein und verschwand und ließ einen andern den Triumph eines guten Gesellschafters genießen. Er wußte auch wohl, was die Meinungen wert waren, die so in der Hitze des Gefechts und Widerspruches ausgesprochen wurden, und legte nichts auf die Goldwage. Nur in einem Punkt war er streng. Er hielt auch im Scherze auf Anstand und konnte es nicht vertragen, wenn jemand sich eine gewagte Anspielung oder ein Wort erlaubte, das weiblichen Ohren Anstoß erregen konnte. Dann wurden seine Augen dunkel, seine Stimme veränderte sich und schnell und gerade brachte er den Ungeschickten wieder in die Grenzen der Höflichkeit, diese hübschen Grenzen, wie er zu sagen pflegte, innerhalb deren man alles sagen kann, wenn nur kein häßliches Bild dabei erscheint, nichts, was erniedrigt und beschmutzt.

Vortrefflich kam ihm bei Tisch sein außerordentlich feines Gehör zu statten, welches es ihm ermöglichte zu hören, was man zehn Plätze von ihm flüsterte. Oft mischte er sich in ein leise geführtes Zwiegespräch, wo man ihn nicht vermutete, und nichts machte ihm so viel Vergnügen, wie in ein leichtes Geheimnis, einen kleinen Flirt oder eine furchtsame Annäherung unvermutet einzubrechen.

Eine andere Art der Gastlichkeit boten seine Empfangs-

abende am Donnerstag. Dort war der Zuſchnitt erheblich einfacher, aber das Ganze nicht minder intereſſant und für den Dichter, beſonders ſeit er nicht mehr ausging, eine außerordentliche Anregung. Dort traf ſich alles, was in Paris zur Ariſtokratie des Geiſtes gehörte, und auch hier belebte Daudet, leitete und hielt die Unterhaltung, ermutigte die Schüchternen, beruhigte die Aufgeregten, ſchlichtete Feindſchaften und Zettelungen, vereinigte die Sympathien. Wie er ſelbſt perſönliche Kränkungen gern vergaß, ſo hegte er auch die Ueberzeugung, daß die Feindſchaften anderer viel weniger ſchlimm ſeien als ſie ſchienen. „Meiſt kennt man ſich überhaupt nicht", meinte er; „die heftigſten alteingewurzelten Antipathien widerſtehen kaum der perſönlichen Berührung einiger Minuten".

Uebrigens fehlten an den Donnerstagen, wo die Fremden und Berühmtheiten glänzten, auch die jungen Anfänger nicht. Der berühmte Romancier liebte die neuen Talente, die in ſich ſelbſt noch unſicher waren, er achtete die dunkelen Kräfte, die ſich bei einem jungen Schriftſteller, der vielleicht eine Zukunft vor ſich hatte, anhäuften und ſich in übertriebenen Anſichten und Paradoxen äußerten, in wütender Kritik oder blindem Enthuſiasmus. Die meiſten derjenigen, welche ſpäter in den erſten Reihen ſtanden, waren in ihren Anfängen von ihm ermutigt und unterſtützt. Wie häufig ſchrieb er an Verleger, Zeitungsredakteure, Theaterdirektoren, und wie bedauerte er ſpäter, nicht mehr perſönlich für ſeine zahlreichen Schützlinge eintreten zu können. Er wußte wohl, wie viel mehr gerade bei ihm das lebendige Wort ausmachte als das beredteſte Billet.

Auch sonst fehlte es nicht an Besuchern. Denn wie er früher mildthätig Hand und Herz geöffnet und Gutes gethan hatte, wo er konnte, so fuhr er damit auch in seiner Krankheit fort, nur daß er jetzt nicht mehr zu den Leuten hinging, sondern die eigenen Pforten weit öffnete, damit jeder hereinkäme, der ein Anliegen an ihn hatte. Von diesen Leuten empfing er jeden und hörte geduldig ihre Erzählungen von Mißgeschick und Elend an. Niemals beklagte er sich, in seiner Arbeit unterbrochen worden zu sein, wenn er ein wahres Unglück erleichtern konnte. Nur sehr wenige täuschten ihn und mißbrauchten seine Güte, denn mit einem natürlichen Scharfblick ertappte er die Lüge. Aber auch solche Erfahrung machte ihn nicht irre. „Der arme Teufel", sagte er einmal zu Léon mit seinem reizenden Lächeln, „der arme Teufel hat gemeint, mich zu täuschen. Ich las die Falschheit auf seinem Antlitz, ich erriet sie am Zittern eines kleinen Muskels an den Mundwinkeln, den ich wohl kenne, an seinem unsicheren Blick. Einen Augenblick hätte ich mich beinahe verraten. Aber laß ihn, er ist trotzdem nicht glücklich". — War der betreffende Besucher fort, so notierte er sich aus ihrer Unterhaltung, was ihm eigenartig und der Erinnerung wert schien. Sein Gedächtnis selbst war dabei außerordentlich scharf, und noch nach Jahren erinnerte er sich trotz seiner Kurzsichtigkeit eines Gesichtes oder einer Bewegung.

Daß manche ungeschickte und übelwollende Besucher ebenfalls die Freiheit von Daudets offener Thür benutzten, wird nicht Wunder nehmen. Aber der feine Menschenkenner wußte auch daraus seinen Vorteil zu ziehen. So hatte er unter seinen Bekannten ein wahres Prachtexemplar

eines eitlen und neidiſchen Menſchen. Er wird heute kommen, ſagte er einſt zu Léon, ſieh zu, daß du da ſein kannſt, wir wollen ihn „gehen“ laſſen. Wenn er ſeinen guten Tag hat, werden wir wunderbares zu hören bekommen; Aeußerungen, wie ſie unfreiwillig der herrſchenden Seelenſtimmung entfallen, ſo wie Balzac ſie für ſeine dramatiſchen Momente findet.

Es klingelte, der Eitle kam. Schon bevor er ſich ſetzte, begann er die beiden von ſeinen Erfolgen zu unterhalten, ſeine Familie und ſich ſelbſt herauszuſtreichen und die Verſchiedenheit der beiderſeitigen Lage zu betonen wegen der traurigen Krankheit, die auch die Thätigſten zwinge, in ihrem Lehnſtuhl zu bleiben, und ſie der Bewegung beraube, die doch für das Gehirn ſo nötig ſei. Daudet hatte oft genug die Bemerkung gemacht, daß Eitelkeit und hochgeſpannter Dünkel leicht bis zur Grauſamkeit gehen. Dieſe Leute, meinte er, verlören jede ſoziale und moraliſche Unterſcheidung, empfänden nur noch für ſich ſelbſt und hegten einen wütenden Haß gegen alles, was ihre eigene liebe Perſon zu verdunkeln ſchiene.

Indeſſen fuhr der Eitle fort. Er war gerührt, indem er ſich beim Anblick des kranken Freundes über die eigene Geſundheit freute. Da unterbrach ihn Daudet, indem er verſicherte, ſich niemals beſſer befunden zu haben. Die Lebensfreude kommt wieder, ich rauche mein Pfeifchen, ein glückliches Symptom! Die Arbeit geht vortrefflich von ſtatten. Nächſtens werde ich wieder nach Champroſay überſiedeln. Dort in Wald und Sonne bin ich ſicher, mein Buch noch vor Ablauf zweier Monate vollendet zu haben. Der andere lächelte voll mitleidiger Ge-

ringſchätzung . . . Da plötzlich ohne weiteren Uebergang und doch auf die natürlichſte Weiſe der Welt erzählte der boshafte Autor eine kleine Fabel: Eine dünkelhafte und darum neidiſche Ratte machte bei einer andern Ratte Beſuch. Dieſe hatte ſich eben vergiftet und krümmte ſich vor Leibſchmerzen in ihrer prächtigen Behauſung. Ihm gegenüber aber quälte ſich der Beſucher mit noch heftigeren Leibſchneiden aus verzweifeltem Neide bei ſolchem Glanze der Umgebung: Du ſiehſt ſehr blaß aus. Ich? bewahre, man fühlt ſich ſehr wohl hier. Aber du ſelbſt? O, ich befinde mich vorzüglich, ſicherlich! Sie gaben ſo einander gegenüber ihren Geiſt auf, und der Neidiſche ſtarb zuerſt.

Der zuhörende Léon amüſierte ſich während dieſer Erzählung königlich über die zweifelhafte Miene des Beſuchers, der die Geſchichte nur halb begriff. Als jener fortgegangen, erklärte ihm der Vater unter herzlichem Lachen: Der gute Mann wünſcht mir den Tod! Seine gewöhnliche Redensart iſt: Sie arbeiten noch? Findeſt du nicht, daß ſein Ich ein richtiger Höcker für ihn iſt? O, welch eine hübſche, luſtige und echt franzöſiſche Studie ließe ſich über ihn und ſeinesgleichen ſchreiben. Einer von dieſen Prachtkerlen geſtand mir eines Tages, während ſein ganzes Geſicht ſich ſchmerzlich verzog: Sie wiſſen garnicht, wie das weh thut. Der freute ſich poſitiv über eine genaue Schilderung meiner Schmerzen. Ich bemerkte es und beraubte ihn dieſes Vergnügens; ſeitdem iſt er mir böſe. Er ſtand als eine Art Selbſtherrſcher an der Spitze einer großen Verwaltung. Seine Beamten und Untergebenen, die ſeine Manie kannten, zeigten ſich nicht anders vor ihm, als indem ſie ſtöhnten, klagten oder von erheuchelten Schmerzen ſprachen, womöglich ein Tuch um

den Kopf ... Das kleine Geſchichtchen zeigt treffend die geiſtige Freiheit des Kranken und zugleich die Art, wie der Dichter Beobachtungen machte und verwendete.

Wenn Daudet in Paris weilte, teilte ſich ſein Tag zwiſchen der Arbeit, den Beſuchen von Freunden und einigen Spaziergängen. Späterhin, als er nicht mehr ausging, verbrachte er ſein Leben an ſeinem Schreibtiſche, ſchreibend, leſend oder Notizen machend. Er erhob ſich um halb acht Uhr morgens, Sommers und Winters, und begab ſich um elf Uhr zur Ruhe, mit Ausnahme der Donnerstage, wo der Abend ſich natürlich länger ausdehnte.

Wenn er um acht Uhr morgens an ſeinem Arbeitstiſche Platz genommen hatte, begann er zunächſt ſeine umfangreiche Korreſpondenz zu erledigen. Sein Sekretär war derſelbe ſeit dreißig Jahren. Er hieß Jules Ebener, und Daudet machte, wie er ſelber erzählte, eines Morgens bei den Vorpoſten im Jahre 1870 ſeine Bekanntſchaft, als jener trotz Schnee und Feind ruhig in ſeinem Horaz las. Seitdem hatten ſich die beiden nicht wieder verlaſſen bis zum Tode des Prinzipals, für welchen Ebener eine aufrichtige Bewunderung und Ergebenheit bethätigte. Dreißig Jahre lang ohne ein einziges Mal zu fehlen, trotzdem er das zeitraubende Amt eines Redaktionsſekretärs bei einer großen Zeitung bekleidete. Stets war er pünktlich, die Feder in der Hand, am Platze. Es galt den Kollegen, den Herausgebern und Ueberſetzern, den Bittſtellern zu antworten, man mußte bei den vielen Eingängen das Wichtige und Nutzloſe, Beachtenswertes und Unnützes unterſcheiden. Dann klingelte es wieder, es kam jemand, manchmal mehrere Unterbrechungen hinter einander. Dabei war der Dichter immer zugänglich, und ſeine Liebens-

würdigkeit durchaus keine Verstellung, denn sie wechselte je nach dem Besucher zwischen einfacher Freundlichkeit und lebhaftester Freude.

Außerordentlich war Daudets geistige Regsamkeit, er bewahrte sie bis zu seinem Tode. Sie erhob ihn über seine körperlichen Leiden. Oft geschah es, wenn er mit umdüstertem Antlitz dasaß und die Familie ihn zu fragen sich scheute, weil man doch die Antwort kannte, daß einer von ihnen einen Namen aussprach oder etwas zitierte. Sofort erhellte sich sein Blick, wie bei der Ankunft eines Freundes oder beim Hören eines Musikstückes. Im Augenblick fragte er begierig nach; er mußte das Buch und die Seite sehen. Irgend einer lief in die Bibliothek, und dann opferte sich meistens Frau Julia und las vor, weil sie sanft und deutlich und nicht zu hastig sprach. Schon bei den ersten Sätzen war der Kranke nicht mehr derselbe; beifällig hörte er zu und genoß, den Kopf nachdenklich geneigt, seine kleine englische Pfeife im Munde. Dann unterbrach er, die Vorleserin mußte wieder anfangen, er interpellierte den Autor und diskutierte mit ihm. Der Enthusiasmus vertrieb Leiden und Trübsinn, entfachte in ihm wieder das Feuer der Jugend.

Seine Bibliothek war dieser Geistesrichtung entsprechend reich assortiert, um so mehr, als der Geschmack des Dichters mannigfach gewechselt hat, und so die alten Götter oft durch neue ersetzt wurden. Eine Zeit lang waren z. B. Rousseaus Bekenntnisse sein Brevier, ein ander Mal Eckermanns Gespräche mit Goethe; eine dauernde Treue bewies er eigentlich nur dem Montaigne, der nie von seinem Schreibtisch verschwand.

Daneben nahmen die Beschreibungen von Reisen und

Abenteuern einen großen Platz ein, besonders seit seiner Krankheit. Er behauptete, die Liebe zu diesen Männern der That habe sich bei ihm entwickelt, je mehr er selbst zu einer sitzenden Lebensweise gezwungen würde, er ergänze so durch die Einbildung, was sein Körper nicht mehr erlaube. Er kannte die Feldzüge seines Helden Napoléon genau, ebenso wie die seines anderen Lieblings Stanley und sämtliche Nordpolexpeditionen. Er zögerte nicht, Stanley und den Sieger von Austerlitz nebeneinanderzustellen und wurde nicht müde, in den Werken des ersteren zu lesen. Gelegentlich einer Reise nach England hatte er auch Gelegenheit gefunden, mit dem berühmten Afrikaforscher persönlich zusammenzutreffen.

Rührend ist es, wie Daudet einmal — es war schon in seiner letzten Zeit — den schwererkrankten Léon mit Stanley unterhielt. Léon lag am Typhus darnieder, und während die Stunden dem Kranken bleiern dahinschlichen, versuchte der Vater sein geistiges Leben durch einige Seiten aus dem „dunklen Afrika" oder „fünf Jahre am Congo" wieder zu erwecken. Er saß nahe am Krankenbett an einem warmen Maienabend und hielt das dicke Buch in seinen schwachen Händen. Mit dem Mittel, das ihm selbst seine Leiden erleichterte, wollte er auch seinen Sohn an der Seite des unerschrockenen Reisenden weit hinwegführen. Denke dir nur, Léon, sagte er, sein Fieber war noch schwerer als deines, in diesen Ländern voller giftiger Pflanzen unter dem düsteren Blätterdach des Urwaldes. Seine einzige Zuversicht ruht auf seinem Gefährten, Jephson, den du ja bei uns gesehen hast, und dem Doktor Clark. Und trotz des Fieberwahnsinns bewahrt er das Bewußtsein der Verantwortlichkeit. Er

bleibt der Führer trotz seines Leidens. Welch eine bewunderungswürdige Energie. So versuchte Alphonse Daudet an jenem schwülen Maiabend seinem kranken Sohne Mut in die Seele zu sprechen — im Dezember desselben Jahres lag er selbst unter dem kühlen Rasen.

Es liegt auf der Hand, daß ein Schriftsteller mit so regen geistigen Interessen, auch wenn die verheerende Krankheit sich stetig näher an das Herz seines Lebens heranfraß, mit Händen und Füßen sich dagegen wehrte unthätig zu sein. So sind denn noch in den letzten neun Jahren seines Lebens verschiedene Bücher von ihm erschienen.

Romane der letzten Epoche.

Die Romane, welche in die von uns als letzte bezeichnete Epoche von Daudets Leben fallen, unterscheiden sich augenfällig von seinen früheren Schöpfungen. Wohl erkennt man noch in einzelnen, z. B. „Stütze der Familie", den alten Daudet an der breit angelegten Basis der figurenreichen Handlung, an der vornehmen Auswahl eines kulturhistorisch interessanten Milieu, auch an einzelnen Worten und Wendungen. Aber gerade die hervorstechendste Eigentümlichkeit unseres Dichters, das Nervöse, Prickelnde, welches die unmittelbar in die Worte gezwungene Anschauung seinen Sätzen verlieh, jenes Etwas, das dem Kritiker Lemaître den Eindruck erweckte, als sprühten ihm beim Durchblättern der Seiten elektrische Funken unter den Fingern — gerade das hat sich augenfällig verloren, sodaß auch ein unbefangener Leser, sowie er eins dieser letzten Werke in die Hände bekommt, den Eindruck erhält: das ist ein Produkt des alternden Dichters.

Mag sich das in seiner Unterhaltung und Persönlichkeit noch so wenig bemerkbar gemacht haben, in seinen Werken tritt der Abfall deutlich heraus. Demgemäß sind die letzten Romane „Rosa und Ninette", „die Stütze der Familie" (le soutien de famille), „die kleine Pfarre" (la petite paroisse) weit weniger bekannt und verbreitet, und auch wir können uns mit einer kurzen Inhaltsangabe begnügen.

Die Romane Rosa und Ninette aus dem Jahre 1892, an Umfang etwa nur von der Größe einer ausgedehnten Novelle, gehört zu den Schöpfungen des Dichters, die in straffer Komposition eine einheitliche Handlung vorführen. Nur die Hauptpersonen stehen im vollen Licht, während die Nebenpersonen so weit zurücktreten, daß sie nur skizziert erscheinen und dadurch dem Ganzen trotz des schweren Themas den Eindruck einer gewissen Leichtigkeit verleihen. Den Grundgedanken der Erzählung bildet der Satz, daß, wenn Kinder vorhanden sind, die Ehescheidung keine Lösung, sondern nur eine neue Komplikation des Konfliktes zwischen Mann und Frau bedeutet.

Der beliebte Lustspieldichter Regis von Fagan hatte sich von seiner Frau scheiden lassen, teils weil er begründete Ursache zur Eifersucht auf ihren Cousin La Posterolle hatte, und besonders, weil seine Frau eine eitle, hübsche und giftige Weltdame war, die ihm mit ihrer Vergnügungssucht alles andere eher, als eine behagliche Häuslichkeit bereitete. Um seinen beiden Töchtern Rosa und Ninette, erstere sechzehn, die andere zwölf Jahre alt, nicht zu schaden, hatte er das Odium eines juristisch nachweisbaren Ehebruchs auf sich genommen, und durch gerichtliche Entscheidung waren daraufhin die beiden Mädchen der Mutter zugesprochen worden mit der Ver-

einbarung, daß der Vater sie alle vierzehn Tage auf einen Tag bei sich haben durfte. Er liebte sie abgöttisch, so daß der erste Sonntag, als sie ihn besuchten, ein wahrer Festtag für ihn wurde. Aber schon an diesem ersten Tage bemerkte er den Einfluß der Mutter, welche, früher gleichgiltig gegen die beiden, sie jetzt auf jede Weise an sich zu ziehen suchte; und nun wird die Handlung des Romans dadurch ausgefüllt, daß die Kinder durch die schlaue Mutter ihrem Vater mehr und mehr entfremdet werden, während sie selbst von dem Geschiedenen, der aus Liebe für die Kinder immer von Neuem nachgiebt, alles, was sie verlangt, erhält. Er erhöht das ohnehin große Nadelgeld auf 2000 Franks monatlich, willigt in ihre Heirat mit La Posterolle, giebt die Möglichkeit, daß bei einer seiner Premièren seine geschiedene Frau ihrer Eitelkeit genug thun und sich als Gattin des Gefeierten gerieren kann, läßt seine Töchter aus Paris wegziehen, setzt der Rosa als Mitgift ein beträchtliches Jahreseinkommen aus, bestimmt der Jüngeren ebenfalls eine bedeutende Mitgift, willigt ein im Hochzeitszuge der älteren als Statist mit zu wirken, und das alles, trotzdem ihm in keiner Weise einer seiner berechtigten Wünsche erfüllt wird. Im Gegenteil, seine Töchter entfernen sich bis zum vollen Bruche von ihm, seine Absicht, eine Frau Houlin, in deren Hause er wohnt, und die in ihrer zarten, rücksichtsvollen Weiblichkeit gerade eine Frau für ihn wäre, um ihm den Frieden und die Ruhe, die er für Kopf und Herz braucht, zu geben, seine Absicht, diese Frau zu heiraten, wird von der giftigen Mutter, von der auf die Liebe ihres Vaters eifersüchtigen Rosa, von der an die einstmalige Erbschaft denkenden Ninette, auf die für ihn quälendste und bos-

haftesteWeise durchkreuzt. So bleibt schließlich dem armen Manne, nachdem er aus der Herrschaft einer koketten Frau in diejenige seiner Kinder geraten ist, kein Trost und keine Hoffnung für später. Das neue, freie Leben, das er sich nach der Scheidung versprochen, hat sich in einen Zustand verwandelt, dessen Unfreiheit unter ungleichen Bedingungen eine ungleich drückendere ist. Das Ganze eine unerquickliche Geschichte ohne Spannung.

In „die Stütze der Familie" (le soutien de famille), erschienen 1892, begegnen uns als alte Bekannte des Dichters Mutter in Gestalt der beständig Romane lesenden schwachen Madame Eudeline und das alte Thema von den beiden Brüdern, welches diesmal in einer neuen Brechung auftretend dem Ganzen als Unterlage dient.

Vater Eudeline, ein thatkräftiger, eigenwilliger Mann, etwa wie der alte Vincent Daudet und ebenso wie dieser nicht ganz ohne sein Verschulden in allen geschäftlichen Unternehmungen von Mißgeschick verfolgt, nimmt sich das Leben. Er hinterläßt seine Frau mit drei Kindern, Raymond, Tonin und Dina. Raymond, der älteste, der sich schon immer auf dem Gymnasium ausgezeichnet hat und mancherlei Preise und Prämien davongetragen, gilt und fühlt sich als die berufene Stütze der Familie. Ein Freund des Vaters, Jsoard, giebt das Geld, damit der junge Mann weiter das Gymnasium besuchen kann, und zwar weil er selbst nicht besonders vermögend ist, bricht er die Mitgift seiner Tochter Geneviève dazu an. Raymond hat durch eine unglückliche Mischung der Charaktere seiner beiden Eltern ein weiches, unbeständiges Naturell, etwas Haltloses, dabei Theatralisches und erweist sich in nichts zu seinem Amt als Stütze der Familie geeignet. Tonin da-

gegen, der jüngere, häßlich, überſehen, in ſeiner eigenen Meinung dem bedeutenden älteren Bruder untergeordnet, bringt es vom Mechaniker-Lehrling ſoweit, daß er allein die ganze Familie unterhält. Raymond wird von allen mit einer Gloriole umgeben, trotzdem ſein Mangel an Perſönlichkeit überall Unheil anrichtet. Er unterhält eine Liebſchaft mit der Frau eines Miniſters, verrät aus Fahrläſſigkeit perſönliche Freunde (eine Nihiliſtengeſchichte ſpielt in den Roman hinein und nimmt etwas großen Platz darin ein), ſtellt, unter anderen verfehlten Laufbahnen auch die eines Schriftſtellers verſuchend, ſich öffentlich als Märtyrer für ſeine Familie dar, ein Vorgehen, das ſelbſt Freund Iſoard eine Infamie nennt, gerät ſchließlich in den Verdacht politiſcher Spion zu ſein, all das, ohne etwas Böſes zu wollen, in der beſten Abſicht, nur durch ſeine unglückliche Dispoſitionsloſigkeit. Conin dagegen richtet den Seinen ein Lampengeſchäft ein, für ſeinen großen Bruder ein wohl möbliertes Zimmer, in dem dieſer als vornehmer Schriftſteller leben und Freunde wie Freundinnen empfangen kann, darunter auch jene Geneviève, die ihm ſchließlich ihr ganzes Geld giebt und mit ihm außerehelich zuſammen lebt, da ihm ja die drückende Laſt der Unterhaltung ſeiner Familie zu heiraten verbietet. — Als endlich beide Brüder ſich zum Militär ſtellen müſſen, wird Raymond als Stütze der Familie gänzlich befreit, während Conin bei der Ausloſung eine ſo ſchlechte Nummer zieht, daß er dienen muß. Da aber kommt der Aeltere zu der richtigen Einſicht und tritt für den Jüngeren ein. Er geht an ſeiner Statt in einem Matroſenregiment nach Cochinchina. Das Kind, das ihm Geneviève gebiert, wird wiederum Conin unterhalten.

Die kleine Pfarre (la petite paroisse) zerfällt in zwanzig Kapitel, die bei der Buchausgabe einfach numeriert, bei der Veröffentlichung des Romans in der „Illustration“ nicht sehr glückliche Ueberschriften erhalten haben. Folgendes ist der Inhalt:

Der reiche Grundbesitzer Richard Fénigan hatte mit Zustimmung seiner Mutter ein armes Findelkind namens Lydia geheiratet, weil jene hoffte, neben einer solchen Schwiegertochter immer noch unumschränkt über den Sohn und das ganze Anwesen herrschen zu können. Lydia aber durchschaute bald das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, begann ihren Mann gering zu schätzen und, weil sie kinderlos blieb, sich zu langweilen. So lief sie mit Charlexis, dem dandyhaften Sohn eines fürstlichen Gutsnachbarn, davon. Als Richard durch den immer dringender schallenden Ton der Schloßglocke vom Fischfang abgerufen wurde, kam ihm seine Mutter entgegen: Deine Frau ist durchgegangen, mein Kind, das ist die einzige Freude, die sie uns jemals gemacht hat. Damit setzt der Roman ein.

Charlexis, Prinz von Olmütz, wollte mit Lydia auf seiner Yacht eine Weltumsegelung machen. Aber die Seekrankheit seiner Geliebten zwang ihn bald zu landen. In Monaco nahmen sie Wohnung, bis ein Agent Alexandre, der auf Kosten der herzoglichen Familie den verlassenen Ehemann überwachte, ihnen mitteilte, dieser habe ihren Aufenthalt ausgekundschaftet. Charlexis, der seiner Maitresse schon längst überdrüssig war, ließ sie in aller Eile nach dem kleinen Hafen Quiberon bringen, während er selbst auf dringenden Befehl seines Vaters, der inzwischen vom Schlage getroffen war, zurückkehrte und als Offizier in ein Regiment eintrat. Lydia aber kam in ihrer Ein-

ſamkeit zu der Einſicht, daß ſie den Prinzen nie geliebt und beging einen Selbſtmordverſuch, als ſie erfuhr, daß er ſie verlaſſen. Von einer Revolverkugel ſchwer verwundet fand man ſie in ihrem Zimmer.

Richard wurde inzwiſchen, nachdem er ein hitziges Nervenfieber überſtanden, von Eiferſucht gequält. Der Mutter gelang es nicht, mit dem Verdüſterten wieder in das alte Verhältnis zu kommen, auch ihre Pläne zu einer neuen Heirat ließ er ſich nur ſo lange gleichgiltig gefallen, bis er im Walde den alten Herzog und ſeinen Sohn, ſelbſt unbemerkt, vorüberreiten ſah. Alſo Charlexis war wieder da. Wo war Lydia? Nach einer ſchrecklichen Auseinanderſetzung mit ſeiner Mutter, deren eigenwilligem Weſen er die Schuld an dem ganzen Unglück beimaß, ſandte er erſt dem Verführer und dann dem Vater, von deſſen Schlaganfall er nichts wußte, Herausforderungen, die indeſſen von der alten Herzogin abgefangen wurden. Die Mutter aber, von ſeinen Worten ernſthaft getroffen, fand in der kleinen Kapelle die Ruhe der Seele, ſich ihre Schuld einzugeſtehen, und den Mut, ſelbſt die arme Lydia heimzuholen.

Nachdem Lydia in dem Kloſter, aus dem Richard ſie geheiratet hatte, zunächſt untergebracht war, erfolgte eine herzliche Verſöhnung zwiſchen Mutter und Sohn und bald darauf ein Beſuch im Kloſter. Aber das erſte Wiederſehen der beiden Gatten war ſo peinlich, daß Lydia noch im Kloſter blieb, bis Richard ſich im ſtande glaubte, ihre Anweſenheit zu ertragen. Aber nachdem ſie von neuem in das Haus ihres Gatten übergeſiedelt war, brachte dieſen ein Zufall wieder auf den Gedanken an Charlexis, und es kam zu ſchrecklichen Szenen wilder Eiferſucht. Am

folgenden Tage brach Richard zu einer Reise nach Algier auf, um dort Heilung für seine kranke Seele zu suchen.

Gerade als Fénigan nach mehrmonatlichem Aufenthalt im Süden seiner Frau, an deren Treue er jetzt nicht mehr zweifelte, seine demnächstige Rückkehr anzeigte, eilte den Prinzen Olmütz sein Schicksal. Der alte Waldhüter Sautecoeur, dessen Schwiegertochter er nachstellte, erschoß ihn und schleppte vor Schrecken, als er sah, wen er getroffen, den Leichnam in den Wald, nicht weit von der Parkmauer der Fénigans. Hier stieß Richard, in seiner Sehnsucht ein paar Tage früher heimkehrend, auf die Menschen, die den Leichnam eben gefunden hatten. Er selbst geriet in den Verdacht des Mordes und häufte absichtlich die Verdachtsgründe, weil er Lydia in Zusammenhang mit der That glaubte. Natürlich kam seine Unschuld bald ans Licht, und seine edelmütige Aufopferung brachte die Getrennten für immer wieder zusammen.

So löst sich der ganze Roman in Harmonie und Versöhnung auf — das letzte Werk, welches der Dichter vollendete.

Wenn der Tod das Werk eines Menschen mit seinem Leben abschneidet, ist es selten ein glatter Schnitt; manche Fäden, die der Verblichene noch gern in sein Lebenswerk hineingewoben hätte, hängen unbenutzbar und unbenutzt daraus hervor, vereinzelt, um niemals verknüpft zu werden. So fand sich auch in Daudets Nachlaß manches für immer Unvollendete. Nicht bloß die zahlreichen Notizen, die er sich machte; das war zusammengetragenes Material, Steine eines Baukastens zu gelegentlicher Verwendung, teils schon poliert, meist roh und nur ungefähr geformt. Léon hat vieles davon in der Revue de Paris heraus-

gegeben, und manches folgt vielleicht noch in einem Schlußbande der Gesamtausgabe. Für das Werk des Dichters haben sie nur Wert, soweit sie verwendet sind; das Uebrige steht zu jedermanns Gebrauch, der es benutzen kann. So zu fassen und zu schleifen, wie der ursprüngliche Sammler es gethan hätte, wird es niemand nach ihm verstehen.

Aber es finden sich thatsächlich einige solcher heraushängenden Fransen an seinem Lebenswerk, so das Fragment eines Romans, der den Titel „Fünfzehn Jahre verheiratet" tragen sollte. Der Dichter kam darin noch einmal auf sein Lieblingsthema zurück. Es sollte die Geschichte eines Ehepaares werden und wieder den Kampf zwischen Nord und Süd behandeln. Seiner im Laufe der späteren Jahre entstandenen Geistesrichtung entsprechend, die mit dem Sinn des Alters im Einzelnen das Allgemeine suchte, wir hatten schon im letzten Tartarinroman gesehen, wie der Dichter Taraskon zu einem im Hohlspiegel zusammengezogenen Bilde des ganzen Frankreichs wird, so sollte auch dieser Roman in gewisser Art das Leben Frankreichs symbolisch wiederspiegeln, das nach ihm durch den Kampf und Gegensatz jener beiden so verschiedenen Elemente zum großen Teil bestimmt würde.

Ein anderes unvollendetes Werk, eines der wichtigsten, von dem sich zahlreiche Fragmente und ein allgemeiner Plan in Daudets Nachlaß fanden, führte den Titel: Die Karawane. Der Grundgedanke des Buches war eine Reise zu Wagen, ausgeführt von zwei Freundespaaren, Herren und Damen von entgegengesetztem Charakter und lebhaftem Geiste, zwischen denen sich ein Drama voll Liebe und Eifersucht abspielen sollte, während sie die schönsten Landschaften Frankreichs durchfuhren. Der

Dichter kannte diese meist durch eigene Anschauung und war von dem Einfluß des Landes und seines Brauches auf den Menschen überzeugt. Er hatte eingehende Studien über die Menschencharaktere der verschiedenen Gegenden gemacht. Jeden fremden Besucher pflegte er zunächst nach seinem Geburtsort zu fragen und darnach seine herrschende Geistesrichtung (für sich selbstverständlich und ohne Verbindlichkeit) zu bestimmen. Er hatte sich eine ganze Theorie darüber zurechtgelegt, und die Schwankungen des Temperaments längs eines Flusses oder durch ein Thal erregten sein größtes Interesse. So sollten sich die Reisenden der Karawane hauptsächlich über solche Stoffe unterhalten, bei einer Straßenbiegung vielleicht, vor dem Park eines alten Schlosses, während die Natur in der Dämmerung schlafen geht und die Diener das Mahl bereiten. Jede Person sollte ihrem Charakter gemäß eine bestimmte Anschauung vertreten, die Veranlassung und der Gegenstand der Gespräche sollte durch die zufälligen Begegnungen und Erlebnisse der Fahrt bestimmt werden. Indessen plante der Dichter nicht, sie so lange philosophieren zu lassen, bis sie den Leser ermüdeten. Ihre Aeußerungen sollten dem Laufe ihrer Schicksale folgen. Der Autor wollte keine mit Berichten und Sentenzen bekleidete Holzpuppen darstellen, sondern Menschen, denen lebendiges Blut durch die Adern floß.

Seine körperlichen Leiden brachten Daudet oft den Gedanken an ein Buch über den Schmerz nahe, manche Fragen philosophischen Interesses drängten sich auf. Was wird der Hochmut bei dem, der an körperlichen Schmerzen leidet, was die Zärtlichkeit, das Mitleid, was die lebhaften Leidenschaften Liebe und Haß? Wie wirkt ein

solches Leiden auf das Familienleben, auf die Beziehungen zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, Freund zu Freund? Wie gewöhnt man sich an das Schlimme, fügt man sich resigniert oder strebt man dagegen, und wie das letztere und mit welchen Mitteln? Kurz, der Dichter hatte eine Menge Fragen aufgeworfen und nach böser, eigener Erfahrung scharf beantwortet. Fertig geworden ist das Buch über den Schmerz nicht.

Erwähnt mag schließlich noch werden, daß Daudet eine lange Zeit mit dem Gedanken spielte, eine Zeitung zu gründen „Revue de Champrosay" genannt, und daß er diesem Plan durchaus nicht ohne die Hoffnung ihn zu realisieren nachhing. Es sollte eine Zeitschrift sein, die außer den Grenzen des Anstandes ihren Mitarbeitern keinen Zwang auferlegte, sie konnten angehören, welcher Partei auf welchem Gebiet sie wollten. Die zunehmende Krankheit ließ das Projekt nicht verwirklicht werden.

Die Litteratur wird dadurch, daß der Dichter die letztgenannten Werke nicht vollenden durfte, kaum etwas eingebüßt haben, und wer aus ihrem großen Gesichtspunkt die Schöpfungen seiner letzten Jahre übersieht, kann sich eines gewissen Gefühles der Wehmut schwer erwehren, wie auch dieses reiche und vielgestaltete Talent in den Herbststürmen des Alters verarmte, und er mag bedauern, daß der Autor seine poetische Produktion nicht früher mit dem Port-Taraskon abgeschlossen habe. Wer aber den Menschen Daudet sieht und weiß, daß er wie jener gichtische Preußenkönig hätte schreiben können: in tormentis pinxi, der wird den rastlos thätigen Geist bewundern, der nicht feiern konnte, und wird mit Rührung sehen, wie der Dichter, schon von dem Schatten des lang-

ſam nahenden Todes erreicht, der ihm früheren Glanz und Kraft Zoll um Zoll bleicht und verdunkelt, ſich emſig gemüht, die alte Pracht immer noch aufleuchten zu laſſen. Die Litteraturgeſchichte mag ſehen, was den letzten Werken fehlt, wir, die wir ihn kennen, wollen ſuchen, was in ihnen noch erhalten iſt. Und ſomit fahre wohl, du Treuer, Fleißiger an deinem Schreibtiſch, dein Weg iſt nicht mehr lang.

— — — — — — — — — — — — — — —

Inzwiſchen verging Jahr um Jahr, ohne beſondere Veränderung in dem Leben des Dichters, das ſich immer noch zwiſchen Paris und Champroſay teilte, hervorzurufen. Leiſe und unmerklich bröckelte ein Stück ſeiner Lebenskraft nach dem andern ab. Daudet wurde alt, aber ein Liebling des Schickſals, wie er es immer geweſen, merkte er es kaum. Eine große Genugthuung brachten ihm noch die letzten Jahre, eine Volksausgabe ſeiner Werke. In freudiger Aufregung durchblätterte er die Heftchen zu zehn Pfennig, die ſein Werk nun auch den Armen zugänglich machen ſollten, jenen niederen Klaſſen, für deren Leiden er ſtets ſo offenes Herz und Hand gehabt hatte.

Ebenſowenig wie ſein Mitgefühl mit den Armen ließ ſeine geiſtige Regſamkeit nach; beſonders hegte er noch immer ſeine Vorliebe für gefahrvolle Abenteuer. Mehrere Wochen hindurch wurde er durch die Verteidigung von Tuyen-Khan aufgeregt. Seine außerordentliche Kraft die Gegenſtände zu verlebendigen ermöglichte ihm, ſich in die Seele eines jeden Menſchen zu verſetzen. Seinem Sohne, der ſtarke philoſophiſche Neigungen beſaß, riet er immer eine Abhandlung über die Verwegenheit in der Gefahr zu ſchreiben. Als ihm Léon einen Monat vor ſeinem Tode erzählte, er habe einen der Helden von

Tuyen-Khan geſprochen, geriet er in eine helle Freude. Du haſt nicht verſtanden, ihn zum Erzählen zu bringen! Was aßen ſie denn? Wann ſchliefen ſie? Die Schreie der Chineſen in der Nacht! Die unabläſſig explodierenden Minen! Erzähle doch, erzähle! Ach, ſetzt Léon, der dies berichtet, mit lächelndem Bedauern hinzu, ich hatte ja nicht jene Fähigkeit, die Menſchen wie ein Buch zu durchblättern.

Noch eine Woche vor ſeinem Tode nahm er an einem Diner der Ausgepfiffenen teil. Es war nicht mehr der alte Kreis: Turgenjeff, Goncourt, Flaubert hatte der Tod ſchon dahingerafft. Aber man wollte die alte, ſchöne Tradition nicht einſchlafen laſſen und hatte ſich deshalb und zu Ehren Balzacs vereinigt. Außer Daudet und verſchiedenen anderen nahmen Zola, Barès, Anatole France, Paul Bourget daran teil. Die Stimmung war herzlich und ungezwungen, das ganze Feſt verlief reizend. Unter vielen anderen Themen ſprach man auch vom Tode, und Bourget erinnerte daran, daß Taine für ſeine letzten Augenblicke ſich die Lektüre einiger Seiten von Sainte-Beuve gewünſcht hatte, um etwas Klares zu hören.

Als Léon mit ſeinem Vater zurückfuhr, meinte dieſer glücklich und bewegt: Dieſe Liebesmähler ſind unbezahlbar, ſie treiben den Geiſt an und machen ihn geſchickter. Wenn wir unſere Ideen tauſchen, durchleuchten wir wechſelſeitig unſere Gedankenwelt. Wir ſehen dieſelbe Thatſache in der verſchiedenſten Weiſe nach den Charakteren und Gewohnheiten wiedergeſpiegelt. Armes kleines Diner! Ich denke an meinen lieben Goncourt.

Während des Eſſens hatte man lobend des Cherbuliez gedacht, und einer der Jüngeren hatte es über-

nommen, in Zukunft ihn regelmäßig einzuladen. Alle waren des Lobes voll über diesen großen Schriftsteller, der tapfer seinen Weg verfolgte, und ohne sich unter die Fahne irgend einer litterarischen Partei zu stellen, so viel bedeutende Sachen geschrieben hatte. Noch auf dem Rückwege dachte Daudet daran und sagte wie für sich: So geht keine Arbeit verloren; diejenigen lügen, welche die ganze Menschheit als einen wimmelnden Haufen von Ungerechtigkeit darstellen. Es gab doch heute nur eine Stimme über den Wert und die Bedeutung unseres Cherbuliez.

Nur noch eine Woche hatte der Dichter zu leben. Er hatte sich wie die anderen an seine Krankheit gewöhnt, und niemand vermutete, wie nahe ihm das Ende. Noch war er wie früher Freude und Leben des ganzen Hauses. Wenn er zwischen seiner Schwiegermutter, die er verehrte, und seiner angebeteten Frau saß, dazu die beiden erwachsenen Söhne und die jüngere Tochter, so herrschte besonders Mittags an dem gemeinsamen Familientische frohe Heiterkeit.

Dort hat ihn auch der Tod ereilt, während des Mittagessens am 16. Dezember 1897. Léon hatte sich etwas verspätet und fand die kleine Gesellschaft wie gewöhnlich in dem Arbeitszimmer vereinigt. Er gab seinem Vater den Arm und führte ihn nach dem Eßzimmer zu seinem Lehnstuhl. Während er die Suppe nahm, fing er an zu plaudern, und nichts in seinen Bewegungen oder seiner ganzen Art verkündete die furchtbare Nähe einer Katastrophe. Plötzlich vernahm man in einem kurzen und eigentümlichen Schweigen jenen entsetzlichen Laut, den man nie vergißt, wenn man ihn einmal gehört hat. Ein verschleiertes Röcheln, dem ein zweites folgte. Frau Julia

ſtieß einen Schrei aus, alles ſpringt auf. Er hatte ſeinen Kopf ſchon hinten über geworfen, ſeinen ſchönen Kopf eines Sarazenenfürſten, wie Lemaître einſtmals ſagte, jetzt ſchon mit kaltem Schweiß bedeckt, während die Arme kraftlos am Körper heruntergeſunken waren.

Mit unendlicher Vorſicht hoben ihn die beiden Söhne auf und legten ihn auf den Teppich. In einer Sekunde hatte ſich das ruhige Glück der Familie in das fruchtloſe Klagen eines Trauerhauſes verwandelt. Aerzte wurden in aller Eile herbeigeholt. Der Dr. Potain, ein Freund Daudets, verſuchte das Mögliche und Unmögliche. Herzzerreißend war der Anblick dieſes Körpers, aus dem das Leben blitzſchnell entflohen war. Eine Stunde ſpäter lag er auf ſeinem Bett, ſchön wie ſein Bild in dem Herzen ſeiner Angehörigen, unter dem ruhigen Glanz der Kerzen, und während ſeine Familie mit leiſem Schluchzen um das Lager ſtand, empfanden alle mit tiefem Weh im Herzen, daß all die Milde und Güte, all der hochherzige Enthuſiasmus für ſie jetzt nur noch eine Erinnerung war.

Auf dem Père Lachaiſe wurde er begraben; es war ein grauer, trüber Wintertag. Emile Zola ſagte ſeinem alten Freunde das letzte Lebewohl.

XIII. Ausklingen.

Aus dem Figaro vom Sonntag, den 8., und Montag, den 9. April 1900:

Im Lande Alphonse Daudets, von unserm Spezialberichterstatter (Ch. Formentin).

Nîmes, den 7. April.

Ist das auch die Heimat des Meisters, den wir morgen feiern wollen, diese Stadt, die heute unter dem schönsten Sonnenschein der Welt frierend daliegt? Nichts zeigt an, daß die Einwohner von Nîmes sich anschicken, eine der ruhmvollsten Gestalten von ganz Frankreich zu feiern. Die Straßen sind ruhig, gleichgiltig. Die Passanten gehen ihren Alltagsgeschäften nach. Wohl giebt es hie und da einige verblichene Fahnen in den Bäumen der Promenaden, aber sie blicken recht betrübt unter den noch frostigen Zweigen hervor.

Thatsächlich, wir sind nicht mehr in der Provence. Die Wärme des Südens macht in Taraskon halt. Jenseits der Rhône ändert der Enthusiasmus den Ton. Er wird

gemäßigt und diskret. Die ſchöne Stadt Nimes kann nicht vergeſſen, daß ſie proteſtantiſch iſt, und ſelbſt bei ihren Volksfeſten hält ſie auf Gemeſſenheit.

Welch ſeltſame Idee von Alphonſe Daudet, in dieſem ſtrengen Lande geboren zu werden! Wenn ich nicht fürchtete, die löbliche Ortspolizeibehörde zu beleidigen, würde ich mich gern auf dem Bürgermeiſteramt verſichern, ob ſein Geburtsſchein nicht gefälſcht iſt. Und doch, es iſt kein Zweifel. Man hat mir eben das Haus gezeigt, wo im Monat Mai, es ſind jetzt ſechzig Jahre her, der berühmte Sänger Tartarins zur Welt kam. Ich habe ſelbſt das kleine Zimmer geſehen, wo er in ſeiner Wiege nahe am Fenſter beim Klange eines Schlummerliedchens einſchlief. Sein Vater war Seidenwarenfabrikant und hatte einen Laden in einer der großen Avenüen der Stadt. Heute hat die Handelskammer ihre Bureaux in dem väterlichen Hauſe. Die Avenüe heißt Boulevard Gambetta, und in dem Gemach, wo Daudet geboren wurde, hat der Herr Polizeikommiſſar ſein Geſchäftszimmer. Aber morgen wird an der Thür des Hauſes eine Gedenktafel prangen, welche die dort Beſchäftigten zweifellos recht wenig beachten werden.

Es iſt übrigens durchaus nicht ſchwer, den Grund dieſer Kälte und man möchte faſt ſagen Gleichgiltigkeit zu erraten: die Politik iſt daran etwas ſchuld und die Stiergefechte ſehr viel. Es wird ſeltſam erſcheinen, daß die Frage der Stierkämpfe mit dieſer Gedenkfeier verquickt wird und ihren Eindruck in Zweifel ſtellen kann. Und doch iſt es eine Sache, über die einige Gerüchte auch Herrn Georges Leygues in Paris zu Ohren gekommen ſein werden. Als man hier erfuhr, daß der Herr Kul-

tusminiſter es für Ehrenſache halte, das Denkmal Alphonſe Daudets einzuweihen, lächelten die Liebhaber der Stiergefechte vergnügt. Sie entſannen ſich, daß der Herr Miniſter durchaus kein fanatiſcher Anhänger ihres Sports ſei, und niemals daran gedacht habe, akademiſche Palmen auf den Bolero eines Stierkämpfers zu heften. Welch ſchöne Gelegenheit für ſie, gegen den miniſteriellen Geſchmack zu proteſtieren. Die Leute haben kräftige Stimmen im Süden! — Da war eine klangvolle Demonſtration in Ausſicht in der Arena.

Herr Leygues liebt die Muſik, aber nicht ſolche und aus ſolchen Kehlen. Das iſt, ſagt man, der Grund, weshalb er nicht erſchienen iſt. Jetzt ſprechen ſeine Gegner von Politik und erzählen Wahlgeſchichten, indem ſie wie Verſchwörer mit den Augen zwinkern. Andere behaupten, daß Herr Leygues den Stier hätte bei allen ſeinen Hörnern faſſen ſollen, und daß ein ſolcher Mut alle Schwierigkeiten überwunden hätte. Es iſt fürwahr ein Trauerſpiel, zu ſehen, wie die Gedenkfeier des großen Meiſters am Tage ſeiner Verherrlichung unter all dieſen Kleinlichkeiten leidet. Was bedeuten denn ſchließlich die Stierkämpfe und ihre Politik, wenn es ſich darum handelt, einen der größten Schriftſteller des Jahrhunderts zu ehren, einen Mann, der ſein ganzes Leben hindurch die Politiker und ihre Händel gehaßt hat, und ſich nur mit ihnen beſchäftigte, um ihnen ihre Lächerlichkeiten abzulauſchen und in ſeinen Romanen niederzulegen.

Eben haben mir bei einem Spaziergang um die Maiſon-Carrée einige Nimeſer ihr Herz geöffnet. Gewiß, ſie lieben Alphonſe Daudet; ſie ſind ſtolz, ihn zu ihren Landsleuten zu zählen. Aber warum, ſagen ſie, iſt er

seiner Geburtsstadt so wenig treu geblieben? Die guten Leute hätten ihn gern häufiger unter sich gehabt. Wer weiß, vielleicht dachten sie daran, ihn zum Stadtrat zu machen, ihn zweifellos später in irgend welche politische Bestrebungen zu drängen. Man denke sich den Verfasser von Numa Roumestan als Deputierten.

Nein, Alphonse Daudet ist dreißig Jahre hindurch in Paris geblieben, ohne sein Heimatland zu vergessen. Er hat Ruhm auf sich gehäuft für ganz Frankreich, und Nîmes hat auch einige Strahlen abbekommen.

Wir werden morgen sehen, ob die Stadt Nîmes in der That ein Bewußtsein von ihren Pflichten gegen den berühmten Sohn besitzt.

Heute war der Tag eher melancholisch. Heute morgen, in der Kathedrale, vor der Familie Daudet, die vollzählig versammelt war, in Gegenwart der Spitzen der Behörden und einiger Freunde, hat seine Eminenz, der Erzbischof von Nîmes, ein Totenamt celebriert. Heute abend wird Paul Mounet in einer Versammlung Verse und Stücke aus den Romanen des Meisters recitieren. Es wird ein köstlicher Abend in einem auserwählten Kreise werden. Und doch hätte ich es vorgezogen, in der sonnenerfüllten Arena vor einer jubelnden Menge einige von den wunderbaren Stellen vortragen zu hören, wo Daudet seine ganze Kunst und seine Seele hineingelegt hat.

Nîmes, den 8. April.

In aller Eile ist heute nacht die Statue Alphonse Daudets angekommen. Arbeiter haben sie bei Fackelschein auf einen etwas niedrigen Sockel gesetzt, inmitten eines

Baſſins in einem Square, wo ſechs mächtige Pappeln ſich im Winde wiegen.

Der Platz iſt ziemlich ſchlecht gewählt. Dieſes Stück öffentlichen Gartens, von den hohen Wänden der umliegenden Häuſer eingezwängt, hätte vielleicht für das Denkmal eines ernſten Philoſophen gepaßt. Es ſtimmt ſchlecht zu demjenigen, deſſen Genius aus Sonne und Bewegung gemacht war. Man ſcheint ihm, der ſtets den weiteſten Horizont liebte, den Raum, und dem, deſſen Seele ſich an Farben berauſchte, das Licht genau zugemeſſen zu haben.

Und ich mache mir klar, warum Falguière mit einigem Bedauern ſein Werk abgeliefert hat, und warum der Künſtler ſeinen letzten Meißelſchlag noch nicht gethan. In einigen Stunden, wenn die offiziellen Reden das Marmorbild des Meiſters begrüßen werden, wird man ihn nicht auf der Ehrentribüne unter den Fahnen und Galauniformen finden. Hinter dem Vorhang ſeines Zimmers verſteckt, in einem Hôtel, welches an dem Square liegt, wird er mit Ungeduld das Ende der Feier erwarten.

— Ich habe euch meine Statue nur geliehen, ſagte er mir geſtern. Morgen nehme ich ſie wieder mit.

Und der große Künſtler thut recht daran, ſie wieder mitzunehmen. Gewiß nicht, weil ſie nicht ſchön ſei, aber Falguière hat uns den Alphonſe Daudet nicht ſo dargeſtellt, wie die Nachwelt ihn ſehen wird. Er hat ihn melancholiſch gemacht, faſt leidend; er hat ihm eine ernſthafte und gedankenvolle Haltung gegeben. Der Mann, der dort auf einen Felſen geſtützt ſteht, den Kopf geſenkt,

eine Feder in der müden Hand, das ist nicht der Daudet, welcher den lebensprühenden Tartarin geschrieben hat oder die Mühlenbriefe, jenes Bouquet von Blumenduft und Sonnenstrahlen. Der Bildhauer hat aus seinem Marmor einen ernsthaften Denker heraustreten lassen, der über die schweren Probleme der Menschheit grübelt. Das ist ein Irrtum, den er noch verbessern muß.

Nîmes ist etwas aus seiner unfreundlichen Erstarrung von gestern erwacht. Es ist Sonntag, der Himmel blau und die Stadt scheint sich durch Sonnenschein und Staub hindurch zu rühren. Die harmonischen Klänge der Osterglocken durchschwingen die Luft, Spaziergänger bewegen sich auf den Straßen, Schutzleute in Gala auf dem Square. Aber die Menge, die große Menge, welche für solche Feiern notwendig ist, fehlt. Sie drängt sich nach der Arena, um vier Kühen und sechs beliebten Toreadors aus der Umgegend zuzujubeln. Alphonse Daudet, der berühmte Landsmann, reicht in ihrer Bewunderung Herrn Le Pouly, dem ersten Torero von Nîmes, kaum bis zur Taille.

Ich bedauere von Herzen diese hübsche Stadt, wo noch dazu die Kunst überall Spuren hinterlassen hat, um ihre Gleichgiltigkeit und ihren Geschmack. Alphonse Daudet, dem nur die Dummen seine Scherze und ironischen Bemerkungen über den Süden vorwerfen, hätte die ganze Bevölkerung zu einer Jubelstimmung vereinigen sollen. Vor einem Ruhm wie seinem hätten die Fragen der Politik und der Stiergefechte einfach schweigen müssen. Wenn Tartarin Familie in Nîmes hinterlassen hat, hätten seine nächsten Verwandten nur ihre Pflicht gethan, wenn sie in das Komitee des Denkmals getreten wären. Was

ſehen wir dagegen? — Zänkereien und kleinlichen Groll. Ach, der Meiſter könnte in jener Welt ein hübſches Buch darüber ſchreiben, wenn er im Paradies Zeit dazu hat; einen prickelnden Epilog zu ſeinen Tartaringeſchichten würde dies Verhalten ſeiner Nîmeſer Landsleute geben.

Trotzdem war die Einweihung des Denkmals eine ſehr ſchöne Feier. Sie verdankt ihren Erfolg zum großen Teil einem talentvollen Journaliſten, der der Freund Daudets war und hier ſein Gedächtnis vertritt, Herrn Paul Guiraud. Von den drei Reden, welche die Statue des Meiſters begrüßt haben, muß man die ſeine im Original leſen, eine ſchöne Arbeit in Stil, Gedanken und Empfindungen. Herr Henri Roujon, Direktor der ſchönen Künſte, hat über Alphonſe Daudet als Sprachkenner und als Künſtler geſprochen. Ich kann hier leider nur einige Bruchſtücke ſeiner Rede geben.

. . . . . Nach dem trauervollen Kriege finden wir Alphonſe Daudet wieder, noch zitternd vor Aufregung, aber geadelt und ein Mann geworden, der die Menſchen und Dinge mit jenem verſchleierten und tiefen Blick betrachtete, der auf nichts zu achten und doch alles zu ſehen ſchien. Der reine Künſtler verzichtete auf den liebenswürdigen Ruhm des Sammlers von Kleinigkeiten, er war ihm zu leicht, und er wurde in der Stille ein Schöpfer von Seelen. Ein ernſtes Haus des Marais, erfüllt von dem Duft der alten franzöſiſchen Tugenden, eine wahrhafte Trauminſel in der ſteigenden Flut der Arbeit, bot ihm ein Aſyl und ſchaffte ihm einen Platz der Sammlung. Dort wurde, kann man ſagen, zu Ehren der Litteratur ein zweiter Alphonſe Daudet geboren, auch der ein Dichter,

aber dem Leiden und dem Leben näher gerückt. Die wunderbare Erzählung Fromont junior und Risler senior leitet dieſe neue Periode ein. Der nationale Roman, die Kunſt Balzacs, Flauberts, der George Sand zählte einen Meiſter mehr. Das Publikum hatte ſchon lange Gefallen an den blumigen Pfaden ſeiner kleinen Erzählungen gefunden; es folgte ihm auch, mit mehr Eifer noch, auf dem dornigen Wege der Wahrheit. Der phantaſievolle Erzähler der Mühlenbriefe und der Montagsgeſchichten bewahrte, ein Romandichter großen Stils geworden, die alten Freunde und gewann zu tauſenden neue. Er wandte ſich an alle zuſammen, an die Ariſtokraten des Geiſtes und die große Menge, an die feinſtgebildeten ſeinesgleichen wie an die einfachſten Leſer. Von da an folgten die Meiſterwerke einander, immer eindrucksvoller, immer tiefer, und jedesmal verrieten ſie bei dem Schriftſteller eine höhere Stufe geiſtiger Freiheit wie bei dem Menſchen eine Erweiterung des Gedankenkreiſes. Es iſt unnötig, ſeine überall bekannten Bücher anzuführen, Jack, den Nabob, Numa Roumeſtan, Sappho, die Evangeliſtin. Die von Daudet geſchaffenen Typen ſind Menſchen von Fleiſch und Blut, ſie leben ein Leben der Natur und des Genies. Wir begegnen ihnen alle Tage und könnten ſie bei ihrem Namen anreden. Jeder von Ihnen könnte aus dem Gedächtnis den unüberwindlichen Delobelle und die kleine Chèbe zeichnen, den naiven Janſoulet und die leidende Déſirée und jene Ida von Barancy mit dem Vogelhirn. Fünfundzwanzig Jahre hindurch hat Daudet, ohne daß ſeine Kraft ermattete, Menſchen geſchaffen. Er hat uns Brüder und Schweſtern gegeben, fehlerhaft nach unſerer Art, unvollendet wie wir, aber unſern Augen vertraut

und unſern Herzen teuer, weil ſie teil haben an unſerer ſchmerzerfüllten Menſchlichkeit.

Würdigeren überlaſſe ich den Verſuch, ſein vielgeſtaltiges Lebenswerk zu beurteilen. Daudet hat uns kaum verlaſſen, und doch hat ſich ſchon zwiſchen ihm und uns die nötige Diſtanz gebildet, die es erlaubt, zurücktretend endgiltiges Urteil und wichtigen Spruch abzugeben. Sein ausgedehntes Lebenswerk zeigt keine Falte des Alters; ich wage zu behaupten, daß es niemals welche haben wird.[1]) Woher kommt ihm dieſe geheimnisvolle ewige Jugend? Daher, daß er ſich, unabhängig bis zur Ungebundenheit, von allen Theorien und Formeln ein für allemal freigehalten hat. Vergebens würde man verſuchen, ihn in die eine oder die andere jener Schulen einzureihen, mit denen die Mode des Tages den Mund ſo voll nimmt. Idealiſt, Realiſt, Impreſſioniſt, was bedeuten uns dieſe leeren Worte, wenn es ſich um freies Künſtlertum handelt in Temperament und Gedanken. Daudet war all das zuſammen und nichts von alle dem: er war nur er ſelbſt. Nach der Natur, hat er irgendwo geſagt, ich hatte niemals eine andere Methode. Da lag die ganze Aeſthetik und Richtſchnur deſſen, den die göttliche Wahrheit ſelbſt an der Hand führte.

Darum wird man ihn immer lieben. Man kann der Rührung, die er erregt, und dem Liebreiz ſeiner Werke nicht widerſtehen. Er vermag uns zum Lachen

---

[1]) Der Leſer wird gebeten, zu beachten, daß dies ganze letzte Kapitel unſerer Biographie ein ‚In memoriam' des verewigten Dichters darſtellt, und deshalb etwa befremdend oder übertrieben klingendes innerlich richtig zu ſtellen.

und zum Weinen zu bringen, er versteht es mit leisen Mitteln einen dauernden Eindruck zu erregen. Franzose vor allem, echter Franzose, hat er einen feinen Sinn für das Maßvolle, hat er Kraft und Geschmack. Er kann sich über Tartarin lustig machen, ohne ihn zu beleidigen, indem er eine tiefe Sympathie für ihn bewahrt. So streng er mit seiner Sappho ins Gericht geht, hegt er doch Achtung vor der Heiligkeit ihres Schmerzes. Ohne etwas von unseren Gebrechen zu verheimlichen, verletzt er doch niemals die menschliche Würde.

Ein charakteristisches hebt sich besonders bemerkenswert aus seinem Werke heraus. Der Meister beißender Ironie bewahrt seine schärfsten Worte für alles Unechte, Verkehrte, Verstellte. Nichts scheint ihm mehr den Spott herauszufordern hier auf Erden als eine niedrige Seele. Schlechte Menschen sind dumm, meint er. Auf der andern Seite welch warmes Gemüt, welch edelmütige Freundschaft für die Niedrigen, für alle vom Schicksal Gequälten, für die Verwundeten, die Geopferten, die Besiegten. Nicht jenes gewerbsmäßige, theoretische und etwas pedantische Mitleid, welches sich so leicht in Phrasen Luft macht, sein Mitleid verrät sich in einem Blick, einem Lächeln, es verbirgt sich schamhaft wie ein Almosen.

Alphonse Daudet war noch nicht sechzig Jahr alt. Nachdem er zeitlebens der Kunst gedient hatte, nahte für ihn der schöne Abend eines Künstlerlebens, jene Stunde melancholischen Friedens, wo der ermüdete Arbeiter in Ruhe seinen Gedanken nachhängen kann und sich in einem letzten Werke zusammenfassen. Da entriß ihn der Tod der Bewunderung aller, der hingebenden Liebe seiner Gattin, aus der Mitte seiner Kinder, die er

nach ſeinem Geiſt und ſeinem Herzen gebildet hatte. Seit mehreren Jahren ließ eine grauſame Krankheit nur ſeinen Geiſt unverſehrt. Wir laſen ängſtlich das Nahen des Todes an den ſich verziehenden Linien dieſes Antlitzes, das ſo lange die Schönheit eines jungen Gottes bewahrt hatte. Wir mußten uns von ihm trennen. Eine große Menſchenmenge hat ihn weinend zur letzten Ruhe geleitet; auf den Weg, den der Sarg nahm, haben junge Arbeiterinnen von Paris und Schulkinder Blumen geſtreut. Das Volk mit ſeinem tiefen Inſtinkt für Gerechtigkeit, in ſeiner unbewußten Weisheit erkannte in ihm einen jener auserwählten Wohlthäter, welche den Schatz einer ganzen Nation bereichern und ihr einen höheren Wert verleihen.

Sie haben, meine Herren — und dieſer Gedanke gereicht Ihnen zu hoher Ehre — für die Heimat des Dichters ein wenig von jenem Ruhme zurückfordern wollen, der allen gehört. Die Stadt Nîmes hat einen bedeutenden Bildhauer beauftragt, ein Standbild ihres Sohnes anzufertigen. Aus dem Munde des berühmten Frédéric Miſtral werden Sie den unſterblichen Hymnus der Poeſie und der Freundſchaft vernehmen. Der heutige Tag iſt kein Tag der Trauer; Ihre Stadt hat ein Recht zur Freude. Mit grünen Zweigen, Wohlgerüchen und Geſängen ziemt es ſich, dieſes glückliche Datum zu feiern, wo der Kleine Dingsda beim Klange der Oſterglocken zum ewigen Ruhme eingeht.

Während Herr Roujon ſprach, zeigte ſich in den Reihen der Familie Daudet eine tiefe Bewegung bei dem Erwachen ſo vieler ruhmvoller Erinnerungen. Nach der Rede des Herrn Direktors der ſchönen Künſte verließ

Herr Léon Daudet leise seinen Platz, stieg auf die Estrade und sprach folgende Worte:

Dankbaren Herzens und tief bewegt spricht die Familie Alphonse Daudets der Stadt Nîmes, dem Komitee des Denkmals und den städtischen Behörden ihren Dank aus für die Ehrung, die Sie dem Andenken ihres Mitbürgers zuerkannt haben. Wir danken auch dem Herrn Direktor der schönen Künste für die beredten Worte, die er soeben gesprochen hat. Wir danken endlich dem großen Bildhauer Falguière.

Gewiß, mein Vater liebte seine Geburtsstadt, er bethätigte den stolzen und richtigen Spruch: Ich liebe mein Dorf mehr als dein Dorf, meine Provinz mehr als deine Provinz, ich liebe Frankreich über alles. Und die besten seiner Gaben kamen ihm in der That aus seiner Rasse, aus jenen ursprünglichen Eigenschaften, welche hier ihren reinsten Spiegel haben: Wahrheit, Ordnung, Eindrucksfähigkeit und Feinheit in der Kraft.

Jedesmal, wenn mein Vater an sein Heimatland dachte und es pries, glänzte sein Antlitz vor Freude. Das Gesichtsfeld seiner Kindheit, durch sein außerordentliches Gedächtnis ihm wieder vor Augen gestellt, erheiterte seinen Blick. Das ist der unvergleichliche Glanz des Wortes Vaterland. Es kann ganz in einer harmonischen Seele leben; diese Seele stellt es dar, verleiht ihm erhöhte Kraft, und indem sie es berühmt macht, verleiht sie ihm Unsterblichkeit.

Dann nahm der Festzug den Weg zurück zum Stadthause.

Falguière hinter dem Vorhang seines Fensters, ohne

Zweifel weniger nervös als vorher, gab wohl schon den Packern seine Befehle.

Heute Abend aber wird sich Alphonse Daudet rächen. Wenn das Volk sich nicht um sein Denkmal drängte, heute Abend im Theater wird es brechend voll sein. Nachdem Ernest Daudet und Battisto Bonnet von dem Meister gesprochen haben, der eine als Bruder, der andere als dankbarer Schützling und Freund, soll die Arlesierin aufgeführt werden und die Vorstellung allein wird ein Hochgenuß. Niemals hat Paris in diesem einst mißachteten Werk Künstlern Beifall geklascht wie Paul Mounet, Noblet, Burguet und den Damen Judic, Marie Leconte, Hahne und Marie Laure. Um die Arlesierin zu sehen, haben die Nimeser für ihre Plätze ungeheure Preise gezahlt.

Beinah hätte ich dabei eine niedliche Geschichte vergessen. Fräulein Hahne, die heute Abend den Unschuldigen spielen wird, hatte bis heute Morgen noch kein passendes Kostüm gefunden. Der Theaterschneider war in großer Verlegenheit, wie er ihr eins verschaffen sollte. Da, als ein junger Nimeser Arbeiter an ihr vorüberging, hat Fräulein Hahne auf der Straße ihm seine Bluse und seine Hosen abgekauft. Die Bluse hat sie ihm sofort weggenommen; mit dem Beinkleid hat sie ihn für heut Abend 9 Uhr spätestens bestellt. Das ganze für hundert Franks.

Dieses Beispiel lokalen Edelsinns wird man also wenigstens bei der Daudetfeier erwähnen können: ein Arbeiter aus Nimes bietet sein Werktagskleid einer Pariser Schauspielerin. Und jetzt, nachdem Nimes dem Meister ein kleines Stück Garten gewidmet hat, käme

Tarascon an die Reihe. Ich vermute, jenseits der Rhône, wo man trotz aller gegenteiligen Behauptung dem Dichter nicht zürnt, ist ein Denkmal in Vorbereitung. Nächste Saison, hoffe ich, werden wir es enthüllen mit etwas mehr Begeisterung und besserem Humor als hier.